Hueser

Denkwürdigkeiten

aus dem Leben des

Generals der Infanterie von Hüser

größtentheils nach dessen hinterlassenen Papieren
zusammengestellt und herausgegeben

von

M. O.

Mit einem Vorwort

von

Professor **Dr. Maurenbrecher.**

Berlin.
Druck und Verlag von G. Reimer.
1877.

Vorwort.

Die Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Generals von Hüser beruhen auf den Aufzeichnungen des verstorbenen Generals und auf den eigenen Erinnerungen des Herausgebers, der dem General im Leben sehr nahe gestanden; sie sind ursprünglich nicht zum Zwecke der Veröffentlichung für ein größeres Publikum zusammengestellt worden. Als aber der Herausgeber im vergangenen Sommer sein Manuscript zu meiner Kenntniß brachte, glaubte ich, ganz abgesehen von dem Interesse an der hier geschilderten Persönlichkeit, der Arbeit einigen allgemeineren Werth für die Geschichte unseres Vaterlandes beimessen zu dürfen; ich redete daher zu, das nahezu fertige Werk durch den Druck weiteren Kreisen zugänglich zu machen; und ich hoffe, denselben Genuß, den mir damals die Lekture dieses anspruchslosen und treuen Berichtes bereitet, wird jetzt das gedruckte Buch allen seinen Lesern verschaffen.

*

Ueber die Gesichtspunkte, welche bei seiner Bearbeitung des Hüser'schen Nachlasses den Herausgeber geleitet, spricht er selbst sich in demfolgen den Vorworte aus. Mir scheint, daß er bei seiner Auswahl dessen, was mittheilenswerth war, gerade das richtige Maaß getroffen; er verräth eine literarisch geübte Hand und hätte deßhalb sicher keiner besonderen Einführung bedurft. Auf seinen Wunsch will ich jedoch hier kurz diejenigen Punkte bezeichnen, in welchen ich den historischen Werth der Arbeit erblickt habe; ich berühre besonders diejenigen Momente, für deren Geschichte Hüser's Denkwürdigkeiten mir beachtenswerthe Notizen mitzutheilen oder eigenthümliche Auffassungen zu enthalten scheinen.

Die ersten Kapitel entrollen uns ein höchst fesselndes culturhistorisches Bild aus den Schicksalen einer der vielen Familien des preußischen Offizieradels. Auf die von den Ideen der Neuzeit schon leise berührten Zustände Preußens, und besonders Berlin's, fällt dabei manches interessante Streiflicht: das militärische Leben, die geistigen Interessen und geselligen Zustände jener Offizierkreise werden uns an einem Beispiele vorgeführt, dem fast typischen Charakter beizulegen ich nicht anstehe. Dieser Abschnitt aus Hüser's Jugenderinnerungen läßt uns in ihm einen scharfen Beobachter und gewandten Darsteller erkennen. Wichtiger wird sein Bericht, sobald er das Jahr 1806 erreicht hat; er tritt hier fast ebenbürtig zur Seite den militärischen und autobiographischen Aufzeichnungen über jenes Jahr, die wir

von Plotho, von Rühle, von Ledebur schon besitzen. Einzelne auf eigener Beobachtung beruhenden Züge in Hüser's Erzählung dürften immerhin werth sein von dem Historiker jener Tage beachtet zu werden, z. B. S. 51. 53. 59. 60.

Der Vater Hüser's war jener Befehlshaber der Artillerie, auf den bekanntlich von vielen Seiten die Schuld an der Kapitulation von Prenzlau (28. Oktober 1806) gelegt ist. Schon in seinem Berichte vom 29. Oktober hob der Fürst von Hohenlohe zu seiner eigenen Rechtfertigung hervor, „daß die meisten Bataillons ohne Taschenmunition, daß er seine ganze reitende Batterie verloren, daß, nach der Anzeige des Obersten von Hüser, er für die meisten übrigen Kanonen nur noch fünf Schüsse gehabt" (bei Rühle, Bericht eines Augenzeugen, 2. A. II. 147, vgl. auch I. 286). Des Fürsten unglückseliger Rathgeber, der Oberst von Massenbach, ließ es sich natürlich nicht entgehen, von der Sache nachdrücklichen Gebrauch zu machen; er berief sich auf Augenzeugen des Vorfalles (Denkwürdigkeiten zur Geschichte des Verfalles des preuß. Staates. II. 111). Bei der 1807 vom Könige angeordneten Untersuchung der Kapitulation hatte Hüser Gelegenheit sich über die Sache zu äußern; den Vorfall vermochte er freilich nicht ganz in Abrede zu stellen, aber er suchte seine Bedeutung einzuschränken und wenigstens theilweise sich von der Schwere der Schuld zu entlasten. In den Papieren

seines Sohnes fand sich seine dem Könige eingereichte Rechtfertigungsschrift vom 12. September 1807. Gegenwärtig erschien es noch nicht überflüssig, dieselbe ihrem Wortlaute nach mitzutheilen (vgl. Beilage). Allerdings wird eine objektive kritische Prüfung der Zeugnisse kaum zu einem anderen Urtheile gelangen, als es Höpfner, dem dies Aktenstück ebenfalls vorgelegen, schon formulirt (Krieg von 1806 und 1807. 2. Aufl. 1855. II. 192—194).

Auch Hüser (der Sohn) wurde bei Prenzlau kriegsgefangen; die nächste Zeit verlebte er in erzwungener Unthätigkeit in Berlin. Seine Aufzeichnungen geben S. 64 ff. ein äußerst lebendiges Bild der Stimmung, welche 1807 bis 1812 auf den preußischen Patrioten gelastet. Solche tief empfundenen Erinnerungen einer selbst durchlebten Periode der Gährung und Vorbereitung schaffen dem später geborenen Leser ein inneres Verständniß jener Zeit in weit reinerer Weise, als es die spätere Geschichtschreibung zu vermitteln im Stande. Hüser's persönliche Stellung und Thätigkeit lehrte ihn manche Einzelheit der sich damals im Geheimen vorbereitenden Erhebung kennen (S. 70. 73. 78); namentlich die österreichische Episode fesselt des Lesers Interesse (S. 80 ff.). Als endlich im Februar 1813 der heiß ersehnte Morgen des Freiheitskrieges anbrach, erhielt H. die Bestimmung, Scharnhorst bei seiner umfassenden Arbeit als Adjutant zu dienen (S. 98); damit beginnt der historisch wichtigste Theil seiner Memoiren.

Zunächst darf ich wohl auf die sorgsam erwogene und reiflich durchdachte Charakterskizze Scharnhorst's hinweisen, S. 102—105: sie beruht auf der persönlichen Beobachtung eines zu menschlichem, politischem und militärischem Urtheil hervorragend befähigten Mannes, der mit hingebendster Begeisterung und Verehrung während der entscheidenden Monate der Kriegsrüstung und Heeresaufstellung in unausgesetzter Berührung mit dem gewaltigen Kriegsorganisator Preußens gestanden. Da H. später eine ähnliche Adjutantenstellung bei Gneisenau und ein fortgesetzter naher Verkehr mit demselben zu Theil geworden, so haben wir es auf das lebhafteste zu bedauern, daß H. nicht auch eine Skizze Gneisenau's hinterlassen, vgl. S. 149. Leider konnte der Brief Hüser's, auf welchen Droysen's dort mitgetheiltes Schreiben die Antwort bildet, nicht mehr aufgefunden werden; er würde vielleicht zur Ausfüllung der beklagten Lücke Material abgegeben haben.

Die Erzählung dessen, was H. nach dem Ausbruch des Krieges erlebt, ist eine ebenso lebendige als gut unterrichtete und sachverständige; als Adjutant im Blücher'schen Hauptquartier konnte er manches wichtige Detail erfahren; ich erwähne z. B. die Aufforderung des Herzogs von Weimar (S. 108), die Verhandlungen über die Schlachtdisposition vom 1. Mai (S. 110) und einzelne Züge aus den Schlachten von Großgörschen (S. 112. 113) und Bautzen (S. 116). H. wurde dort derartig verwundet, daß er in der nächsten

Zeit aus seiner aktiven Stellung einstweilen ausscheiden mußte; erst im September war er wieder dienstfähig. Für den Sommer 1813 geben daher die Memoiren nur Stimmungsbilder (S. 122—128), im September nehmen sie den Charakter des Berichtes wieder an. Amusant ist die S. 132 mitgetheilte Anekdote über Blücher's und Bernadotte's Begegnung am 2. Oktober; auch das S. 135 u. 136 Ueberlieferte dürfte bemerkenswerth sein. Bei Leipzig war H. nicht zugegen; er befehligte in jenen Tagen ein Detachement in Halle, vgl. S. 137—140. Während des französischen Krieges von 1814 hatte er in der Heimath Dienste zu leisten; und auch 1815 wurde er erst im Juni zum Feldheere nach Frankreich befohlen; erst nach dem Siege von Waterloo traf er bei demselben ein. Doch versetzt sein Reisebericht (S. 155—159) auf's lebendigste mitten in die Spannung jener Tage hinein; und die ausführliche Erzählung seiner Erlebnisse als Adjutant in Blüchers Umgebung (Juli 1815) bringt reiches und interessantes Material für die Geschichte des preußischen Heeres, während es vor und in Paris stand (S. 160—174): Blücher's allbekannte Eigenthümlichkeiten bieten hier Stoff zu mancher hübschen Bemerkung und mancher launigen Anekdote.

Vom Jahre 1815 ab ändert sich der Charakter der Denkwürdigkeiten. Die Person Hüser's und seine Erlebnisse stehen im Vordergrund der Mittheilungen, sie besitzen für die allgemeinen Verhältnisse nur indirekte Bedeutung;

doch gewähren sie auch in diesem Theile Denjenigen reichen Genuß und förderliche Belehrung, welche sich für die Geschichte unserer nationalen Heeresentwickelung oder für die Betrachtung der geistigen und politischen Strömungen unseres Jahrhunderts interessiren. H. widmete zuerst seine Thätigkeit dem Berliner Kadettencorps, bei welchem er auch früher schon die Stelle eines militärischen Erziehers bekleidet (S. 89—95, 146—148, 188—194). Erst 1823 trat er wieder in's Heer, und stieg nun in der üblichen Reihenfolge militärischer Würden und Ehren allmälig empor. Er wechselte mehrfach seinen Wohnort: Berlin, Elbing, Danzig, Saarlouis, Trier, Düsseldorf, Mainz waren die Stätten seines Wirkens. Mit vielen hervorragenden Zeitgenossen gewann und pflegte er persönliche Berührungen, so mit Schleiermacher, Arndt, Sack, Eichhorn, Schön, Flottwell u. A., unter den höheren Offizieren mit Gneisenau, Borstell, Friedrich Dohna, Pfuel, Bardeleben, Aster, Brause, Gröben; über die genannten Personen findet sich manches charakteristische Wort in seinen Papieren. Er war am Rhein schnell heimisch geworden, von 1828 bis 1850 lebte er in verschiedenen Städten des Rheinlandes; seine Bemerkungen über die politischen Richtungen und Bestrebungen unter den Rheinländern legen wiederholt Zeugniß ab von seiner guten Beobachtung und seinem scharfen politischen Blick (vgl. z. B. S. 208, 212, 219, 232, 239, 250, 254); auch über Friedrich Wilhelm IV. als Kronprinzen und als

König, sowie über Se. Majestät unseren jetzt regierenden Kaiser hat Hüser sich mehrfach geäußert (z. B. S. 221, 226, 235, 237, 244, 248, 251, 263): die königstreue Gesinnung und die Freisinnigkeit seines Wesens beleben alle diese Urtheile und Bemerkungen.

In seiner letzten dienstlichen Stellung, als Vicegouverneur der Bundesfestung Mainz, zog H. im Frühling 1848 noch einmal die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Bei den demokratischen Unruhen in Mainz erhoben grade gegen ihn die Unruhstifter und Volkshelden lärmende Anklagen; der Rädelsführer der Tumultuanten von Mainz, der Advokat Zitz machte die Mainzer Vorgänge zum Gegenstand einer parlamentarischen Action in der Frankfurter Nationalversammlung am 29. Mai und 3. Juni (vgl. Stenographische Berichte I. 55—63, 77, 86, 93—114). Grade im damaligen Augenblick war es von Bedeutung, daß in Mainz die Ordnung durch das kräftige Handeln Hüser's bald hergestellt und daß die Frankfurter Versammlung sein Auftreten zu billigen sich trotz des demokratischen Tobens entschloß. Ueber diese Angelegenheit hat H. selbst einen umständlichen Bericht hinterlassen (S. 270—288), der ja selbstverständlich seine antidemokratische Gesinnung in unzweideutigen Worten darlegt, der aber in allen wesentlichen Punkten als sachlich richtige Erzählung durch den Bericht der parlamentarischen Untersuchungscommission bestätigt wird. Wer heute jenes längst vergessene Ereigniß

sich in die Erinnerung zurückruft, wird Hüser's Besonnenheit, Festigkeit und Mäßigung volle Anerkennung zollen.

1849 auf seinen Wunsch zur Disposition gestellt, brachte H. den Abend seines Lebens in Berlin zu. Auch aus dieser Zeit wird uns noch manche Einzelheit bekannt (S. 299 ff.), die für eine dereinstige Geschichte des sechsten Jahrzehntes unseres Jahrhunderts ernstliche Beachtung verdient.

Ueberhaupt wird derjenige, der das vorliegende Buch mit liebevoller Aufmerksamkeit gelesen, von dem Charakter Hüser's einen durchaus günstigen Eindruck behalten; er wird ihm ganz besonders für alle die Beiträge, die seine Denkwürdigkeiten zur Geschichte unseres Jahrhunderts geliefert, ein dankerfülltes Andenken bewahren.

Bonn, November 1877.

W. Maurenbrecher.

Vorwort des Herausgebers.

Befreundeten Anregungen gemäß, wird auf den nachfolgenden Blättern der Oeffentlichkeit das ursprünglich für einen kleineren Kreis zusammengestellte Lebensbild eines Mannes übergeben, der zwar nie in der vordersten Reihe seiner Zeitgenossen, durch die Gunst der Verhältnisse aber in vielfacher Beziehung zu den bewegenden Kräften einer glorreichen Epoche unserer vaterländischen Geschichte gestanden hat. Auch ist es in engeren Grenzen ihm selbst wiederholt vergönnt gewesen, eine auf das Wohl des Ganzen gerichtete Thätigkeit zu üben und auf die Entwickelung, wie das Schicksal einer nicht geringen Zahl von Individuen Einfluß zu gewinnen.

In beiden Richtungen dürften die vorliegenden Erinnerungen auch dem ferner stehenden Leser manches Interessante darbieten. Im Rahmen eines einzelnen Menschenlebens die Bilder entschwundener Zeiten und Persönlichkeiten vorüberführend, sind sie ihrem weitaus bedeutendsten Theile nach einer, zu Anfang der dreißiger Jahre des Jahrhun-

derts verfaßten Selbstbiographie, sowie späteren tagebuchartigen Aufzeichnungen entnommen, welche letztere bei besonderen Anlässen sich zu ausführlicheren Berichten erweitern. Da indessen sowohl die eine, wie die andern, allein für die nächsten Angehörigen, ohne jede Beziehung zur Oeffentlichkeit, niedergeschrieben wurden, so war es Aufgabe der Bearbeitung, sei es bei wörtlichem Wiedergeben des Vorhandenen, sei es bei zusammenfassendem Nacherzählen, mit zarter Hand und ohne den Reiz des Ursprünglichen zu verwischen, der Mittheilung privater Lebenserfahrungen eine untergeordnetere Stelle anzuweisen. Gleicher Beschränkung schienen auch die verhältnißmäßig unbedeutenden Details langer Friedensjahre zu bedürfen. Dennoch mögen, wie in individuellen Erlebnissen ganze Zustände und Zeitrichtungen sich spiegeln, so auch in den Erinnerungen einer wenig ereignißvollen Periode, ältere Zeitgenossen, zumal in militärischen Kreisen, Eindrücke und Beziehungen ihrer eigenen Vergangenheit wiederfinden und dieselben nicht ungern begrüßen. Wo aber, zur Vervollständigung des Ganzen, dem Leser auch rein Persönliches nicht vorenthalten wird, geschieht es in der Zuversicht, daß die Betrachtung eines, dem Dienste höherer Ideen gewidmeten, tüchtigen Menschendaseins nie ohne wohlthätig belebende Rückwirkung zu bleiben vermöge.

Die durch einzelne Lücken in den autobiographischen Nachrichten nothwendig gewordenen Ergänzungen sind auf verbürgte Zeugnisse Nahestehender und Miterlebender zurückzuführen, ebenso das hie und da eingestreute Urtheil

über Eigenthümlichkeit und Leistungen der Hauptperson der Erzählung selbst. Alle in den Denkwürdigkeiten vorkommende Beurtheilungen anderer Individuen und Verhältnisse dagegen sind fast ausnahmslos die des Selbstbiographen, auch da, wo sie nicht in seinen eignen Worten überliefert werden. Anfechtbar, wie jede menschliche Meinung, dürften sie kaum noch eine größere Anzahl Lebender berühren, da seit dem Tode des Urtheilenden volle zwanzig Jahre verstrichen und selbst die Mittheilungen der letzten Abschnitte zur Geschichte vergangener Tage geworden sind.

M. D.

Inhaltsverzeichniß.

Erstes Kapitel.

Abkunft und Elternhaus. Erste Kindheit.
1782—1789.

In Thüringen wurzelnd und bereits im fünfzehnten Jahrhundert unter den Lehensleuten des Bischofs von Fulda vorkommend, ist die Familie von Hüser aller Wahrscheinlichkeit nach mit der von Hausen gleicher Abstammung, wie auch die Aehnlichkeit der beiderseitigen Wappen beweist. Der ursprüngliche Name mag Husen gelautet und in verschiedenen Zweigen verschiedene Umwandlungen erlitten haben. In Pommern, in Braunschweig, auch in Baiern tauchen während des sechszehnten und siebzehnten Jahrhunderts Sprossen der Familie auf. Im Jahre 1708 hatte Johann Eberhard von Hüser als braunschweigisch-lüneburgischer Oberamtmann das Amt Bodendiek in Pacht. Ihm waren, vermuthlich bei einer Feuersbrunst im Amthause, seine Adelsbeweise verloren gegangen und wurde ihm deßhalb auf seinen Antrag von Kaiser Joseph I. ein neuer Adelsbrief bewilligt und ausgestellt, den er seinen Söhnen zu besonderer Werthhaltung empfahl. Er hatte deren drei, von denen der eine in überseeischen Ländern verschollen, der zweite in dänischen Diensten als Oberst kinderlos verstorben ist, der dritte der Stammhalter des Geschlechts und Großvater Desjenigen wurde, dessen Lebensumrisse diese Blätter enthalten. Geboren im Jahre 1699, trug er die Namen seines

Vaters, Johann Eberhard. Ohne die näheren Umstände seiner Uebersiedelung in mecklenburgische Dienste zu kennen, finden wir ihn um das Jahr 1740 als strelitzschen Postbeamten in Rostock, wo er zugleich der Schwiegersohn seines Vorgesetzten, des mecklenburgischen Generalpostmeister von Schütz geworden. Seine Vermögensverhältnisse sollen für jene Zeiten äußerst günstige gewesen sein; er vermochte es, seiner Familie eine sorgfältige Erziehung durch Hofmeister und Gouvernanten geben zu lassen, bis der siebenjährige Krieg, dem Mecklenburg so Vieles opfern mußte, die wohlhabende Lage in ihr Gegentheil veränderte und kaum noch die einigermaßen standesmäßige Erhaltung der Kinder gestattete. Diese schmerzlichen Umgestaltungen mochten zum Theil es verschulden, daß bei Johann Eberhard von Hüser sich eine heftige Abneigung gegen den Soldatenstand, gegen Preußen und speziell gegen König Friedrich entwickelte, den er für die Unruhe der Zeit, wenn nicht gar für das eigene Mißgeschick verantwortlich machte. Eine leidenschaftliche Partheinahme für und wider Preußens damals aufkeimendes Uebergewicht und den großen Urheber desselben ging ja in jenen Tagen durch alle deutschen Lande, Zwietracht säend unter den Bürgern einer Stadt, den Mitgliedern eines Hauses. So auch hier. Von den zwei Söhnen und drei Töchtern der Familie von Hüser schaute der Aelteste, Heinrich Christian geheißen und 1741 geboren, mit ganz andern Augen auf die Zeitereignisse, als der alternde Vater. Friedrichs Heldenglorie strahlte begeisternd in seine jugendliche Seele hinein und der heiße Drang, unter den ruhmreichen Fahnen Preußens sich selbst militärische Ehren zu erringen, bemächtigte sich seiner mit unwiderstehlicher Macht. Dem grollenden Vater diesen Herzenswunsch vorzutragen, erwies sich bei dessen Gesinnungen als unthunlich; die Mutter jedoch, die eine energische und hochstrebende Frau gewesen zu sein scheint und deren beide Brüder Offiziere in preußischem Dienste waren, ermöglichte es dem etwa Sechszehnjährigen, heimlich das Elternhaus

zu verlassen und die preußische Grenze zu überschreiten. Durch einen Freund der Familie, den Feldmarschall von Kalkstein, zunächst für einige Zeit dem Berliner Cadettencorps als Zögling zugetheilt, genoß er seine militärische Ausbildung in diesem Institute, welches damals jedoch mehr einer gewöhnlichen Soldatenschule, als einer Bildungsanstalt für Offiziere geglichen zu haben scheint. Die Behandlung der jungen Leute war eine rohe, der wissenschaftliche Unterricht äußerst spärlich und mangelhaft, Exercirübungen und die Erlernung des Garnisondienstes bildeten die Hauptsache. Dieser kurzen Periode des Vorstudiums folgte für den jungen Mann ein Soldatenleben voll Mühsal und Gefahr, voll stolzer Siegesfreude und bangem Zagen, wie das wechselnde Geschick jener kriegerischen Jahre es Tausenden bot. Artillerist und bei einer langen Reihe größerer und kleinerer Affairen betheiligt, wußte der Lieutenant von Hüser seine Batterie in verschiedenen Gefechten so wirkungsvoll zu gebrauchen, daß er mehrmals die Ehre der persönlichen Anrede des großen Königs genoß, dem er unverändert die hingebendste Verehrung widmete und in dessen Nähe bleiben zu dürfen, ihn besonders beglückte, als nach geschlossenem Frieden Berlin ihm zum Garnisonsort angewiesen wurde.

Von äußern Vortheilen hatte im Uebrigen der Krieg ihm wenig eingetragen; das Avancement schlich unendlich langsam vorwärts. Waren dem blutarmen Offizier aber keine Glücksgüter zugefallen, so hatte er sich etwas Besseres zu bewahren und zu erringen gewußt: die Reinheit einer, allem Gemeinen abgewendeten Seele, eine von den Rohheiten des Krieges unbefleckte Sittlichkeit und den Ernst einer tief religiösen Lebensanschauung. Für die letztere suchte er in der eifrigen Hingabe an die Freimaurerei Nahrung und Kräftigung, eine Hingabe, welche den Beweis liefern dürfte, daß die Grundsätze des Ordens denen eines positiven Christenthums keineswegs nothwendig entgegenwirken. Denn zu einem solchen bekannte das einfache, aber tiefe Gemüth des eigen-

thümlichen Mannes sich in weit entschiedenerer Weise, als die rationalistische Gesammtrichtung jener Zeit es mit sich brachte. In dem derben, auf der damaligen Bildungsstufe seines Standes und Berufs stehenden, einem heitern Lebensgenusse geneigten Soldaten, dem Jagd und militärische Thätigkeit die Lieblingsbeschäftigung bildeten, wohnte ein über die höchsten Dinge grübelnder Geist, der, wie seine nachgelassenen Papiere ausweisen, sich bis an die Grenze mystischer Spekulation wagte. Den so ernst Gesinnten mußte es hochbeglücken, als die mehrfach vergeblich angestrebte Versöhnung seines erzürnten Vaters endlich zu Stande kam. Als Pfand derselben ward ihm gestattet, seinen jungen Bruder ebenfalls in preußischen Militärdiensten unterzubringen. Bald darauf starb der Vater, den Seinen nur ein kärgliches Erbtheil hinterlassend. Gleichwohl unternahm es wenige Jahre später der nunmehr achtunddreißigjährige Stabscapitain von Hüser, sich einen eignen Hausstand zu gründen und eine Gattin heimzuführen, die er mit dem ganzen tiefen Gefühl seines starken Herzens liebte. Seine Wahl war auf Sabine Michaelis, die Tochter des Geheimen Justizraths Michaelis zu Berlin, gefallen und die Verbindung wurde im Herbst 1779 gefeiert.

Aus dieser überaus glücklichen Ehe ward am acht und zwanzigsten Februar 1782 als Erstling der Knabe geboren, mit dessen Lebensgeschichte wir uns beschäftigen. Der zu jener Zeit in Berlin hochberühmte Arzt und Geburtshelfer, Dr. Ribbeck, hatte die schwere Entbindung vollziehen müssen, der Mutter wie des Kindes Leben wären gefährdet gewesen, und nachdem Beide gerettet, hatte der glückliche Vater die zwei ihm neu Geschenkten mit einer Leidenschaft und Ausschließlichkeit der Liebe umfaßt, die andern Gegenständen kaum wieder Raum vergönnte.

In der Taufe erhielt der Neugeborene die Namen Johann Hans Gustav Heinrich. Bei dieser Gelegenheit entspann sich — in welcher Weise und auf wessen Veranlassung ist unbekannt — ein

gelehrter Streit über die gleiche oder verschiedene Bedeutung der Namen Johann und Hans, der so weit gedieh, daß den Universitäten Halle und Frankfurt die schwierige Frage zur Beurtheilung vorgelegt ward. Die Autoritäten der letztgenannten gelehrten Anstalt entschieden denn auch dahin, daß beide Namen grundverschiedene, Johann von griechischer, Hans von reindeutscher Abstammung seien, mithin nebeneinander verwendet werden könnten, und bei diesem Bescheide scheint man sich beruhigt zu haben.

Bevor wir den so früh in den Kreis wissenschaftlicher Forschung gezogenen Knaben, der übrigens bei dem völlig unanfechtbaren Namen Heinrich gerufen wurde, durch seine Lebensschicksale verfolgen, werfen wir einen Blick auf den Hausstand seiner Eltern und gewinnen dadurch eine Vorstellung von der, solche Ausbreitung ermöglichenden Genügsamkeit jener Zeit sowohl, als auch von den weitherzigen Begriffen des Capitains von Hüser, dessen Freigebigkeit seinen Verwandten gegenüber, die eignen Interessen zu schädigen drohte. Denn bei und größtentheils von ihm lebten in den ersten Jahren seiner Ehe eine mit der jungen Frau ins Haus gekommene ehemalige französische Gouvernante derselben, die älteste seiner eignen drei, nach dem Tode der Eltern fast hülflos zurückgebliebenen Schwestern, die kleine uneheliche Tochter seines Bruders, welche er vollständig erzog, und eine Cousine, die verwittwete Frau v. S., deren ganzes Besitzthum in Folge unglücklicher Prozesse verloren gegangen. Außerdem speisten täglich am Familientische der Bruder des Hausherrn und ein Vetter von Schütz, deren schmale Lieutnantsgage dieser Erleichterung sehr bedürftig, auch wurden die beiden in Rostock verbliebenen Schwestern kräftig unterstützt. Kein Wunder, wenn das sehr mäßige Einkommen erschöpft, das kleine Vermögen der Hausfrau angegriffen und zum Theil aufgezehrt werden mußte, zumal, als dem erstgeborenen Sohne in den nächsten Jahren noch zwei Kinder, ein Mädchen und ein Knabe, rasch hinter einander folgten. Von dem

letzteren schicken wir gleich voraus, daß er bereits im fünften Jahre den Folgen der damals noch unvermeidlichen Pockenkrankheit erlag, die er gleichzeitig mit seinem älteren Bruder durchmachte, und knüpfen an die frühesten Eindrücke des Letztgenannten den Faden der Erzählung wieder an. Hervorstechend tritt uns die zwischen Vater und Sohn bestehende zärtliche Anhänglichkeit entgegen, die den Knaben, wo es irgend thunlich, und schwerlich überall zu seinem Vortheil, die Gesellschaft und Beschäftigung des Vaters theilen ließ. Nicht nur zu den Besuchen alter Kriegskameraden im Invalidenhause, zu weiten Fahrten im leichten Jagdwagen und fröhlichen Tischgesellschaften beim Hofjäger und am Gesundbrunnen — damals die elegantesten Vergnügungsorte der Hauptstadt — sah der Kleine sich mitgenommen, er verbrachte auch ganze Tage auf der Artilleriehauptwache, welche zu jener Zeit noch mit einem Capitain besetzt wurde, sobald die Reihe dieses Dienstes an seinen Vater kam. Der muntere Junge, von früh an in vollständiger Bombardieruniform, mit Pulverfläschchen und Pallasch einhergehend, ward von den dort anwesenden Offizieren gehätschelt und gehänselt, überhaupt aber von aller Welt gründlich verzogen.

Indessen gab es auch Einwirkungen kindlicherer Art. Den ersten Unterricht, zumal in der unerläßlich erachteten französischen Sprache, hatte die alte Gouvernante der Mutter übernommen, auch wurde für einige Stunden des Tages die Elementarschule des Herrn Splittegarb in der Brüderstraße besucht, aus welcher der sorgliche Vater seinen Liebling selbst abzuholen pflegte, sobald seine Dienstgeschäfte es erlaubten. Auch an gleichalterigen Genossen fehlte es nicht und es befanden unter ihnen sich einige sehr hohe. In Folge naher Bekanntschaft seiner Mutter mit einer der königlichen Kammerfrauen, welche überdies Heinrichs Pathe war, wurde der Knabe häufig als Spielgefährte der jüngeren Kinder Friedrich Wilhelms II., der um diese Zeit den Thron bestiegen hatte, herangezogen. Manche fröhliche Stunde verbrachte er in

Gesellschaft der Prinzessin Auguste, nachmaligen Kurfürstin von Hessen, und der beiden Prinzen Heinrich und Wilhelm, in deren Kreisen zugleich das gesittete Betragen und die feineren Manieren erlernend, denen er zum Theil seine spätere tiefe Abneigung gegen rohes, den Bräuchen der guten Gesellschaft nicht entsprechendes Benehmen verdankte. Der weitreichenden Wirkung erster Eindrücke zufolge mochte es auch die frühe Bekanntschaft mit dem Theater und dessen phantastischem Glanze sein, welche in Heinrichs Gemüth den poetisch-romantischen Anklang weckte, den seine Umgebungen im Uebrigen wenig geeignet waren, zu nähren. Mit vollkommener Deutlichkeit erinnerte er sich aus seinem sechsten Jahre einer Darstellung des Schauspiels Agnes Bernauerin auf der Döbbelinschen Bühne in der Behrenstraße, wo Demoiselle Döbbelin in der Titelrolle glänzte und das Hinabwerfen derselben von der Donaubrücke in dem Kinde eine heftige Erschütterung hervorrief. Noch weit nachhaltigeren Eindruck machte die scenische Pracht der großen italienischen Galaopern; zumal eine derselben, Andromeda, beschäftigte die Gedanken Tag und Nacht. Und nicht blos die des kleinen Heinrich. Alle Kinderspiele wurden von der Vorstellung des Kampfs mit einem Ungeheuer, der Befreiung einer Prinzessin beherrscht und Harnische und Helme mußten herbeigeschafft werden. Auch die Phantasie der königlichen Kinder hatte denselben Flug genommen und das Bild des Prinzen Wilhelm, in glänzender Perseusrüstung wüthend auf sein, das Unthier darstellendes Wiegenpferd einhauend, stand noch in später Zeit lebendig vor dem Auge des damaligen Spielgefährten.

Es ist der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms II. bereits Erwähnung geschehen. Der Tod des großen Königs hatte auf den treuen Verehrer desselben, den Capitain von Hüser, so tief erschütternd eingewirkt, daß auch sein vierjähriger Sohn davon bewegt wurde, während die allgemeine Trauer, deren Abzeichen auch er bereits in reglementsmäßiger Weise an seiner Uniform

trug, eine gewaltige Wirkung auf ihn hervorbrachte. Nicht lange nachher jedoch sollte der Tod in viel schmerzlicherer Gestalt dem Hause nahe treten, denn Frau von Hüser starb nach längerem Kränkeln im Beginn des Jahres 1788 an einem Lungenleiden. An den kleinen Kindern ging ihr Scheiden ziemlich spurlos vorüber und oft hat in kommenden Jahren der Sohn es unbegreiflich gefunden, daß ihm, dem fast Sechsjährigen, dem so mancher Eindruck aus jener frühen Zeit lebendig geblieben, Leben und Tod der Mutter so wenig dauernde Erinnerungen hinterlassen. Um so tiefer fühlte sich der Vater getroffen. Ausgesprochenermaßen blieb durch alle späteren Wandlungen die eben Verstorbene ihm die einzig Geliebte; dennoch bewog ihn der trostlose Zustand des großen verwaisten Haushalts, dem seine ältliche und kränkliche Schwester, Fräulein Sophie, oder, nach herrschendem Sprachgebrauch, Fieke von Hüser, nicht vorzustehn befähigt war, möglichst rasch den Vorschlägen seiner Freunde Gehör zu geben und sich und den Seinen einen Ersatz für die Verlorene zu suchen. Fand doch die Sitte oder Unsitte der Zeit nichts Verletzendes darin, wenn in eben so vielen Wochen, als der Anstand jetzt Monate erfordert, die Metamorphose des betrübten Wittwers in den galanten Freier vor sich ging. Auch im vorliegenden Falle sah dasselbe Halbjahr, welches dem Hause die erste Herrin genommen, die zweite darin einziehen. In jeder Richtung vom besten Willen beseelt, aber unbedeutend, scheint dieselbe keinerlei Einfluß, weder auf ihren Gatten, noch auf den lebhaften Knaben gewonnen zu haben, und immer inniger, immer ausschließlicher gestaltete demzufolge sich das Verhältniß zwischen Vater und Sohn, so daß Ersterer kaum noch zur kürzesten Trennung von Letzterem sich bewegen ließ.

Das zweite Artillerieregiment, bei welchem der Capitain stand, sollte im Frühjahr 1790 seine Garnison von Berlin nach Breslau verlegen und schon im vorhergehenden December wurde Hüser zur Besichtigung und Einrichtung des Casernements an den künftigen

Bestimmungsort gesendet. Auch für diese Reise wollte er sich von seinem Knaben nicht trennen und trotz des harten Winterwetters ward der kleine Heinrich in seiner Bombardieruniform wohlverpackt zum Vater in die Kalesche gesetzt, die, des tiefen Schnees halber, mit gewaltigem Vorspann versehen werden mußte. Allein wie siegreich auch meistentheils Vater und Sohn, jeder in seiner Art, ihren Willen durchzusetzen pflegten, diesmal sollten ihre Pläne durch die Uebermacht der Natur gekreuzt werden. Man war genöthigt, auf der Reise zwischen Berlin und Frankfurt an der Oder drei volle Tage zu verbringen, bald stundenlang im Schnee haltend, bald durch Aufgebot umwohnender Bauern, die der begleitende Diener zusammenholen mußte, mühsam herausgeschaufelt und für eine Strecke flott gemacht. Bei besonders schlimmen Wegstellen mußte der Wagen gehoben und von seinen Insassen zu Fuß durch den hohen Schnee gewatet werden. Waren dies auch die gewöhnlichen Abenteuer einer Winterreise im vorigen Jahrhundert, einem städtisch erzogenen Knäblein mutheten dieselben doch allzu große Anstrengungen zu, und der Vater zog es vor, das halb erfrorene Kind bei Freunden in Frankfurt zurückzulassen, um sorgenloser seinen weiten und nicht ungefährlichen Weg fortzusetzen.

Der Frühling brachte die Uebersiedelung nach Breslau. Zuvor aber war der Personenstand der Familie wesentlich verringert worden. Schon hatte der Tod die alte Französin, die endlich ermöglichte Verheirathung der Eltern die nun legitimirte Bruderstochter dem Hause entnommen, auch der Vetter von Schütz mit einer wohlhabenden Gattin einen eignen Heerd begründet. Fräulein Fieke, jeder Veränderung abhold, ward in Berlin in eigner Häuslichkeit mit der Cousine v. S. etablirt, die dreijährige Schwester Heinrichs aus erster Ehe aber in Rücksicht auf die mannichfachen Aufgaben der jungen Stiefmutter, die bereits eigene Kinder der Familie hinzugefügt hatte, von deren Verwandten zu sich genommen und in der Folge vollständig adoptirt. Eine verhältnißmäßig

kleine Gesellschaft war es demnach, die sich auf die Reise begab. Diese wurde in der Art bewerkstelligt, daß der Wagen der Familie — vielmehr die Fuhrwerke der meisten zum Regiment gehörigen Familien — dem Marsche der Truppen sich anschlossen und, einen langen und langsamen Troß bildend, die den Gatten und Vätern angewiesenen Quartiere theilten, wo es denn bei Gutsbesitzern und wohlhabenden Bauern Lust und Zeitvertreib in Fülle für die glückliche Kinderwelt gab, auch das bunte Soldatenleben, das in den Cantonnements sich vor Heinrichs Augen entwickelte, die Einbildungskraft des Kleinen in hohem Grade beschäftigte. Beinah einen Monat dauerte dieser patriarchalisch=militärische Zug aus dem sandigen Haidelande der Mark zu den grünen, fruchtbaren Gefilden Schlesiens, welches als neugewonnenes Besitzthum noch mit einem besonderen, staunenden und zagenden Interesse betreten wurde. Ueberall fremde Trachten, fremde Gewohnheiten, ein fremder Dialect, über welche in jenen Tagen noch keine Anstalten raschen Verkehrs und gegenseitigen Austausches mit verwischender und ausgleichender Hand dahinstrichen. Und als man endlich Breslau, den künftigen Wohnort, erreichte, fand man sich durch die düstere Enge der Straßen, die strenge Geschlossenheit der damaligen Festung unheimlich berührt.

Zweites Kapitel.

Schule, Cadettencorps, Eintritt in die Armee.
1789—1798.

Vier Jahre dauerte der Aufenthalt der Familie in Breslau, und da sich ein wesentlicher Theil der Entwickelung des Kindes, welches der Vater des Mannes ist, in dem Alter zwischen sieben und elf Jahren zu vollziehen pflegt, so bildete jener Zeitraum für den Knaben eine, wenn auch aus seiner späteren Erinnerung theilweis verlöschte, dennoch einflußreiche Epoche. Zuvörderst mußte an einen geregelten Unterricht gedacht werden, und der treffliche Vater, dessen größter Wunsch dahin ging, seinen Liebling einst als tüchtigen Offizier, aber nicht als Offizier damaligen gewöhnlichen Schlages zu sehen, war entschlossen, weder persönliche Mühe, noch Kosten zu scheuen, um das vorgesteckte Ziel zu erreichen. Nur über die zu demselben führenden zweckmäßigsten Wege mochte er sich nicht völlig klar werden. Anfangs durch theuere und unbequeme Hauslehrer und, als diese den Knaben nicht förderten, durch den Besuch der Breslauer Realschule verschaffte er ihm hinreichende Gelegenheit zum Lernen nach damals gebräuchlichem Zuschnitt, nicht aber die Ruhe und Sammlung, welche der Schüler zur Erfüllung seiner Pflichten bedurft hätte. Je länger, je mehr verlangte der Vater zu seinem unzertrennlichen Gesellschafter den Sohn, der, nach dem Tode des jüngeren Knaben und der Trennung von

der Tochter, ihm als einziges Erinnerungspfand der heißgeliebten Frau zurückgeblieben, während die Kinder zweiter Ehe dem Vater wie dem älteren Bruder ziemlich fern standen. Weder bei den Schießübungen der Artillerie, noch bei geselligen Zusammenkünften durfte Heinrich fehlen. Sogar einiger Bälle entsann späterhin derselbe sich aus dieser frühen Zeit, wo man von ihm ein galantes Benehmen gegen junge Damen erwartete, die allerdings auch schon im zwölften oder dreizehnten Jahre in die große Welt eingeführt wurden. Als nun gar im Februar 1791, kurz vor Vollendung seines neunten Lebensjahrs, der Knabe als Gefreiter-Corporal im Regimente des Fürsten von Hohenlohe-Ingelfingen, eines persönlichen Gönners des Capitains von Hüser, eingeschrieben worden, als er in seiner, nun nicht mehr als kindlichen Putz getragenen, ihm rechtlich zustehenden Uniform Sonntags zur Parade, oder bei seinem fürstlichen Regimentschef zum Diner und zu dessen Sommerfesten im nahe gelegenen fürstlichen Park Scheutnig erschien — da durfte es kaum Wunder nehmen, wenn die Schulstunden häufig versäumt wurden und der häusliche Fleiß viel zu wünschen übrig ließ. Erinnerte nichtsdestoweniger der spätere Mann sich nur seltener Rügen oder Strafen von Seiten seiner Lehrer, so mochte diese augenscheinliche Bevorzugung ebenso der raschen Fassungskraft wie der persönlichen Liebenswürdigkeit des mangelhaften Schülers zugeschrieben werden dürfen. Denn daß die letztere bereits damals, wie in der Folge, vielleicht nicht immer zu seinem Glück, seine Umgebungen geneigt machte, Fehler und Schwächen milde zu beurtheilen, dafür besitzen wir gewichtige Zeugnisse.

Während das flache gesellige Treiben, in welches der Knabe so früh eingeführt worden, geeignet war, ernstere Eindrücke abzuschwächen, gab es noch andere, zwar tiefere, in ihren Einflüssen aber vielleicht nicht minder bedenkliche Quellen, aus denen die junge Seele ihre Nahrung sog. Um nach beiden Richtungen die nachtheilige Wirkung zu paralysiren, bedurfte es der ganzen Harmlosigkeit

seiner reinen, gesunden Natur, welche die glückliche Begabung der Biene besaß, in jeder Blume den Honig zu finden und mit angeborenem Widerwillen das Gift zurückzulassen. Ohne wesentlichen Schaden überwand er denn auch die eben angedeuteten geistigen Nahrungsstoffe, welche ein unstillbarer Lesedurst ihm zuführte. Andachtsbücher und theologisch-philosophische Abhandlungen dienten, halbverstanden, ihm nur zur Stärkung eines früh entwickelten Gottvertrauens, auch wenn letztere die entgegengesetzte Richtung verfolgten; die bald schlüpfrigen, bald sentimentalen Romane jener Periode, die ihn nur in geringem Maaße ergötzten, weckten keine unreinen Vorstellungen. Am tiefsten versenkte der kleine Don Quixote, wie Hüser, auf sein Knabenalter zurückblickend, sich selber nennt, sich in Rittergeschichten und romantische Schilderungen des Mittelalters. Auch die Lectüre der Historie des tapfern Ritters von der Mancha selbst ward bereits unternommen, erwies sich indessen noch ziemlich unschmackhaft; um so mehr befriedigten Veit Webers Sagen der Vorzeit, die den ersten Platz unter den Lieblingsbüchern behaupteten. Nicht minder wurden jene entzückenden heroischen Schauspiele, wie Babo's Otto von Wittelsbach, wie Caspar der Thorringer, Clara von Hoheneichen und ähnliche Dramen wieder und wieder gelesen und auf der, besonders durch die ausgezeichneten Schauspieler Scholz und Lisring tüchtig besetzten Breslauer Bühne angeschaut. Wie einst in frühesten Kinderjahren durch die Oper Andromeda, spann jetzt durch diese Eindrücke um den Knaben sich eine Traumwelt idealer Ritterlichkeit, die noch weit ins Jünglingsalter hinein sein Gemüth in ihrem Banne festhielt, bis die Wucht der Zeitereignisse dasselbe in die Bahnen der Wirklichkeit zurückdrängte.

Mächtig genug dröhnte freilich auch jetzt schon der Nachhall gewaltiger Begebenheiten durch die europäische Welt, doch findet sich keine Spur, daß die Erschütterungen der französischen Revolution in diesem Kinderleben fühlbar geworden. Erst die Rhein-

campagne, welche der Oheim Eberhard, des Vaters Bruder, mitmachte, lenkte den Blick des Knaben nach Frankreich und als schmerzliche Täuschung empfand er es, da auch das Regiment Hohenlohe Befehl empfing, zur Rheinarmee zu stoßen, seinerseits für zu jung und schwach zum Felddienst erachtet und auf der Schulbank zurückgelassen zu werden. Doch scheint ein etwas erhöhtes Maaß von Lernbegierde dieser Herabsetzung zu kindlicheren Ansprüchen gefolgt zu sein; namentlich wurde, angeregt durch die Ritterphantasieen, Geschichte zum eifrigen Lieblingsstudium des Knaben. Außer den in der Schule vorgetragenen Gegenständen waren es Mathematik und Handzeichnen, in denen die unabläßige Fürsorge des Vaters durch einige ihm untergebene Offiziere den Sohn unterrichten ließ, wie er ihm auch besondere Lehrer für französische und polnische Sprache hielt. Letztere, da er nie in die Lage kam, sie zu gebrauchen, hat Hüser im Laufe der Zeit fast vollständig wieder vergessen und nicht viel besser erging es dem Clavierspiel, in welcher Kunst der musikliebende Vater ihm in Breslau gleichfalls Unterricht geben ließ. Das ausgezeichnete musikalische Gehör jedoch und die klangvolle Tenorstimme, die ihm eigen waren, befähigten Hüser jederzeit, und im engsten häuslichen Kreise noch bis ins höhere Alter hinein, die zur Zeit seiner Jugend beliebten Arien und Lieder in richtigem und angenehmem Gesange vorzutragen.

Auch die frühsten Reitübungen des Knaben fallen in diesen Zeitraum. Sein Vater gab ihm die ersten Anweisungen in Behandlung des Pferdes, während er ihn auf einem alten geduldigen Schimmel neben sich hertrotten ließ, durchaus nicht zur Befriedigung des kleinen Cavaliers, der sich später erinnerte, niemals so innig um Gottes Beistand gebetet zu haben, als wenn er auf das große Pferd gesetzt wurde. Nur der Gedanke an die Heldenthaten seiner geliebten Ritter auf ihren Rossen gab ihm die Kraft, seine Furchtsamkeit zu überwinden, wiewohl es länger als bei vielen gleich-

altrigen Knaben dauerte, bis er ein vertrauensvolles Verhältniß zu jenen edlen Geschöpfen gewann, die im Fortgange seines Lebens von ihm so sicher beherrscht werden und eine so wesentliche und werthvolle Rolle für ihn spielen sollten.

Eine bedeutende Wirkung brachte auf die junge Seele das Anschauen der katholischen Kirchen und der Ceremonien ihres Gottesdienstes hervor; die Prozessionen, welche die Straßen durchzogen, die Altäre mit den Heiligenbildern beschäftigten seine Einbildungskraft, ohne sie anzuziehen und zu befriedigen. Die Urtheile seiner Umgebung mochten der eigenen Gefühlsweise zu Hülfe kommen und jene frühen Wahrnehmungen legten demzufolge den Grund zu der starken Abneigung, die er sein ganzes Leben hindurch gegen den katholischen Cultus bewahrte und die ihn nicht selten hart, ja ungerecht über Anhänger dieser Confession urtheilen ließ.

Aber auch andere Schauspiele ernster, zum Theil schrecklicher Art vollzogen sich in jenen Jahren auf den Breslauer Straßen. Hüser erinnert mit großer Deutlichkeit sich des prächtigen Leichenbegängnisses des Festungsgouverneurs, General der Infanterie von Tauentzien, sodann einer gewaltigen Feuersbrunst, welche die Vorstadt „Auf dem Sande" heimsuchte und zwei bis drei Tage entsetzlich fortwüthete. Eine große Anzahl Häuser und die Kreuzkirche fielen ihr zum Opfer, ja sogar eine Brücke brannte ab, wobei die sich mit dem hochaufschäumenden Wasser mischenden Flammen einen schauerlich großartigen Anblick darboten. Im April 1793 aber wurden die Bewohner der Stadt in noch allgemeineren und größeren Schrecken versetzt. Die in Breslau in Arbeit stehenden Handwerksburschen, unzufrieden mit ihrer Löhnung, brachten einen Aufstand zu Wege, der vier Tage lang die öffentliche Sicherheit gefährdete. Das Haus des Präsidenten Werner ward vollständig demolirt, andere mit demselben Schicksal bedroht, und, wiewohl die Cavallerie einhieb und die Infanterie feuerte,

konnte man des Aufruhrs nicht eher Herr werden, als nachdem unter Capitain von Hüsers Commando mit Kartätschen unter die Menge geschossen worden. Als nach Verhaftung der Rädelsführer die Ruhe endlich wiederhergestellt war, ergab sich, daß die vollständig zwecklose Emeute mehr als sechszig Personen Tod oder Verwundung, dem Eigenthum der Stadt und vieler Privatpersonen aber sehr empfindlichen Schaden eingetragen hatte.

Nur um wenige Wochen ging dieses lange im Gemüth des Knaben haftende Ereigniß der Beförderung seines Vaters zum Major und der damit verbundenen Rückversetzung nach Berlin vorher. Allein noch ehe die bevorstehende Uebersiedelung zur Ausführung gelangte, sollten abermalige und diesmal für Heinrichs Zukunft entscheidende Wechselfälle im Schooße der Familie eintreten. Eine schwere Entbindung hatte Ausgangs des Winters 1793 die Gesundheit der jungen Frau von Hüser zerstört und sehr bald stand der Gatte zum zweitenmale, und jetzt mit fünf Kindern, als Wittwer da. Dieselbe Rathlosigkeit, die ihn vier Jahre früher zu einer so raschen Wiedervermählung getrieben, bedrängte ihn auch im gegenwärtigen Falle, nur vermehrt durch die Nähe des Aufbruchs und Umzuges. Hastigen Temperaments und offen eingestehend, daß das Unabänderliche möglichst schnell überwunden werden müsse, ließ sich schon zwei Monate nach dem Tode der zweiten Gattin der nunmehrige Major einer jungen Dame vorstellen, die man ihm als geeignete Lebensgefährtin bezeichnet hatte. Am Tage nach der ersten Bekanntschaft ward der Heirathsantrag gestellt und sofort angenommen, die Hochzeit aber vier Wochen später gefeiert, da die Uebersiedelung nach Berlin nicht länger verzögert, eine so weite Reise aber nicht nochmals unternommen werden konnte.

Die Erwählte des Majors, eine Tochter des bereits verstorbenen Präsidenten von Siegroth, hatte bisher mit ihrer Mutter auf einem Familiengute unweit Breslau gelebt und war mit

einem großen Theile des niederschlesischen Landadels verwandt und verschwägert. Nach der mit großem Glanze gefeierten Hochzeit fanden demnach eine Reihe von Besuchen und Festlichkeiten auf den Gütern verschiedener Vettern und Freunde statt, zum großen Entzücken des Knaben, der von seinem Vater auch auf diesen Exkursionen nicht von der Seite gelassen wurde. Bald indessen sollte er inne werden, daß ein entscheidender Lebensabschnitt für ihn eingetreten, daß während dieser Vermählungsfeierlichkeiten er den letzten vollen Zug unvermischter Kindheitslust geschlürft habe und daß der Ernst der Arbeit und Selbstverläugnung für ihn beginne.

Sylvia von Siegroth, im Besitz einer angenehmen Erscheinung, eines bedeutenden Vermögens, großer Klugheit, Ruhe und Energie, verfügte somit über alle jene Eigenschaften, welche eine Frau zur Führung des häuslichen Scepters befähigen. Sie gewann auf den mehr als zwanzig Jahre älteren Gatten schleunigst einen Einfluß, wie noch nie Jemand ihn dem ganz auf sich gestellten Manne gegenüber besessen. Bald mußte zu seinem Schrecken Heinrich bemerken, daß er für den Vater nicht mehr die erste, die maaßgebende Person sei, und eine heftige Eifersucht drohte seiner Seele sich zu bemächtigen. Die junge Frau dagegen konnte nicht umhin, des Knaben allzuweit gehende Ansprüche an Zeit und Interesse des Vaters zur Seite zu drängen, und von vornherein entstand ein Mißverhältniß, das erst in viel späteren Jahren gegenseitiger Verständigung und Hochachtung gewichen ist. Wovon bis dahin keiner der Freunde des Majors ihn zu überzeugen vermocht, die neue Gattin wußte es ohne Zeitverlust ihm klar zu machen: sein Heinrich war ein vorlauter, verzogener Bursche, der möglichst rasch auf den ihm gebührenden Platz zurückgeführt werden mußte. Wahrscheinlich hatte die Dame vollkommen Recht und ihr Vorschlag, gleich bei der Ankunft in Berlin den Knaben der Zucht des Cadettencorps anzuvertrauen, erwies in seinen Folgen sich als ein durchaus segensreicher. Allein die Ausschließlich-

keit der Liebe zwischen Vater und Sohn hatte einen leichten Riß erhalten. Zwar konnte auch in der kommenden Zeit die Stiefmutter nicht die Innigkeit des Verhältnisses zerstören; sie vermochte nicht einmal, das ihr anstößige, nach damaliger Sitte ganz ungehörige „Du", welches Heinrich im Verkehr mit dem Vater anwenden durfte, in das gebräuchliche steife „Sie" umzuwandeln; dennoch war der erste, unberührte Duft des Jugendglücks abgestreift und kam nicht wieder.

Noch von Breslau aus hatte Major von Hüser dem Könige, der sich bei der Rheinarmee in der Umgegend von Mainz befand, die Bitte um Aufnahme seines Sohns in das Berliner Cadettencorps vorgetragen. Das Gesuch ward sogleich genehmigt, der Knabe jedoch vorerst nur als Pensionair dem Institut überwiesen, da er das für wirkliche Cadetten erforderliche Alter noch nicht erreicht hatte. Dem sofortigen Eintritt stand nichts im Wege; zu Anfang des Juli 1793, wenige Tage nach der Ankunft in Berlin, konnte Heinrich von väterlicher Hand in sein neues Lebensverhältniß eingeführt werden, ahnungslos die Stätte betretend, welche einst der Schauplatz seiner hingebendsten Wirksamkeit, seiner heiligsten Berufsinteressen werden sollte.

Lassen wir Hüsers eigene Feder das Bild seiner Cadettenjahre und des Zustandes der Bildungsanstalt, wie derselbe ihm damals entgegentrat, entwerfen.

„Als ich zuerst den Hof des Gebäudes betrat", schreibt er in seinen Aufzeichnungen, „die Wache vor meinem Vater in's Gewehr ging, ganze Reihen halberwachsener junger Leute excercirend an uns vorüberschritten, überhaupt Alles den militärischen Zuschnitt zeigte, träumte ich mir hier einen Himmel, was sich aber bald ändern sollte. Ich fand Manches ganz anders, als ich mir vorgestellt hatte, überall fehlte mir die fürsorgende Liebe meines Vaters und außerdem fand ich mich sehr vereinsamt, da die meisten Cadetten im Alter von 15—20 Jahren standen und ich, erst elf jäh-

lend, obenein noch von ziemlich kleiner Statur, mich zwischen ihnen wie ein Kind unter Erwachsenen fühlte, während ich auf Spielgefährten gehofft hatte. Eine große Traurigkeit befiel mich, ich weinte anfangs oft die ganzen Nächte hindurch, und nur die große Freundlichkeit meines Stubenältesten, des Gefreiten von Oppen, richtete mich wieder in die Höhe. Unsere und noch drei andere Stuben befanden sich unter der Aufsicht des Unteroffiziers von Froreich. Ein solches Ganze wurde eine Brigade genannt; jede Compagnie bestand aus vier Brigaden, die unter der Obhut von vier Cadettenunteroffizieren standen, deren wissenschaftliche und pädagogische Leitung jedoch einem sogenannten Gouverneur anvertraut war. Dies waren meist junge Theologen, die nach einigen Jahren zu Prediger- oder Lehrerstellen berufen wurden. Der Gouverneur meiner Brigade hieß Wohlers. Der Chef der ersten Compagnie, der ich zugetheilt worden, war der Major von Schack, der Compagniecommandeur, damals noch zwei verschiedene Personen, der Capitain von Knobelsdorff. Chef des Cadettencorps war bei meinem Eintritt der General von Mosch, ein alter würdiger Soldat, der indessen für seinen jetzigen Beruf, wie ich glaube, nur geringe Befähigung hatte. Noch während meiner Cadettenzeit legte er sein Amt nieder und der Oberst von Beulwitz trat in seine Stelle, ein sanfter, rechtlich gesinnter Mann, dem es aber an Kraft fehlte, den vorhandenen Mängeln abzuhelfen. Auch der General von Rüchel, der später zum Inspekteur des Cadettencorps ernannt wurde und bei seinem ersten Besuch der Anstalt in einer schönklingenden Rede große Verbesserungen verhieß, ließ nichtsdestoweniger Alles beim Alten. Und doch wäre das Ganze der Verbesserung sehr benöthigt gewesen. Es ging freilich nicht mehr in derselben Weise zu, wie in meines Vaters Cadettenzeit, aber eine innerliche Rohheit und, was noch schlimmer, Sittenlosigkeit, war noch immer vorhanden. Eine Hauptursache dieses mangelhaften Zustandes lag in der unüberlegten Auswahl der Offiziere, welche Leiter und Erzieher der

Anstalt sein sollten und oft nicht im Geringsten für diesen wichtigen Beruf geeignet waren, weder in Hinsicht ihrer geistigen Bildung noch ihres moralischen Lebenswandels, dessen dunkle Seiten den Cadetten ja nicht verborgen bleiben konnten. Diese verloren also entweder alle Achtung vor den Männern, die ihnen Führer und Vorbilder sein sollten, oder sie ließen sich gar in lasterhafte Sitten von ihnen einweihen. Einzelne wahrhaft gute und edle Männer waren durch bloßen Zufall hierhergekommen und konnten wenig wirken. Auch bei der Anstellung der Gouverneure ging man nicht mit Sorgfalt zu Werke und Einige von ihnen waren unwissend, Andere gleichfalls sittlich verdorben. Der Compagniecommandeur war entweder ein Gegenstand des Spottes der Zöglinge, den man so viel als möglich zu hintergehen suchte, oder, wie in unserm Falle, seine Erscheinung verbreitete statt des Zutrauens nur Furcht und Schrecken. Den übrigens von durchaus rechtschaffener Gesinnung beseelten Capitain von Knobelsdorff lernten wir fast nur als strengen Richter kennen, der wie der römische Consul in Begleitung der Lictoren auftrat. Denn meistentheils folgten ihm die Aufwärter mit Ruthenbündeln und gingen nie unverrichteter Sache von dannen. Niemand bekümmerte sich um die Individualität der jungen Leute, Niemand klärte sie über ihre sittlichen Verpflichtungen auf; wurden die wissenschaftlichen Arbeiten leidlich gut abgeliefert und die militärischen Uebungen stramm und prompt abgeleistet, so war man zufrieden; denn Dressur war alles, was verlangt wurde. Das b e k a n n t w e r d e n d e Laster ward bestraft und die Härte der Strafen diente bei nur zu Vielen dazu, immer schlauere Mittel und Wege der Verheimlichung zu suchen. Diese Strafen bestanden in Einsperrung im Arrestlokal oder Stockhaus, im Fuchteln mit der Degenklinge, im Tragen der edeln Eselsmütze und in Ruthenhieben, welche leider oft um geringer Kleinigkeiten willen durch rohe Aufwärter ausgetheilt wurden, was das Ehrgefühl der zum Theil fast erwachsenen jungen Leute sehr

verletzen mußte. Auch der Unterricht ließ viel zu wünschen übrig und kann ich wohl sagen, daß zu meiner Zeit nur die Professoren Beckmann und Wippel mit Einsicht und Eifer ihrer Aufgabe obzuliegen schienen. Den Uebrigen war die Wissenschaft nur „die tüchtige Kuh, die sie mit Butter versorgt". Am Leichtsinnigsten und Oberflächlichsten erschien mir der Unterricht des Professor Wadzeck, der sich in andern Beziehungen eines gewissen Rufes erfreute. Eben so äußerlich und rein als Gedächtnißsache wurde der Religionsunterricht betrieben, der mit der Einsegnung aufhörte, welche bei mir im dreizehnten oder vierzehnten Jahre stattfand und, wie ich zu meinem Leidwesen gestehen muß, sehr wenig Eindruck auf mich hervorbrachte.

„Kann man sich nun der Wahrnehmung nicht verschließen, daß, trotz der gerügten Schattenseiten dieses Instituts, so viele tüchtige, ja ausgezeichnete Individuen aus demselben hervorgegangen sind, so muß man eingestehen, daß gute Naturanlagen, der Einfluß guter Lehren und Beispiele des Elternhauses und Gottes gnädige Führung in den späteren Lebensschicksalen die nachtheiligen Folgen einer fehlerhaften Erziehung in vielen Fällen überwinden lassen. Was mich selbst betrifft, so kann ich beim Rückblick Gott nicht genug danken, daß alle Gefahren dieser Zeit eigentlich spurlos an mir vorübergegangen und eine mir angeborene Reinheit des Gemüths mich gewissermaßen unberührt von den Gemeinheiten in meiner Umgebung gelassen hat. Dazu trug auch vielleicht die ideale Welt bei, die ich so früh in meine Seele aufgenommen hatte und die mich damals zwar oft zum Träumer, aber doch unempfänglich für roh-sinnliche und niedrige Eindrücke machte. Den Hauptnutzen meiner Cadettenzeit sehe ich in den freundschaftlichen Verbindungen, die ich mit jungen Leuten anknüpfte und die mich später allerorten gute Freunde wiederfinden ließen. Gelernt habe ich auch damals nicht allzuviel, indessen besaß ich zu meinem jetzigen Erstaunen fast immer die Zufriedenheit meiner Lehrer, was ich

meinem guten Gedächtnisse zuschreiben muß, und rückte ich schnell in die oberen Klassen hinauf. Ueberhaupt habe ich nie über unfreundliche und ungerechte Behandlung meiner Vorgesetzten zu klagen gehabt, außer durch den Capitain Menü, der in den letzten Jahren mein Compagniecommandeur und ein launischer, reizbarer Mann war, der indessen im Rufe einer bedeutenden wissenschaftlichen und geselligen Bildung stand. Später ist er unter dem Namen eines Barons von Minutoli Erzieher eines unsrer Prinzen (des Prinzen Carl) geworden.

„Von den oben erwähnten Strafen habe ich keine andere, als zweimaligen Arrest erlitten und zwar, nachdem ich schon Unteroffizier geworden und durch meine zu große Nachgiebigkeit gegen die Wünsche meiner Untergebenen Unregelmäßigkeiten in meiner Brigade vorgekommen waren. Zu dieser Würde gelangte ich im Jahre 1795, nachdem ich einige Zeit Stubenältester und Gefreiter gewesen; 1797 endlich erhielt ich das Portepee und damit eine kleine Erhöhung meines monatlichen Gehalts, des sogenannten Pudergeldes, welches für den Cadetten einen halben Thaler, für den Unteroffizier einen Thaler und für den Portepee-Unteroffizier einen Thaler und acht gute Groschen betrug. Da mein Vater diese Kleinigkeit durch eine monatliche Zulage von fünf Thalern vermehrte, so befand ich mich stets bei guter Kasse und konnte mir und meinen Freunden manchen kleinen unschuldigen Genuß verschaffen. Erwähnen will ich noch, daß ich nicht lange nach meiner Aufnahme in die Anstalt Hofpage wurde. Es bestand nämlich die Einrichtung, daß sechszehn Cadetten zu Pagendiensten, wenn solche bei Hofe erforderlich, ausersehen waren und in glänzender Kleidung daselbst zur Aufwartung erscheinen mußten. Diese Kleidung, die uns Knaben damals unbeschreiblich schön erschien und uns nicht wenig eitel, von den minder begünstigten Kameraden nicht wenig beneidet machte, bestand aus Rock, Weste und Beinkleid von rother Farbe, reich mit Tressen besetzt, aus einem goldnen Achselbande

über dem Rock und einem mit goldener Tresse eingefaßten dreieckigen Hut auf dem Kopf, der durch einen Haarbeutel verziert war. Aber nicht die Anregung der Eitelkeit war die einzige Gefahr dieser Einrichtung, welche, wenigstens bei dem damaligen moralischen Zustande der Gesellschaft, vielen für diesen Dienst Bestimmten große Nachtheile gebracht hat. Oeftere Störung des Unterrichts, Naschhaftigkeit und Selbstüberhebung waren noch die geringeren der daraus entstehenden Uebel. Mein eignes, noch recht unschuldiges Kindergemüth wurde freilich von diesen Versuchungen weniger berührt und habe ich während meiner Pagenzeit manche vergnügte Stunde, manchen großartigen Eindruck genossen. Eine besondere Freude gewährten mir im Februar 1797 die Festlichkeiten zur Vermählung meiner ehemaligen hohen Gespielin, der Prinzessin Auguste mit dem Erbprinzen von Hessen-Kassel. Auch der bei dieser Gelegenheit mit großer Pracht aufgeführten italienischen Galaoper Atalanta wohnte ich bei und erinnere mich einer während derselben vorfallenden komischen Scene, die den Berlinern damals viel zu lachen gab. Der Vater des prinzlichen Bräutigams, der Landgraf von Hessen, der zu den Vermählungsfeierlichkeiten nach Berlin gekommen war, befand sich mit den übrigen hohen Herrschaften in der großen königlichen Loge. Als der Chor mit dem wiederholten Ruf: Eviv' Atalanta, viv' Atalanta! in den Vordergrund trat, erhob sich der Landgraf und verbeugte sich an der Brüstung der Loge, während er bescheiden ablehnende Handbewegungen machte. Niemand wußte, was das zu bedeuten habe und die Umgebungen bemühten sich, den Herrn von diesen räthselhaften Demonstrationen abzubringen, wobei es sich denn herausstellte, daß er den Chorgesang als eine ihm dargebrachte Huldigung betrachtet hatte. Er war nämlich der Meinung gewesen, daß man: Vivat der Landgraf, vivat der alte Landgraf! gesungen habe. — Im gleichen Jahre noch folgte diesen Festlichkeiten der Tod Friedrich Wilhelms des Zweiten, der, bei

dem kränkelnden Zustande des Königs, schon lange erwartet worden. Auf uns Cadetten machten die Beisetzungsfeierlichkeiten, die Trauer und manches damit Zusammenhängende einen gewaltigen Eindruck; von den durch diesen Thronwechsel hervorgebrachten großen Veränderungen im Staatsleben und namentlich in den Hofkreisen bemerkten und verstanden wir freilich noch nicht viel."

Wie tief der hier angedeutete Einfluß der neuen Zustände, vornehmlich in sittlichen Beziehungen sich geltend machte, ist bekannt. Allein während das edelste, unbefleckteste Familienleben vom Thron herab ein nachahmenswerthes Beispiel gab und notorisch unsittliche Persönlichkeiten so viel als möglich aus ihren Stellungen entfernt wurden, war es dennoch unthunlich, in weiteren Schichten der Bevölkerung eine plötzliche Umwandlung zu erschaffen. Nicht selten geschah es deßhalb, daß die strenge Tugend des neuen Monarchen sich in der Form zürnender Verstimmung gegen Anschauungen und Einrichtungen wandte, die er, ebensowenig wie deren Träger, mit einem Schlage nicht auszurotten vermochte. Denn was in Berlin sich vorzugsweise die gute Gesellschaft nannte, lebte nach wie vor in Glanz und Ueppigkeit, verdeckte die anstößigsten Verhältnisse nur mit durchsichtigem Schleier und gab sich dabei, zumal in militärischen Kreisen, einer unbegrenzt starken Ueberzeugung von eigner Trefflichkeit und Tüchtigkeit hin. Für unantastbar hielt man den preußischen Waffenruhm auch nach den Mißerfolgen der Rheincampagne, deren Schuld einzig den politischen Combinationen, wie den Fehlern der Verbündeten zugeschoben ward. Preußen selbst sollte für ewige Zeiten an den Trophäen Friedrichs des Großen das Monopol der Unüberwindlichkeit besitzen, und selbst auf die Großthaten der republikanischen Armee Frankreichs und das Feldherrngenie ihrer Führer blickte man mit souverainer Geringschätzung und unvertilgbarer Ruhe herab.

So war die Welt beschaffen, in welche der junge Hüser bald als selbstständiges Glied eintreten sollte. Glücklicherweise besaß er

nicht nur in der vorerwähnten Harmlosigkeit seiner Natur und in den hohen, wiewohl phantastischen Idealen, mit denen er seinen Geist erfüllt hatte, einen Schild gegen alles Niedrige und Gemeine; sein jugendliches Leben umstand auch eine Anzahl edler und redlicher Menschen, die ihn andere Wege führten als die schlüpfrigen und trivialen, die so viele seiner Altersgenossen wandelten. Zuerst und vor Allem der wackere Vater, der, wie er stets der vornehmste Gegenstand seiner zärtlichen Liebe blieb, ihm auch Vorbild und Richtschnur tüchtiger, gottesfürchtiger Gesinnung war. Zwar wurden die Sonntagsbesuche im Elternhause einigermaßen verkümmert durch die unausgesetzten Vermahnungen der Stiefmutter, dennoch gaben sie mit manchen sich an sie knüpfenden Vergnügungen Lichtpunkte der Cadettenzeit ab. Zu den kleinen Geschwistern bildete sich kein nahes Verhältniß, doch trat zum ersten Male Heinrich in Verkehr mit seiner einzigen rechten Schwester Henriette, welche, obgleich nicht im väterlichen Hause lebend, zuweilen am sonntäglichen Familientische erschien, ohne daß der junge Cadet damals an dem zierlichen und verwöhnten Kinde besondern Geschmack fand. Um so festere Wurzeln schlug in jenen ersten Jünglingsjahren die Verbindung mit dem Hause seines mütterlichen Oheims, des Hof- und Dompredigers Michaelis. Was sein innerstes Wesen ersehnte und bedurfte, kam in dieser Familie ihm entgegen. An den trefflichen Eltern fand er zum zweiten Male väterliche und mütterliche Theilnahme und Fürsorge, an der gleichaltrigen Cousine und deren beiden etwas jüngeren Brüdern die Geschwister seines Herzens. Mehr als sechszig Jahre hat die zwischen den damals heranwachsenden jungen Leuten geschlossene verwandtschaftliche Freundschaft ausgedauert und kein Verhältniß des Lebens sie jemals gelockert. Niemals auch ist in Hüsers Seele der Dank erloschen für die sittliche Erhebung, die geistige Anregung und die Fülle unschuldiger Jugendlust, die in diesem Kreise ihm zu Theil geworden. Der Bruder seiner Mutter

selbst, der ernste und würdige Geistliche, gab in der mildesten und duldsamsten Form dem frühgeweckten Gottvertrauen des Knaben die Richtung auf ein gesundes, lebendiges Christenthum; die Familienmutter, eine geborene Stosch, Schwester des damals sehr angesehenen Arztes, des Geheimerath Stosch, enthüllte dem jungen Gemüth eine ihm bisher fremde Welt feiner Geistesbildung. Mütterlicherseits der in Berlin ansässigen Colonie französischer Refügiés entstammend, die einen nicht zu unterschätzenden Einfluß auf die eigenthümliche Färbung der hauptstädtischen geselligen Bildung übten, besaß neben soliden deutschen Tugenden die treffliche Frau eine Beimischung von feinem französischem esprit, der dem Leben eine eigenthümliche Würze und den zarten Duft höherer geistiger Weihe mittheilte. Und wenn der unreife Sinn des Jünglings auch nur wenig von der Art dieses seelischen Fluidums begriff, er empfand doch dessen Wirkung und betrachtete die ebenso liebevolle als kenntnißreiche Tante als Inbegriff weiblicher Vollkommenheit.

Die Cadettenjahre näherten sich ihrem Ende. Nach mehreren überstandenen Kinderkrankheiten, in denen der dirigirende Arzt des Cadettenlazareths, Generalchirurgus Mörs, den die jungen Leute nur Mors — den Tod — nannten, ihn behandelte, hatte Heinrichs früher etwas schwächlicher Körper sich wesentlich gekräftigt. Zu mittlerer Manneshöhe herangewachsen, war mindestens seine äußere Erscheinung nicht die eines unreifen Knaben, als, nach eben vollendetem sechszehnten Jahre, im März 1798 er die Anstalt verlassen und in die Armee eintreten sollte. Das hellblonde Haar und die mädchenhaft zarte Hautfarbe mochten zwar keinen besonders heroischen Eindruck hervorbringen, die tiefblauen, eigenthümlich leuchtenden Augen aber, im Verein mit den edelgeschnittenen Zügen, sollen, dem Urtheil von Zeitgenossen zufolge, schon damals einen lebhaften Geist und eine gewisse entschlossene Energie verrathen haben.

Das Verhältniß, in welchem der Knabe einst zum Regiment Hohenlohe gestanden, war schon beim Eintritt ins Cadettencorps aufgelöst worden, indem der Major von Hüser, zu ehrenhaft denkend, um seinen unthätigen Sohn zum Nachtheil der Mitkämpfer kriegerischer Jahre hinaufrücken zu lassen, den Fürsten Hohenlohe gebeten hatte, den kleinen Gefreiten wieder aus den Listen des Regiments zu streichen. Der Jüngling war somit in der Wahl der Waffe, der er sich zuwenden wollte, nicht gebunden. Die Artillerie, so hoch dieselbe von seinem Vater auch gehalten wurde, zog ihn nicht an, von der Cavallerie war gar nicht die Rede; er entschied sich demnach zum Eintritt in die Infanterie. Als in kommenden Jahren die Liebhaberei für Pferde in ihm erwacht war und er sich zu einem ausgezeichneten Reiter ausbildete, hat er zwar vorübergehend bedauert, nicht Cavallerist geworden zu sein, im Allgemeinen jedoch sich stets seiner Wahl erfreut. Er betrachtete die Infanterie als den bedeutsamsten Theil des Heeres, wie er ihr denn auch eine gesteigerte Ausbildungsfähigkeit vindizirte, deren Verwerthung er selbst freilich nur in beschränktem Maaße erleben sollte.

In Bezug auf Truppentheil und Garnison scheint damals keine besondere Rücksichtnahme auf die Wünsche der jungen Leute und ihrer Angehörigen die Regel gewesen zu sein. Die Vertheilung in die verschiedenen Regimenter, vom Könige ausgehend, mußte schweigend, wenn auch in großer Spannung, abgewartet werden. Bei der dem entscheidenden Moment vorhergehenden Vorstellung der zum Eintritt in die Armee bestimmten Cadetten hatte Hüser zum ersten Male die Ehre, von seinem obersten Kriegsherrn mit ein Paar gnädigen Worten angeredet zu werden und zugleich die große Freude, sich dem in Berlin in Garnison stehenden Regimente von Arnim zugetheilt zu sehen. Alle Umstände trugen dazu bei, den neu ernannten Fähnrich zum Glücklichsten der Sterblichen zu machen, sowohl, daß der Chef des Regiments, der Ge-

neral von Arnim, ihn seiner eignen, der sogenannten Leib-Compagnie, zuwies, als auch, daß jener Vetter von Schütz, der früher den Mittagstisch im Hüserschen Hause gehabt, ebenfalls bei diesem Regimente stand. Selbst die silbernen Achselbänder, welche dasselbe noch von der Zeit her, als Czaar Peter III. sein Chef gewesen, zu tragen berechtigt war, erhöhten das Entzücken des jungen Offiziers, (die Fähnriche waren die jüngsten Offiziere jeder Compagnie) und er wurde nicht müde, sich Verwandten und Bekannten in der neuen Uniform zu zeigen. Lag vor ihm doch die ganze Welt als Schauplatz seiner künftigen Erfolge, und schon die Gegenwart wäre ohne jeden Schatten gewesen, hätte er nur sogleich dem über Alles geliebten Vater sich in die Arme werfen können. Allein bereits vor einigen Monaten war der jetzt zum Oberstlieutenant Vorgerückte als Commandeur der Artillerie der in Niedersachsen zusammengezogenen Armee des Herzogs von Braunschweig mit fünf Batterieen nach Westfalen abgegangen. Der Sohn mußte mithin, die Befriedigung seiner Sehnsucht von der Zukunft erwartend, vorerst sich an dem Bewußtsein genügen lassen, der jüngste Offizier nicht blos seines Regiments, sondern so ziemlich der ganzen derzeitigen Berliner Garnison zu sein, folglich den weitesten Spielraum für die Erfüllung seiner kühnen Hoffnungen zu besitzen.

Drittes Kapitel.

Militärisches und geselliges Leben in Berlin.
1798 bis Herbst 1805.

Der Oberstlieutenant von Hüser hatte den Auftrag erhalten, die als Schutz gegen England angeordnete Küstenbesatzung an der Nordsee unter dem Befehl des Generals von Kleist mit seinen Batterieen in Ausführung zu bringen und sich deshalb wechselnd in Kuxhaven, Verden und Bremen aufgehalten. Nachdem jene Maaßregel wieder aufgehoben worden, kehrte er nach Minden zurück, woselbst ihm die Garnison angewiesen und ein Theil seiner Familie mit ihm vereint war. Heinrichs Stiefmutter hatte sich mit ihren kleinen Töchtern zu ihrem Manne begeben, den einzigen schwächlichen, in jeder Hinsicht zurückgebliebenen Knaben aus zweiter Ehe einem Landpfarrer in der Gegend von Bernau zur Erziehung überlassend. Nichtsdestoweniger wurde die Wohnung in Berlin beibehalten und von Fräulein Fieke, die seit dem Tode der Cousine von S. wieder im brüderlichen Hause gelebt hatte, fortdauernd bewohnt. Mit dieser, den Typus einer mißvergnügten, mit aller Welt und deren Einrichtungen hadernden alten Jungfer zur Vollendung entwickelnden Dame war es dem jungen Manne nun bestimmt, hauszuhalten. Da gab es denn manche Dämpfer seiner jugendlichen Freudigkeit, hinter deren Aeußerungen der Argwohn der tadelsüchtigen Tante alle erdenklichen schlimmen Anschläge zu

wittern pflegte. Begreiflicher Weise fehlte es dem übermüthigen Jüngling nicht an Versuchung, das alte Fräulein durch mancherlei gefährliche Vorspiegelungen zum Besten zu haben, um sich an ihrem Verdruß zu ergötzen, oder ihr durch Spott und Widerspruch das Leben zu erschweren. Diese Versuchungen nicht siegreicher überwunden zu haben, beklagte Hüser noch in späten Tagen, wenn er, bei gereiftem Verstande und eigner Erfahrung von den Beschwerden des alternden Daseins, die Kränklichkeit der Tante und deren mannichfache, große Geduld beanspruchende Leiden sich vergegenwärtigte.

Im Allgemeinen trug er damals ziemlich leicht an dieser unerfreulichen Zugabe einer im Uebrigen behaglichen, kostenfreien Existenz. War er doch nicht einzig auf die Gesellschaft der alten Verwandten angewiesen. Die nimmer ruhende Fürsorge seines Vaters hatte einen um mehrere Jahre älteren, soliden und gebildeten Offizier, den Lieutenant Klapperbein von der Artillerie, gleichzeitig mit seinem Sohne die leergebliebene Familienwohnung beziehen lassen, theils, um Letzteren dadurch vom Verkehr mit übel gewählten Freunden zurückzuhalten, theils, um ihm Klapperbeins Unterricht in der Mathematik und den speciell militärischen Wissenschaften zu sichern. Der Zweck wurde vollständig erreicht und der Lehrer dem Jünglinge der liebste Gesellschafter, dessen Scheiden er lebhaft beklagte, als ein Jahr später Klapperbein genöthigt war, dem Regimente nach Minden zu folgen. Indessen fehlte es auch nicht an anderen befreundeten Genossen, die, da Hüser eine eigene Häuslichkeit und verschiedene Zimmer zu seiner Disposition besaß, sich bei ihm zu versammeln pflegten. Schon hier wurde mithin der Trieb zu jener unbegrenzten Gastfreiheit ausgebildet, welchen der junge Mann als Erbtheil seines Vaters besaß, und den er in allen späteren Verhältnissen im weitesten Maaße bethätigte.

„Die jungen Leute" sagt Hüser in seinen Erinnerungen, „welche damals am häufigsten bei mir zusammenkamen, waren mein ehemaliger Cadettenunteroffizier von Froreich und ein ehe=

maliger Stubenkamerad von Ziemietzky, beide vom Regiment von Winning, sodann einige Offiziere vom Regiment von Arnim, besonders der Lieutenant von Tuchsen und der Fähnrich von Redern. Unsere Hauptunterhaltung bestand im Fechten und im Erzählen scherzhafter Anekdoten, doch kann ich versichern, daß in diesem Kreise nie ein gemeines oder zweideutiges Wort gefallen ist. Unreife, phantastische Jungen, die das Leben nicht kannten, waren wir freilich mehr oder weniger alle, ich selbst am meisten. Ich schaffte mir nach und nach eine ganz stattliche Rüstkammer an, mit deren Panzerhemden, Helmen, Schilden und Schwertern wir uns schmückten. Obenein hatte ich mir auch noch eine altdeutsche Kleidung und das Theaterkostüm des Bayard für mich machen lassen und in beiden stolzirte ich zu meinem größten Vergnügen im Hause herum. Einige Jahre später, als ich der kindischen Spielerei müde ward, verkaufte ich Alles, zum Theil an ein Liebhabertheater."

An Geld zur Ausführung solcher und ähnlicher Ideen fehlte es dem jungen Phantasten nicht. Das Gehalt betrug nach den gewöhnlichen Abzügen monatlich allerdings nur sieben Thaler und dreizehn gute Groschen, wozu noch der Servis von drei Thalern hinzutrat; allein der gütige Vater gab neben völlig freier Station noch eine Zulage von monatlich zehn Thalern, für einen Offizier unter damaligen Verhältnissen ein unerschöpflicher Reichthum. Außer für die erwähnten Liebhabereien ward derselbe zum Theil dem Ankauf von Büchern, zum Theil der Leidenschaft für das Theater geopfert, endlich auch ein eigenes Reitpferd ermöglicht.

Letzteres ward um so unerläßlicher, als Hüser, gleich nach seiner Ernennung zum Secondelieutenant, schon in den Jahren 1799 und 1800 während der großen herbstlichen Revüen zeitweilige Adjutantendienste bei seinem Regimentschef, dem General von Arnim, zu leisten hatte und im dann folgenden Jahre zum wirklichen Regimentsadjutanten ernannt wurde. Hierin dürfte der Beweis

liegen, daß seine Vorgesetzten mit seinen dienstlichen Leistungen zufrieden und jene oben erwähnten Spielereien dem Eifer für seinen Beruf wenigstens nicht hinderlich waren. Jedenfalls empfahl er sich seinen Oberen durch die schon damals sich ausbildende fast peinliche Ordnungsliebe und Pünktlichkeit, welche lebenslang eine so auffallende Mischung mit andern genialen und der strengen Regel abgeneigten Eigenthümlichkeiten seines Wesens gebildet hat. Wenn aber der militärische Beruf mehr denn jeder andere zu allen Zeiten als Grundlage und Bedingung der genannten Eigenschaften bedarf, wie viel mehr in einer Periode, welche das Ideal des Soldaten in der kleinlichsten Innehaltung von hundert und aber hundert Regeln der Dressur suchte und weit weniger in der Ausbildung der Kriegstüchtigkeit, als in der des sogenannten Kamaschendienstes, das Ziel aller soldatischen Thätigkeit erblickte. Dies peinliche Drillen auf dem Exerzierplatz war nicht nach Hüsers Geschmack; noch weniger waren es die großen Paraden. Ersteres aber wurde besonders anstrengend für ihn dadurch, daß die Stätte dieser Wirksamkeit auf dem Dönhofsplatz lag und er den weiten Weg von der Oranienburger Straße in den ersten Jahren seines Offizierstandes oft in sommerlicher Sonnengluth viermal des Tages zu Fuß zurückzulegen hatte. Zu seiner Erleichterung durfte er den Mittag zuweilen am Tische der in jener Gegend wohnenden Pflegeeltern seiner Schwester zubringen und hier schlang sich zuerst um die Geschwister das selten innige Freundschaftsband, das sie ein ganzes Leben hindurch verknüpfen und beglücken sollte.

Die großen Paraden brachten, außer den vorhergehenden Mühen und Aengsten in Betreff eines tadellosen Zustandes der Mannschaften, zu jener Zeit noch die besondere Qual mit sich, welche aus den künstlichen Frisuren entstand, die bei Haupt- und Staatsaktionen selbstverständlich in größter Frische erscheinen mußten. Der Regimentsfriseur, um seiner umfangreichen Aufgabe genügen

zu können, mußte sein Geschäft schon am Vorabende des feierlichen militärischen Schauspiels, bei den jüngsten Offizieren anfangend, beginnen, und um das kunstvolle Gebäude nicht wieder zu zerstören, mußten alsdann die jungen Leute eine ganze Nacht, die Stirn auf die Arme gelegt, am Tische sitzend zubringen. Wahre Freude gewährten dagegen die jährlichen großen Herbstmanöver bei Potsdam. Das war doch einmal eine an den Krieg erinnernde, für den Krieg vorbereitende Thätigkeit, den Krieg, der damals den ganzen Erdball zu erschüttern und nur an der Monarchie Friedrichs des Großen vorüberzugehen schien! Da gab es zugleich ein munteres, mannichfaltiges Treiben; bei allen Truppentheilen ward offene Tafel für die ihnen angehörigen Offiziere nicht nur, sondern auch für die zahlreichen fremden Zuschauer gehalten, manche alte Bekanntschaft erneuert, manche neue angesponnen.

Eine noch imposantere Heeresentfaltung sollte sich vor den Augen des jungen Soldaten ausbreiten, als im Herbste 1799 sein liebster Wunsch sich erfüllte und ihm ein längerer Urlaub zum Besuch seines Vaters ertheilt wurde. Er traf denselben in der Nähe seiner Garnison Minden, im Lager bei Petershagen, woselbst behufs einer eben bevorstehenden Revüe vor dem Könige die ganze Demarkationsarmee des Herzogs von Braunschweig zusammengezogen worden. Die Freude des Wiedersehens war unbeschreiblich groß und ward durch das Interesse des Moments erhöht. Der Vater konnte seinen Sohn einer Anzahl von Männern vorstellen, deren Namen im preußischen Heere mit Ehrfurcht genannt wurden, und der angehende Jünger Bellonas staunte die glanzumflossenen Sterne ersten Ranges an, welche damals am militärischen Horizont des Vaterlandes strahlten. „An der Tafel des Herzogs,“ erzählt Hüser, „erblickte ich eine ganze Reihe hochstehender Generale, die entweder in der Vergangenheit etwas Bedeutendes geleistet hatten, oder von denen man sich Großes versprach, außerdem viele höhere

Stabsoffiziere, die einer brillanten Carriere entgegensahen. Und was ist aus den Meisten von dieser Gesellschaft geworden? Der Herzog von Braunschweig, dessen Feldherrnruhm unantastbar schien, sollte denselben so bald schon durch eine verlorene Schlacht einbüßen. Mit ausgeschossenen Augen mußte er flüchtig, seiner Lande beraubt, am Gestade der Nordsee sterben, den Ausspruch Solons bewährend, daß Niemand vor seinem Ende glücklich zu preisen sei. Die Generale waren größtentheils alt und abgebraucht, und glücklich diejenigen unter ihnen, die vor dem Ausbruch des unglücklichen Krieges den Tribut der Natur bezahlen durften und nicht, gleich Andern, die Mitschuld des schrecklichen Zusammenbruchs auf ihre Schultern luden. Von den zum Theil sehr hochfahrenden Obersten und Stabsoffizieren, denen ich vorgestellt wurde, hat die Mehrzahl sich ohne weiteren Nachruhm im Dunkeln verloren; der unglücklichste unter ihnen war der damalige Oberst von Lecoq, ein naher Freund meiner Eltern, von dem die Armee viel erwartete, und der durch sein Benehmen im Jahre 1806, besonders durch die Capitulation von Hameln, eine traurige Berühmtheit erlangt hat. Er wurde sehr streng beurtheilt und empfand dies sehr tief bis an sein Lebensende; jedenfalls war sein Mißgeschick größer als seine Schuld, da er ein durchaus redlicher, wenn auch nicht energischer Mann und in der schwierigsten Lage gewesen war. Und mein lieber wackerer Vater, der zu dieser Zeit auf der Höhe der Anerkennung stand, die Gunst des Königs, das volle Vertrauen des Herzogs von Braunschweig genoß und durch seine Wirksamkeit den Generalen gleichgestellt war? Was damals als Glück erschien, ist nachgehends der Anlaß zu vielen Kümmernissen geworden, da der bisher so schlichte Mann, verwöhnt durch solche Erfolge, sich dem Willen seiner Vorgesetzten nicht fügen konnte und sich dadurch manche Feinde zuzog. Ich selbst aber, der junge, unbedeutende Mensch, der ich damals zu den hochgestellten Männern wie zu unerreichbaren Größen aufblickte, ich habe jetzt fast die gleiche

Stellung erreicht*) und sehe mit Erstaunen auf die Vergangenheit zurück."

Nachdem die Besichtigung der Truppen durch den König, welcher seine volle Zufriedenheit aussprach und den Oberstlieutenant von Hüser durch Ertheilung des Verdienstordens ehrte, stattgefunden, zerstreute sich die militärische Versammlung und der Sohn kehrte mit dem Vater in dessen Mindener Häuslichkeit ein, wo auch die Mutter ihn gütig empfing. Bei herrlichem Herbstwetter wurden Ausflüge in die Umgegend unternommen, die den mit landschaftlichen Reizen noch völlig Unbekannten in hohem Grade befriedigten. Besonders beglückte es ihn, einige alte Burgen aufzuspüren, durch welche seine romantischen Neigungen Nahrung fanden; lebhaftes Interesse flößte ihm aber auch das Schlachtfeld von Minden ein, das mehrfach beritten ward und die ersten Keime jener kriegsgeschichtlichen Studien hervorrief, denen er in späteren Jahren mit so großer Vorliebe oblag. Auch das nahe Pyrmont, der damals viel besuchte und durch die mehrmalige Anwesenheit der Königin Luise auf dem Gipfel der Mode stehende Badeort, wurde in Augenschein genommen, und mit sehr erweitertem Gesichtskreise langte der junge Mann wieder in der Heimath an.

Der Anfang des neuen Jahrhunderts, der in Berlin in vielen geselligen Kreisen gefeiert und durch die Eröffnung des neuen Schauspielhauses festlich begangen wurde, brachte in das allgemeine Thun und Treiben jener Zeit wenig Veränderung. Wohl vernahm man von den mächtigen Bewegungen, unter denen Europa erzitterte; politische Interessen aber lagen der theils spießbürgerlichen, theils frivolen, theils selbstgenugsamen Bevölkerung der preußischen Hauptstadt noch unendlich fern. Was sich da draußen begab, geschah ja so weit abwärts, scheinbar so ohne alle Bedeu-

*) Als diese Zeilen geschrieben wurden, war Hüser noch Oberst und Brigadecommandeur.

tung für das Wohlergehen, daß man kaum auf das Rollen des fernen Donners hörte. Man freite und ließ sich freien, genoß das Leben in erlaubtem und unerlaubtem Maße und vermochte eine ungeheure Quantität Vergnügen ohne alle Beschwerde zu verdauen. Auch der junge Hüser sah sich durch mancherlei Beziehungen in diesen Wirbel verflochten. Die derzeitig in Berlin garnisonirenden Regimenter erfreuten sich des gegenwärtig der Garde zustehenden Vorzugs, unter den Augen ihres höchsten Kriegsherrn ihren Dienst leisten und sich der persönlichen Beachtung der Mitglieder der königlichen Familie erfreuen zu dürfen. An allen Hoffestlichkeiten, zu denen das Militär Zutritt erhielt, theilnehmend, ward auch Hüser nicht selten der gnädigen, ja freundschaftlichen Unterhaltung mit den damals jugendlichen Prinzen gewürdigt, um so mehr, als Einige derselben, die jüngeren Brüder Friedrich Wilhelms III., durch gemeinsame Kindheitserinnerungen mit ihm verbunden waren. Der Hervortretendste und Vielbesprochenste dieses fürstlichen Kreises war der Cousin des Königs, der reichbegabte, ritterliche Prinz Louis Ferdinand; da derselbe indessen seinen hauptsächlichsten Umgang unter den Cavallerieoffizieren wählte, so kam Hüser nicht häufig mit ihm in Berührung und konnte er, wenn es geschah, neben der unwillkührlichen Bewunderung, die der geniale Prinz einflößte, sich in seiner Nähe eines gewissen unheimlichen Vorgefühls nicht erwehren. „Er war ein Meteor," pflegte er in späterer Zeit von ihm zu sagen, „und daß es so früh und ehrenvoll erlosch, vielleicht die größte Gnade, die Gott ihm erzeigen konnte."

Außer den Hofgesellschaften erschlossen dem jungen Manne sich noch eine Menge anderer, glänzender Kreise; zumal das Haus seines Verwandten, des Majors von Schütz, versammelte eine große Anzahl vergnügungssüchtiger Leute. Hüser aber fühlte sich weder dort noch in ähnlichen Gesellschaften recht behaglich und an seinem Platze, am Wenigsten da, wo Kartenspiel, gegen welches er einen

Abscheu empfand, die Zeit verkürzte. Seine Denkwürdigkeiten berichten, daß er blöde und linkisch, ein ziemlich ungeschickter Tänzer und sehr unbewandert in den gebräuchlichen faden Redensarten gewesen sei, aus denen sich die Unterhaltung mit jungen Damen zusammensetzte. Er hatte mithin, wie es scheint, das innere Gleichgewicht noch nicht gefunden, das ihn als reiferen Mann in völliger Freiheit und Unbefangenheit überall sein eignes unverkünsteltes Selbst herauskehren ließ und, mit anspruchsloser Frische und richtigem Takt verbunden, ihn liebenswürdig machte. Auch fühlte sein zartes sittliches Bewußtsein sich vielfach abgestoßen durch laxe Grundsätze und unmoralische Verhältnisse, und wo sie ihm entgegentraten, zog er aus den betreffenden Kreisen sich zurück. „Diese und die nächste Folgezeit," schreibt er in seinen Memorabilien, „war im Allgemeinen eine Zeit des frivolsten, materiellsten Lebens. Von höheren als schöngeistigen Genüssen, welche doch oft auch nur in einer verklärten Sinnlichkeit wurzelten, war mit seltenen Ausnahmen auch bei Denjenigen, die etwas Besseres als das Materielle suchten, nicht die Rede. Dennoch wurde das Edelste und Höchste nicht ganz erstickt; es lag in Vielen von uns wie eine glimmende Kohle unter der Asche versteckt und entzündete sich, sobald der Wind der Züchtigung diese Asche fortblies, zu erneuter Gluth."

Die schöngeistigen Genüsse, deren obige Worte gedenken, waren in jenen Tagen nun allerdings von schwerwiegender Bedeutung. Befand man sich doch im Zenith der Triumphe deutscher klassischer Poesie und wurde von den Musen mit einem ganzen Füllhorn köstlicher Gaben überschüttet. Die Söhne und Töchter dieser Periode hatten Veranlassung genug, sich zu berauschen an dem schäumenden Trank, den die Hand der Dichtkunst ihnen bot und dessen stärkende und läuternde Kraft sie zum Theil erst an ihren Seelen erfahren lernten, als die narkotische Wirkung verflogen und die belebende Wärme geblieben war.

Doch nicht das Jahrhundert, nicht der junge Mann, dessen Schicksale wir begleiten, befand sich bereits auf dieser letzteren Stufe. Ahnungslos dem Ernste erschütternder Ereignisse entgegengehend, schwelgte er mit seinen Zeitgenossen in dem Reichthum ästhetischer Genüsse, denen sein Herz so empfänglich entgegenschlug. War ihm selbst auch die Gabe poetischer Gestaltung nicht im geringsten Maße verliehen, so besaß er dagegen die Fähigkeit des Aufnehmens und Nachempfindens dichterischer Schönheiten in hohem Grade. Mit Goethe hatte er sich durch den Götz von Berlichingen zuerst befreundet, bald weckte auch der Egmont seine Bewunderung. Und dann jene köstliche, unerreichte Goethe'sche Lyrik, von der die einzelnen Blüthen der damaligen Jugend eine um die andere in den Schooß fielen! Welchen entzückenden Ausdruck fand in ihnen das Jünglingsgemüth für jede seiner eigenen wechselnden, halbverstandenen Stimmungen, wie treu ist der spätere Mann, der Greis noch dieser Vorliebe geblieben! Kaum gab es eins der vorzüglicheren kleinen Goethe'schen Gedichte, das er nicht noch in vorgerückteren Jahren zu citiren oder mit den einst so beliebten Zelter'schen und Reichhardt'schen Melodieen zu singen gewußt hätte. Schiller's Rhetorik stand seinem Naturell allerdings ferner, indessen waren und blieben die Jungfrau von Orleans und vor Allem die Wallenstein-Trilogie Gegenstände seiner begeisterten Anerkennung und öfters wiederholten Beschäftigung. Daß aber jetzt und später die Romantiker ihn zu fesseln vermochten, unter ihnen namentlich Tieck sein Liebling blieb, mag sich aus der frühen Hinneigung zum Mittelalter und der ganzen Richtung junger Gemüther jener Epoche erklären, in die unsre heutige Welt sich nur schwer hineinzuversetzen im Stande ist.

Alle jene neuen literarischen Erscheinungen zu lesen und am Liebsten vorzulesen, war Hüsers größte Freude. Sein gewöhnliches Publikum dabei war — die alte Tante Fieke, die den Büchern gegenüber lange nicht so rigorös und wählerisch verfuhr,

wie im wirklichen Leben. Mit Vorliebe allerdings hörte sie Lafontaine'sche und andere beliebte sentimentale Romane, ließ es indessen sich auch ziemlich gnädig gefallen, wenn der junge Neffe ihr mit einer, mannichfacher Modulation fähigen Stimme die Werke der Dichterfürsten vortrug. In diesen häuslichen Abenden, denen er gern eine glänzende Gesellschaft opferte, übte Hüser zuerst sein schönes Vorlesertalent, mit welchem er später manchen Freundeskreis wahrhaft befriedigte. Namentlich poetische Sachen gab er in warmem und durchaus richtigem Vortrage wieder, der, ganz der natürlichen Empfindung und dem einfachen Verständniß des Schönen entspringend, sich zum ergreifenden Pathos zu steigern vermochte. Ihn Rollen, wie den Wallenstein, den König Lear, den Nathan und ähnliche lesen zu hören, bot einen reichen Genuß.

Vergönnte es ihm doch auch seine damalige auskömmliche Lage, sich nach den besten Mustern zu bilden. Ueber die Bretter in Melpomene's Tempel, den ihr junger Verehrer fleißig besuchte, schritten einige der geweihtesten seiner Priester und Priesterinnen. Unter den ersteren waren es zu Anfang des Jahrhunderts vorzugsweise Iffland, Mattausch, Czechtitzky, der die Bösewichte mit fürchterlicher Wahrheit spielte, Herdt, der alte Greibe, Kaselitz und der treffliche Komiker Unzelmann, unter den letzteren Madame Baranius, Demoiselle Döbbelin, Madame Eunike (die später unter dem Namen Händel-Schütz berühmte), welche der Berliner Bühne Glanz verliehen. Weit überragt aber wurden alle durch zwei Erscheinungen, wie sie die dramatische Kunst, nach Hüsers Meinung, seitdem nicht wieder aufzuweisen gehabt — Fleck und Friederike Unzelmann, spätere Madame Bethmann. Fleck als Karl Moor, als Otto von Wittelsbach, als Rolla in den Spaniern in Peru, als Fiesco, als Lear, als Odoardo in Emilia Galotti, vor Allem als Wallenstein, gab unvergeßliche Eindrücke. Hüser erinnerte sich namentlich der fast überwältigenden Großartigkeit seines Auftretens, wenn er als Fiesco die Erzählung der Thierfabel mit den

Worten schloß: „aber, Genueser, es war der Löwe!“ — Madame Unzelmann schildert der von ihrem Spiel und ihrer Persönlichkeit Hingerissene als eine Zauberin auf dramatischem Gebiet, im gleichen Maße die Gunst der heitern, wie der ernsten Muse genießend. Wo sie erschien, welche Rolle sie ergriff, ob in verführerischer Leichtigkeit tändelnd, oder durch erschütternde Tragik die Herzen bewegend, stets bildete sie das Augenmerk, das Entzücken der Zuschauer. Unter den zahlreichen Leistungen, die er von ihr sah, wollte Hüser ihre Gräfin Orsina die ergreifendste bedünken. Der junge Offizier widmete der begabten Künstlerin und reizenden Frau längere Zeit eine schwärmerische Anbetung, jedoch nur aus der Ferne. Er vermied sogar die Gelegenheit, sich ihr vorstellen zu lassen, sowohl um dem Conflikt mit seinen Grundsätzen aus dem Wege zu gehen, als auch um durch nähere Bekanntschaft sein Ideal nicht der Gefahr der Verkleinerung auszusetzen. Ifflands theatralischer Bedeutung zollte er alle Anerkennung, aber nur in komisch-gemüthlichen Rollen. Wo er sich an tragische Aufgaben wagte, wie er in Verblendung über die Grenzen seines Talents mit Vorliebe that, lieferte er zuweilen eine Travestie des darzustellenden Charakters; besonders war dies in der Parthie des Wallenstein der Fall.

Auch die großen italienischen Opern, welche zur Carnevalszeit der König im Opernhause aufführen ließ und zu denen alle Offiziere unentgeltlichen Zutritt erhielten, machten Vergnügen, wenn auch ein durch mehrstündiges Warten vor Beginn der Vorstellung etwas theuer erkauftes, da wegen des starken Andrangs man sich in der frühsten Nachmittagsstunde einzufinden genöthigt war, wollte man einen der bessern Plätze erlangen. Als Sänger zeichneten sich damals Fantozzi, Concialini, Tombolini und Fischer, als Sängerinnen Mad. Marchetti-Fantozzi, Mad. Schick und Demoiselle Schmalz aus. Doch wurden diese Opern mehr als Faschingslustbarkeiten, denn als Kunstgenüsse behandelt; die rechte Freude an

der Musik erwachte erst einige Jahre später in dem Jünglinge und dann waren es vorzugsweise Mozarts Zauberklänge, die ihm die Seele hinnahmen.

Im Sommer 1802 wurde Hüser zum ersten Male und in den folgenden Jahren wiederholt von plötzlich auftretender, heftiger Lungenentzündung befallen, von welcher er, durch treue Schwesterhand gepflegt, jedesmal glücklich genas. Um sich indessen nach dem ersten und gefährlichsten dieser Anfälle gründlich zu erholen, begab er sich mit zweimonatlichem Urlaub nach Magdeburg, wo der Bruder seines Vaters als Artillerieoffizier vom Platz in Garnison stand. Ein kluger, denkender Kopf und von manchen technischen Kenntnissen unterstützt, grübelte derselbe unausgesetzt über allerlei Erfindungen und Verbesserungen, sowohl der Infanterie-Schießgewehre, als auch namentlich der artilleristischen Geschütze und Projektile. Er weihte seinen Neffen in diese Versuche ein und derselbe vernahm Dinge, von denen er bisher keine Vorstellung gehabt. Zugleich aber tagte ihm der Gedanke, daß eine umfassendere Grundlage wissenschaftlicher Bildung dazu gehöre, als der Onkel sie besaß, um die Probleme lösen zu können, die bei den Arbeiten sich fortwährend hemmend und verwirrend ergaben. Diese sein Nachdenken beschäftigende Wahrnehmung diente ihm selbst zum Antriebe, mehr und Gründlicheres zu lernen, als er bisher für nöthig gehalten. Auch mit der Fortifikationslehre beschäftigte sich der Oheim eifrig und es machte ihm Freude, seinen jungen Gast in dieselbe einzuführen, wobei ihm als praktische Erläuterung der Besuch aller Festungswerke von Magdeburg diente, so daß Hüser die Stärken und Schwächen dieses wichtigen Waffenplatzes genau kennen lernte, was in der Folgezeit nicht ohne Nutzen für ihn blieb. Von den oben erwähnten artilleristischen Erfindungen aber bleibt noch zu berichten, daß einige Jahre später, mit Genehmigung des Königs und unter Zuziehung einer dafür ernannten Prüfungscommission, der Vater des jungen Mannes

Versuche anstellen ließ, in wie weit die Ideen seines Bruders für die Armee verwendbar sein dürften. „Es wurden," schreibt Hüser, „in der Angelegenheit eine Menge von Cabinetsordres erlassen und Berichte geschrieben, ohne daß etwas dabei heraus kam. Die gemachten Einwürfe und Ausstellungen würden vermuthlich sehr leicht zu heben gewesen sein; wer aber den Zunftgeist der damaligen Artillerie und überhaupt die Lust am Hergebrachten und das Bestreben, nichts Neues aufkommen zu lassen, die damals in unserer Armee herrschten, noch aus eigner Erfahrung kennt, wird es begreiflich finden, daß das Urtheil völlig absprechend ausfiel. Und dennoch sind später manche von diesen Erfindungen bei der Verbesserung unserer Schießwaffen wieder zu Tage gekommen."

Von Magdeburg zurückgekehrt, ließ der junge Lieutenant über seine neugefaßten Bildungsentschlüsse kein Gras wachsen. Er besuchte die Vorträge des Professor Hartung über griechische Geschichte und arbeitete das Vernommene zu Hause aus, hörte sodann in der Artillerieakademie Kriegsgeschichte bei Professor Stützer, Mathematik bei Professor Hobert, Militairwissenschaft bei dem Lehrer der Akademie, Lieutenant Streit von der Artillerie. Auch die sehr geistreichen Vorlesungen über Strategie, die der General von Phul hielt, fanden an Hüser einen aufmerksamen Zuhörer.

Um diese Zeit hatte auch die erste Liebe ihren Einzug in das jugendliche Herz gehalten und zwar, dem Anschein nach, eine erwiederte, von ernsten Lebenshoffnungen getragene Liebe. Der Gegenstand derselben und ihre näheren Umstände sind unbekannt. Die Aufzeichnungen gleiten flüchtig, aber mit innigem Gefühl an dieser Episode dahin. Wir erfahren nur, daß die Geliebte (und welche Geliebte wäre das nicht!) „eins der liebenswürdigsten Wesen, die je auf Erden lebten" gewesen ist und daß „ein schmerzliches Verhängniß" nach zwei Jahren die Trennung der Herzen verschuldete.

Doch sprechen die Blätter, aus denen wir schöpfen, wiederholt von dem veredelnden Einfluß dieser Neigung, welche ihren Träger zu immer ernsterem Streben nach männlicher Reife und Tüchtigkeit anspornte, ihn alle Reste kindischen Wesens abthun lehrte und ihm zugleich zum schützenden Talisman im wirren Strudel einer seichten und leichtfertigen Gesellschaft wurde.

Mittlerweile war der Oberstlieutenant von Hüser zum Obersten und Commandeur des in Berlin garnisonirenden dritten Artillerieregiments ernannt worden, dessen Chef der Generallieutenant von Tempelhof war und bei welchem zu jener Zeit der aus hannöverschen in preußische Dienste getretene Major Scharnhorst als Oberstlieutenant sich befand. Der junge Hüser lernte diesen außerordentlichen Mann bei seinem Vater kennen, ohne die leiseste Vorahnung weder von der einstigen Verflechtung seines eigenen Schicksals mit demselben, noch von der unsterblichen Bedeutung, welche der Name Scharnhorst für die Geschichte des Vaterlandes gewinnen sollte. Bei seinen damaligen Regimentsgefährten und zumal bei seinem ganz anders gearteten Vorgesetzten, dem Obersten von Hüser, galt im Gegentheil der ruhige, schweigsam in sich gekehrte, dem Anschein nach langsame Scharnhorst für schwerfällig und trocken, und man machte sich nur geringe Erwartungen von seiner militärischen Zukunft.

Für Heinrich war es natürlich von größtem Werthe, den geliebten Vater auf's Neue in seiner Nähe zu haben, wenn er sich es auch eingestehen mußte, daß ein fremder, störender Geist in der Familie walte. Das Verhältniß zur Stiefmutter wollte sich auch jetzt nicht günstiger gestalten, doch hat bei reiferer Erkenntniß der Sohn nicht angestanden, sich selbst eine wesentliche Mitschuld an den gespannten Beziehungen beizumessen. In Folge derselben sowohl, als auch weil die Wohnung für die ganze Familie nicht ausreichte, bezog er von jetzt an ein eignes Logis, anfangs im Verein mit befreundeten Regimentskameraden,

später mit seinem jüngeren Bruder und einem Junker von Winning, welche beide Knaben — denn so durfte man sie trotz ihrer militärischen Stellung nennen — seiner Aufsicht anvertraut waren. Der junge Ludwig von Hüser, der einzige Stiefbruder aus zweiter Ehe des Vaters, trat im dreizehnten Lebensjahre als Gefreiter-Corporal in das Regiment von Arnim ein, nachdem man seine Erziehung im ländlichen Predigerhause für vollendet erachtete. Schwächlich von Körper und klein selbst für sein Alter, muß er in der soldatischen Kleidung eine höchst auffallende Erscheinung abgegeben haben, da er gewissermaßen Aufsehn erregte. „Welch' ein Soldatenpüppchen", rief eine dem jungen Menschen begegnende Dame; „auf einem silbernen Teller zu präsentiren!" Eine mit Obst handelnde Hökerin aber gab ihrer Ansicht einen drastischeren, ächt berlinischen Ausdruck, als die Brüder an ihrer Bude Aepfel kaufen wollten und der jüngere sich erlaubte, Ausstellungen an Waare und Preis zu machen. „J seh' doch Eener," rief sie ihm nach, „so'n Endeken Milletär! dem schlag' ick mit de Metze uf's Hauptquartier, det de janze preusche Armee wackelt!"

Die Folgezeit besserte natürlich den ungewöhnlichen Mangel an Körpermaaß, aber doch nur sehr allmählig und unvollkommen, und noch als nach seiner Ernennung zum Fähnrich (d. h. Offizier) die Vorstellung beim Könige stattfand, ging zum großen Schmerze des kriegsmuthigen Jünglings Seine Majestät mit der hingeworfenen Bemerkung an ihm vorüber: „Fähnrich?" Scheint klein zu sein!"

Neben diesen scherzhaften Verdrießlichkeiten ergab sich übrigens für den älteren Bruder manche ernstere Unannehmlichkeit aus der ihm übertragenen Bevormundung des jüngeren. Zugleich hatte eine Veranlassung harmlos fröhlichen Vergnügens aufgehört, seit die Ritte auf's Land, die dem Besuch des Knaben gegolten hatten, zwecklos geworden. Wie es scheint, pflegten in jener Pfarrersfamilie muntere jugendliche Gesellschaften zusammenzutreffen, welche

den Punkt der Anziehung bildeten, denn durch die höhere Weihe eines geistlichen Hauses wurde eine solche keinenfalls ausgeübt. Wäre nicht durch Erscheinung und Wesen seines verehrten Oheims, des Hofpredigers Michaelis, ein anderer und besserer Typus des protestantischen Geistlichen dem jungen Offizier bekannt geworden, er hätte sehr niedrige Begriffe von den Dienern der Kirche eingesogen in dem Kreise der Landpfarrer, die er hier kennen lernte. Weder ein Oberlin noch auch ein „ehrwürdiger Pfarrer von Grünau" befand sich darunter. Mancher von ihnen mochte zur Zeit des Wöllnerschen Edikts eine Maske orthodoxer Frömmigkeit vor's Antlitz genommen, sie aber längst wieder fallen gelassen haben. In ihren abgelegenen Dörfern ohne jede Beziehung zu geistigen und geistlichen Interessen, sich selbst und der gemeinen Auffassung ihres Amtes als einer nahrhaften Versorgung überlassen, gab sich bei ihnen kein Funke von Glaubenswärme und seelsorgerischer Gewissenhaftigkeit kund. Die bessern lebten, nach möglichst rascher Absolvirung ihrer Berufspflichten, der Bestellung ihrer Aecker oder einem ergiebigen Nebenerwerb, wie ihn beispielsweise die ganz handwerksmäßig betriebene Aufnahme und Ausbildung von Zöglingen abgab. Die schlimmeren, und ihrer war keine geringe Zahl, sanken immer tiefer bis zum völligen Verläugnen nicht blos jedes christlichen Sittengesetzes, sondern auch jedes äußern geistlichen Anstandes. Hüser erzählt als beglaubigte Thatsache, daß ein benachbarter College des Erziehers seines Bruders, den man vor Beginn des Gottesdienstes und während des Gesanges in der Sakristei Karten spielend wußte, auf dem Wege zwischen Altar und Kanzel das hastig eingesteckte Kartenspiel aus der Tasche verlor, so daß die bunten Blätter während der Predigt auf dem Fußboden herumlagen, woran die Gemeinde denn nicht einmal sonderlichen Anstoß nahm.

Diese wie die vorhergehenden Mittheilungen vervollständigen das Bild einer traurigen, haltlosen Zeit. In der Gesellschaft,

der Kirche, der Armee, überall morscher Boden, Sumpfgrund, mit trügerisch schillernder Vegetation überwachsen, und die festen, gesunden Stellen kaum noch erkennbar. Schon aber war der Hammer aufgehoben, unter dessen gewichtigem Schlage das wankende Fundament einsinken und reineren und dauerhafteren Grundlagen des Volkslebens den Platz frei machen sollte.

Viertes Kapitel.

Gewitterschwüle und Ausbruch des Sturms. Die Schlacht von Auerstädt und die Capitulation von Prenzlau. 1805 und 1806.

Da es nicht Aufgabe dieser Erzählung ist, die allgemeinen Verhältnisse des politischen Lebens und Treibens im damaligen Preußen zu berühren, oder die in jenen Tagen beginnende Bewegung der Geister zu schildern, so genüge es, in Kürze daran zu erinnern, daß die öffentliche Meinung im Jahre 1805 immer entschiedener von der Unabwendbarkeit, der Nothwendigkeit des Krieges gegen Frankreich überzeugt wurde. Entrüstung über die Politik des Zögerns war an die Stelle der bisherigen vertrauensvollen Ruhe getreten, zumal die Armee verlangte immer dringender und heftiger nach dem Losschlagen, bevor die französischen Siege jeden Bundesgenossen gelähmt, die Winkelzüge der französischen Diplomatie jeden Bundesgenossen entfremdet hatten. Mißstimmung gegen den sonst so geliebten und verehrten Monarchen herrschte unter den militärischen und zum Theil auch den bürgerlichen Bewohnern Berlins und fand ihren Ausdruck in verschiedener Weise.

Hüser, wenn auch nicht zu jenen aufgeregtesten Militärkreisen gehörig, an deren Spitze der Prinz Louis Ferdinand stand, und ziemlich harmlos den Pflichten und Freuden der Gegenwart lebend, theilte doch bis zu einem gewissen Grade die Ungeduld seiner

Kameraden und den Verdruß über die Schwankungen, welche Preußen in den Jahren 1805 und 1806 abwechselnd nach verschiedenen Seiten Front machen ließen und mehrfache Rüstungen veranlaßten, welche niemals zum erwünschten Ziele kriegerischen Handelns zu führen schienen. Im September 1805 war der Oberst von Hüser durch die Ernennung zum Chef des neu errichteten reitenden Artillerieregiments geehrt worden und hatte kurz darauf den Befehl erhalten, dasselbe der Armee zuzuführen, welche der Herzog von Braunschweig, wie man bestimmt hoffte, gegen Frankreich, zusammenzog. Im October erhielt unvermuthet auch das Regiment von Arnim Marschordre. Ein herzbrechender Abschied von Angehörigen und Freunden ward genommen, da man nur von Schlacht und Heldentod träumte. Nach einigen Kreuz- und Querzügen kam das Regiment in der Gegend von Gotha in Quartier. In Gotha selbst aber befand sich, nachdem es anfangs in Hildesheim gewesen, das Hauptquartier des Herzogs und bei demselben Hüsers Vater.

„Es war für mich," lesen wir in den mehrerwähnten Aufzeichnungen, „eine große Freude, da ich als Adjutant fast täglich zur Parole nach Gotha reiten mußte, in beständigem Verkehr mit meinem lieben Vater stehen zu können. Auch hatte ich manche Gelegenheit, interessante Bekanntschaften zu machen. Der Herzog von Braunschweig war abwesend und der General von Rüchel führte unterdessen das Commando. Dieser machte mir den Eindruck eines sehr tüchtigen und bedeutenden Mannes. Er hatte etwas Imposantes und alle seine Befehle waren bestimmt und sachgemäß. Seine Adjutanten waren der Major von Brixen, ein äußerst gescheuter Mann, und der Lieutenant Graf Friedrich Dohna*), den ich hier zuerst kennen lernte. Mein Vater stellte mich auch dem Herzoge und der Herzogin von Gotha vor, die sich sehr gnädig

---

*) Der spätere Feldmarschall und Oberstkämmerer.

bezeigten und mich zur Abendtafel einluden, sowie ich auch mehrmals in Gesellschaften bei dem Hofmarschall von Salis, dem Herrn von Wangenheim und der Frau von Bechtoldsheim mich befand. War ich nicht in Gotha, so verbrachte ich die meiste Zeit auf dem Gute eines Herrn von W., bei welchem mein Regimentscommandeur, der Major von Klaeden, und mehrere andere Offiziere einquartiert lagen. Hier war überhaupt der Sammelplatz vieler Kameraden, und da Herr von W. ein sehr freundlicher, jovialer Wirth war und uns stets mit großer Gastfreiheit aufnahm, so bedachten wir zu wenig, wie lästig auf die Dauer eine so langwierige und starke Einquartierung für die sehr zahlreiche und finanziell nicht gut gestellte Familie werden müsse. Die Hausfrau, eine ehrenwerthe, mütterliche Dame, erschien mir zwar öfters etwas bedrückt und sorgenvoll; zum klaren Bewußtsein kam mir das Verhältniß aber erst, als ich eines Mittags mit andern Offizieren dort speiste und mit Brodkügelchen scherzend nach den Kindern warf. Da sagte die eine der Töchter, ein Mädchen von etwa neun Jahren, mit sehr ernsthaftem Gesicht: „Sie werfen mit Brod und das Brod ist doch so theuer.“ Ich schämte mich sehr, nahm ferner nicht mehr so häufig die Gastfreundschaft des Hauses in Anspruch und habe diese Lehre nie vergessen. Ein solches unnützes Spiel mit nöthigen Nahrungsmitteln ist mir seitdem stets zuwider gewesen.

„Bald mußten wir inne werden, daß auch jetzt unsere geträumten Heldenthaten sich nicht verwirklichen sollten, daß es zum Kriege mit Frankreich wieder nicht kommen werde. So sehr uns diese Wendung der Dinge verdroß, waren wir doch froh, als das unter solchen Umständen zwecklose Herumlagern ein Ende erreichte und für uns der Befehl zum Rückmarsch eintraf, während ein anderes Corps in Hannover zurückblieb, welches damals durch Preußen besetzt wurde. Die Trennung von der Gothaer Gegend und von der Stadt selbst, die mir außerordentlich gefiel, ward mir

zwar schwer, doch freute ich mich sehr auf das Wiedersehn meiner Schwester und meiner Freunde. Unser Rückmarsch, den wir am 7. Februar 1806 antraten, führte uns über Weimar, und gar zu gern hätte ich mich lange genug dort aufgehalten, um die Stätten, an denen die größten Dichter unserer Nation gewandelt hatten und noch wandelten, aufzusuchen, dazu fehlte es aber gänzlich an Zeit. Nur am Abend wurde natürlich das berühmte Theater besucht und ich sah Mamsell Jagemann, fühlte mich aber in meinen Erwartungen getäuscht, vielleicht weil sie zu hoch gespannt waren, vielleicht auch, weil ich an ausgezeichnete Leistungen gewöhnt war. Mir ist nicht einmal das Stück, welches man gab, im Gedächtniß geblieben. Am nächsten Tage führte unser Marsch über das Feld, auf dem wir noch vor Ablauf des Jahres unser größtes Unglück erleben sollten, über das Schlachtfeld von Auerstädt. Ahnungslos marschirten wir über die später so unvergeßlichen Stellen, betrachteten dagegen mit großem Interesse auf einem der folgenden Märsche das Schlachtfeld von Lützen, auf welchem der große Gustav Adolf seine Laufbahn beendete. Am 27. Februar rückten wir denn endlich glücklich in Berlin ein und ich konnte am folgenden Tage meinen Geburtstag fröhlich mit den Meinigen begehen."

Da die Truppen sogleich auf den Friedensfuß gesetzt wurden, so fing man an, sich wieder dauernd einzurichten und die alten Beschäftigungen und Beziehungen wieder aufzunehmen. Hüser aber hatte kaum einen abermaligen (den letzten) Anfall jener früher erwähnten, sich wiederholenden Lungenentzündungen überstanden, als gegen Ende des April das Regiment neue Marschordre empfing. Im Interesse Frankreichs, seines zeitweiligen Bundesgenossen, war Preußen genöthigt, gegen Schweden zu rüsten und ein Truppencorps an die pommersche Grenze vorzuschieben. Das erschien den dazu Bestimmten mehr langweilig als gefährlich, und überzeugt, daß es wiederum zu keiner kriegerischen Aktion kommen werde,

nahm man den Abschied nicht so tragisch als das vorige Mal. In der That folgte auch während der Sommermonate ein ziemlich müßiges Umhertreiben in Cantonnements in der Gegend von Pasewalk, an welchem Orte das Hauptquartier des Höchstkommandirenden, des Generals von Kalkreuth, sich befand. Hüser, der als Adjutant seines Regimentscommandeurs, des Majors von Klaeden, den letzteren öfters in die Stadt zu begleiten hatte, knüpfte manche später wieder aufgenommene Bekanntschaft unter den dort garnisonirenden Offizieren vom Dragonerregiment der Königin, sowie unter den dem Hauptquartier angehörigen Militärpersonen an. So kam er hier auch zuerst in nähere Berührung mit dem durch seine Schriften bekannten Chef des Generalstabes, Oberst von Massenbach, welcher bald darauf eine gewisse Bedeutung in seinem eigenen und dem Leben seines Vaters gewinnen sollte. Auch nach Stettin ward ein Ausflug unternommen, der nicht nur durch die erste Besteigung eines Seeschiffs denkwürdig wurde, sondern auch einige auffallende militärische Erfahrungen eintrug. Der Gouverneur von Stettin, Generallieutenant von Romberg, bei welchem der junge Mann sich zu melden hatte, empfing ihn in einem Großvaterstuhl sitzend, oder vielmehr sich darin verlierend, als eine völlig eingeschrumpfte Mumie, und da die Stimme des fast Neunzigjährigen ebenso schwach war, als sein Körper zusammengesunken, so bemerkte Hüser in den ersten Augenblicken nach seinem Eintritt gar nicht die Anwesenheit des Generals, bis er zwischen den hohen Lehnen des Sessels die kleine Gestalt sich regen sah. Von hier aus sich auf die Parade begebend, erblickte er den Truppencommandeur, Generallieutenant von Pirch, zu Pferde anlangend, neben ihm eine Ordonnanz, welche einen hohen Fußschemel trug. Mit Hülfe desselben und unter großer Beschwerde kam der hohe Befehlshaber aus dem Steigbügel und mit denselben Anstalten, denselben vielfachen Bemühungen nach beendeter Parade wieder auf's Pferd zurück. „Solche Auftritte," fügt Hüser dieser Erzählung hinzu,

„gehören nicht blos dem persönlichen Gedächtniß, sondern dienen zur Erklärung mancher später über die Armee hereinbrechenden Unglücksfälle".

Von den wechselnden Strömungen der politischen Zugluft jener Monate erfuhr man wenig; eine große Ueberraschung verbreitete mithin unter den cantonnirenden Truppen zu Ende des August die Nachricht, daß eine neue Verwendung ihnen bevorstehe und der Ausbruch des Krieges gegen Frankreich nicht zu bezweifeln sei. Mit Freuden trat das Regiment seine veränderte Marschroute an und zog im Laufe des September bis in die Umgegend von Erfurt, woselbst es am siebenten Oktober das Cantonnirungsquartier Stotternheim erreichte. Jedermann hatte in den letzten Wochen die Ueberzeugung gewonnen, daß es diesmal Ernst werde und der Beginn der Feindseligkeiten nicht mehr vermieden werden könne, Niemand jedoch schien einen schlimmen Ausgang nur für möglich zu halten, und Hoffnung und guter Muth beseelte Alle.

Wir lassen die nun beginnenden Erlebnisse dieser Zeit traurigsten Angedenkens wiederum in Hüsers eigenen Worten folgen.

„In Erfurt, wohin mich meine Adjutantengeschäfte führten, hatte ich die Freude, meinen Vater zu treffen, der zum Commandeur der Artillerie bei der Hauptarmee ernannt war. Zugleich aber ward mir zu meiner großen Bestürzung die Gelegenheit, die Unentschlossenheit und Verwirrung zu bemerken, welche in wenigen Tagen unser Schicksal entscheiden sollten. Schon mangelte es an Brod und Fourage, und die Truppentheile, denen das Abholen dieser nothwendigen Erfordernisse aus Erfurt aufgetragen war, mußten unverrichteter Sache wieder abziehen, was denn natürlich eine gedrückte Stimmung hervorrief. Am neunten Oktober war das Rendezvous der ganzen Armee bei Erfurt, auch der König befand sich seit mehreren Tagen in Gesellschaft der Königin an diesem Orte und die abmarschirenden Truppen zogen in Parade an ihm vorüber. Es war ein schöner, stattlicher Anblick, der letzte, den die alte

preußische Armee darbot! Auch die Königin wohnte dem Vorbeimarsch bei und fuhr dann nach Berlin zurück. Ihr schönes, wenn auch wehmüthig lächelndes Gesicht bei diesem Anlaß ist auch eine der unvergeßlichen Erinnerungen dieser Tage. Wir bekamen das Dorf Mellingen zum Quartier, wo wir erst spät Abends anlangten. Als es schon dämmerte, war die Batterie des Capitain von Röhl an uns vorbeigetrabt, und ihr Anführer, den ich durch meinen Vater kannte, rief mir im Vorrüberreiten frohen Muthes zu: „Der Prinz Louis schlägt die Franzosen bei Saalfeld, ich bin mit der Batterie zur Unterstützung abgeschickt!“ — In völliger Finsterniß in unser Quartier eingerückt, ohne alle Kenntniß sowohl der Gegend, als auch der Stellung des Feindes, brachten wir die Nacht in ziemlicher Spannung zu. Sobald der Morgen des zehnten graute, sah man einzelne sächsische Soldaten, theils leicht verwundet, theils waffenlos durch den Ort ziehen. Dieser Anblick frappirte. Der General von Arnim, welcher ebenfalls im Dorfe im Quartier lag, kam auf die Straße, ihm schlossen sich die meisten Offiziere und viele Unteroffiziere und Soldaten an, Alle in großer Erregung. Als wir abermals einen sächsischen Husaren, ein Pflaster auf der Nase, in Eile vorbeireiten sahen, schickte der General mich demselben nach, um ihn über die ihm bekannten Thatsachen zu befragen. Er berichtete denn, daß die Truppen bei Saalfeld völlig geschlagen und zersprengt worden seien. Kurz darauf erschien der Capitain von Kykpusch vom Generalstabe, um die Annäherung des Königs und des Herzogs von Braunschweig anzuzeigen und gleichzeitig die Weisung zu überbringen, daß man die Truppen möglichst vor dem Anblick der flüchtigen Sachsen hüten solle, um alle Entmuthigung zu vermeiden, was freilich schon zu spät kam. Der General von Arnim, der Major von Klaeden und ich bestiegen nun unsere Pferde, um dem Könige entgegenzureiten, den wir am Ausgange des Dorfes bereits erblickten. In einen großen blauen Mantel gehüllt, ritt er einen kleinen Schimmel, neben ihm der Herzog von Braunschweig,

hinter ihm ein großes Gefolge, unter welchem sich auch mein Vater befand; der ganze Zug näherte sich sehr langsam, sehr still und niedergeschlagen und machte mir den Eindruck eines großen Leichenzuges. Als wir den König erreicht hatten, sagte er zum General Arnim: „Prinz Louis hat einen dummen Streich gemacht und hat einen échec erlitten; ich denke, wir werden die Scharte aber wohl wieder auswetzen."

„Der König begab sich darauf mit dem größten Theil des Gefolges durch das Dorf nach Weimar; auch mein Vater, den ich in sehr trüber Stimmung fand, blieb in diesem Zuge, während der Herzog von Braunschweig mit seinen Adjutanten in der Mühle von Mellingen abstieg. Hier wurden nun die ferneren Befehle für die Truppen ausgefertigt und man war noch damit beschäftigt, als der Capitain von Kleist, Adjutant des Prinzen Louis, den König suchend, durch das Dorf kam und die Nachricht von dem Tode des Prinzen überbrachte. Eine neue tiefe Erschütterung! Doch hatten wir keine Zeit, unsern Gedanken nachzuhängen, da sogleich aufgebrochen und in ein Lager bei Weimar marschirt wurde. Die Nacht verging sehr unruhig unter beständigen Anfragen und vielem Getümmel, da unaufhörlich neue Truppen anrückten, der folgende Tag mir persönlich unter mehrfachem Hin- und Herreiten zwischen dem Lager und Weimar, wo das Hauptquartier sich befand und wo Alles rathlos mit den Köpfen gegen einander lief. Am Dreizehnten, Nachmittags, brach die Armee auf, als die Nachricht von der Ankunft der Franzosen in unserem Rücken und der Besetzung Naumburgs und des Passes von Kösen eingegangen war. Wir marschirten bis in die Gegend von Auerstädt und bezogen spät Abends einen Bivouak. Die Nacht wurde sehr kalt, die Leute hatten weder Holz noch Essen. Einige am Wege stehende Weidenbäume wurden zwar gefällt und angezündet, die grünen Reiser schwälten aber nur, verbreiteten keine Wärme, dafür einen gräßlichen Rauch, der fast die Augen ausbiß. An Schlaf also abermals

kein Gedanke. Bei anbrechendem Morgen hörten wir in einiger Entfernung erst klein Gewehrfeuer, dann auch Kanonenschüsse, und bald verbreitete sich das Gerücht, der Feldmarschall Möllendorf habe 6000 Franzosen zu Gefangenen gemacht. Muth und Hoffnung belebten sich wieder, Jeder sehnte sich nur, erst am Kampfe theilnehmen zu dürfen. Ein großer Theil der Truppen marschirte ab, nur die Reserve, zu der auch unser Regiment gehörte, blieb noch zurück. Da indessen das Feuern immer stärker wurde, brachen auch wir auf. Als wir eben einen Hohlweg passirten, kam der Befehl, daß eins unsrer Bataillone die Bagage des Königs decken solle, und um keine Lücken in der Marschlinie entstehen zu lassen, ward das erste Bataillon dazu bestimmt, welches, da wir links abmarschirt waren, das letzte im Zuge war. Ich stand bei demselben, und weil der Regimentscommandeur sich ebenfalls meistentheils bei ihm aufzuhalten pflegte, so begleitete ich auch als Adjutant dieses Bataillon. Diesmal aber befand sich zufällig der Major von Klaeden vorn bei dem zweiten Bataillon, ich mich wie gewöhnlich beim ersten, so geschah es, daß ich während der folgenden Ereignisse von meinem Regimentscommandeur getrennt blieb und mich dem Major von Vieregg, welcher das erste Bataillon commandirte, anschließen mußte.

„Leider waren wir gezwungen, während die Schlacht wüthete, unthätig dazustehen. Wir konnten nicht einmal das Schlachtfeld erblicken, nur der grausige Lärm drang zu uns, der unter solchen Umständen sich doppelt schrecklich anhörte und uns in unsrer gezwungenen Ruhe fast zur Verzweiflung brachte. Was wir sahen und vernahmen, machte uns ohnehin das Herz immer schwerer. Viele Blessirte zogen an uns vorüber und ihre Nachrichten lauteten schlecht. In einiger Entfernung von uns fuhr ein Wagen im langsamsten Schritt vorbei; wir erfuhren, daß es der unglückliche Herzog von Braunschweig sei, der schwer verwundet fortgebracht werde; einzelne Cavalleristen, endlich ganze Truppentheile marschirten

eilig nach der Seite von Weimar zu. Dies Alles konnte nichts Gutes bedeuten; zuletzt kam der König in unsere Nähe, gab einige Befehle und entfernte sich wieder. Gleichzeitig brachte der Adjutant des Generals von Kalkreuth, unter dessen Commando die ganze Reserve stand, den Befehl zum Abmarsch, wobei wir erfuhren, daß die königliche Bagage, die wir zu decken glaubten, bereits unter Bedeckung einer Escadron Garde du Corps abgegangen sei. Unser Marsch wurde auf Buttstädt und Frankenhausen dirigirt. Ersteren Ort erreichten wir in später Nacht; auf der Straße sollte bivouakirt und von den Einwohnern Brod und Branntwein zusammengebracht werden, doch waren wir genöthigt, um eine gänzliche Auflösung des Bataillons zu verhindern, wieder aufzubrechen, noch ehe die Nahrungsmittel da waren. Nur der eifrigsten Bemühung der Offiziere und Unteroffiziere gelang es, die müden und entmuthigten Soldaten, die ihre Gewehre verlassen hatten und in die Häuser gelaufen waren, wieder zusammenzutreiben. In äußerster Erschöpfung marschirten wir weiter, die ganze Nacht durch, bis wir Morgens um zehn Uhr Frankenhausen erreichten. Hier trafen wir den General Grafen von Wartensleben, von welchem wir uns weitere Befehle erbaten, da Niemand wußte, was geschehen solle. Wiewohl der Ort schon mit Truppen angefüllt war, ordnete er doch um unsres ermüdeten Zustandes willen unsere Einquartierung an. Ehe diese aber vollständig bewerkstelligt war, glaubte man entfernten Kanonendonner zu hören; alles ritt, fuhr, lief nun eilig von dannen, und unter dem allgemeinen Geschrei: „die Franzosen kommen," blieb uns nichts übrig, als das Bataillon wieder zusammenzutrommeln und abzumarschiren. Glücklicherweise hatten die Leute wenigstens vorher essen können. Da wir den Auftrag erhalten, die Kriegskasse zu decken, welche sich mit einer Schwadron Husaren in der Gegend von Sangerhausen befinden sollte, so wurde der Marsch nach jenem Orte gerichtet. Ich selbst blieb, nachdem die Truppen das Städtchen Frankenhausen verlassen, noch

eine Weile auf dem dortigen Marktplatz halten, um die beiden, das Bataillon begleitenden Kanonen abzuwarten, bei welcher Gelegenheit ich die Deutung des ganzen falschen Lärms kennen lernte. Der vermeinte Kanonendonner war nichts anders als der dumpfe Schall, den eine Rinnsteinbrücke von sich gab, sobald Wagen darüber hinfuhren. Leider kam die Entdeckung zu spät, Alles befand sich unterwegs, ich folgte also mit den beiden Geschützen. So entstehen nicht selten, namentlich bei entmuthigten, zum Rückzug gezwungenen Truppen, Täuschungen, die oft sogar große Folgen nach sich ziehen. In unserer Umgebung bot sich jetzt das gräuliche Schauspiel der Lösung aller Bande dar. Glücklicherweise gelang es zwar, unser Bataillon in Ordnung zu erhalten; die Leute, nachdem sie wenigstens etwas gestärkt waren, zeigten guten Willen und Folgsamkeit. Bei den andern Truppentheilen, die nun eine Straße mit uns zogen, sah es aber meist entsetzlich aus. Alle Ordnung verschwand je länger je mehr; soweit das Auge reichte, gewahrte man Soldaten, meist ohne Gewehre nach allen Seiten fortwandernd, ohne sich an irgend ein Commando, ein Zureden ihrer Obern zu kehren. Und diejenigen, welche ihre Gewehre von sich geworfen hatten, waren denen noch vorzuziehen, die in verzweifelter Ungebundenheit ihre Patronen verfeuerten. Man wußte nicht mehr, ob man in einen feindlichen Angriff gerathen sei, oder von den Kugeln der eignen Leute getroffen werde, ein schrecklicher Zustand, dem zu steuern es kein Mittel mehr gab. Was uns selbst betraf, so erreichten wir in tiefer Nacht ein Bivouakfeuer, ohne zu wissen, ob Freund oder Feind uns gegenüberstehe. Bei vorsichtiger Annäherung ergab sich, daß es preußische Truppen verschiedener Waffen waren, die hier lagerten, unter Andern auch die Escadron Husaren mit den Kriegskassenwagen, zu deren Bedeckung wir bestimmt worden. Wir ließen das Bataillon für den Rest der Nacht im Dorfe Richstädt einquartieren und genossen eigentlich zum ersten Male einige Stunden ruhigen Schlafs. Am 16. Oktober, als wir, begleitet von den

Husaren des Regiments Schimmelpfennig, die bei der Kriegskasse bleiben sollten, auf dem Wege nach Mansfeld marschirten, ereignete sich abermals ein Vorfall, der den Beweis lieferte, wie sehr in einer geschlagenen Armee die Bande des Gehorsams sich lockern. Die Husaren nämlich hatten, nachdem sie in einem Dorfe etwas geruht und gegessen, keine Lust zum Aufbruch; sie murrten gegen ihren commandirenden Offizier, zogen endlich die Säbel und drangen auf ihn ein, so daß eine Compagnie unsres Bataillons gegen sie aufmarschiren und sie mit einer Salve bedrohen mußte, worauf sie sich fügten. Um Mitternacht gelangten wir nach Aschersleben, wo ich ein vortreffliches Quartier erhielt. Nie hat mich ein gutes Bett so beglückt, wie dasjenige, in welches ich mich hier streckte, nie Kaffee mir so herrlich gemundet, als der, den meine freundlichen Wirthe mir noch in der Nacht auf's Zimmer schickten. Andern Tages fanden wir im Städtchen die größte Entmuthigung und Bekümmerniß herrschend; dabei wußte Niemand etwas Gewisses, nur die verschiedenartigsten Gerüchte schwebten in der Luft. Nach Einigen sollte Halle, nach Andern Magdeburg zum Sammelplatz aller Truppen bestimmt sein, der König aber am letzteren Orte sich befinden. Der Major von Vieregg, der nicht länger auf eigene Verantwortung umherziehen wollte, beschloß also, mich nach Magdeburg zu schicken, um vom Könige, oder, wäre derselbe nicht anwesend, vom ältesten dort commandirenden General Verhaltungsbefehle für uns einzuholen. Mit mühsam aufgetriebenen Courierpferden reiste ich ab und erfuhr, als ich Magdeburg erreichte, bei meinem mit Geschäften überhäuften und um das Schicksal der Festung sehr besorgten Onkel, daß Seine Majestät sich noch hier befinde. Meinen durch die Unbilden des Marsches und der Strapazen in jammervollen Zustand versetzten Anzug einigermaßen in Ordnung bringend, soweit es beim gänzlichen Verlust meiner Bagage möglich war, hielt ich mich eine Viertelstunde dort auf und begab mich alsdann zum Könige. Im Vorzimmer traf ich

den Generaladjutanten von Kleist und den General von Schack, die sich von mir berichten ließen, was ich irgend von der Stellung des Feindes wissen mochte, denn auch hier herrschte die größte Ungewißheit darüber. Dann wurde ich zum Könige geführt, der mich mit der verdrießlichen Frage empfing: „Sie kommen wohl auch alle einzeln an?“ „Um Verzeihung, Ew. Majestät, das Bataillon ist stets bei einander geblieben und in guter Ordnung,“ erwiederte ich, worauf sich der König etwas erheiterte, sich meinen Bericht abstatten ließ und das Einrücken des Bataillons in Magdeburg befahl. Dies geschah denn auch, nachdem ich während der Nacht zurückgefahren war, am andern Tage. Seine Majestät hatte unterdessen Magdeburg verlassen.

Beim Einrücken traf ich im Thor mit meinem Vater zusammen, der ebenfalls grade ankam. Welch' ein Wiedersehen! In den Mantel seiner Ordonnanz eingewickelt, ganz stumm und völlig vernichtet, hing der sonst so lebendige Mann auf seinem kleinen Fuchs, dessen Beine sich lahmend kaum noch fortschleppten. In Magdeburg fanden wir auch einzelne Theile des zweiten Bataillons Arnim unter meinem Onkel, dem Major von Schütz; was aus unserm Regimentscommandeur von Klaeden geworden, wußte damals Niemand; später erfuhren wir, daß er mit andern Theilen des zweiten Bataillons bei Erfurt in französische Gefangenschaft gerathen sei.

„Nachdem die Truppen den kurzen Aufenthalt in Magdeburg zu einiger Organisirung verwendet hatten, wurde unter dem Befehl des Fürsten von Hohenlohe ein Corps formirt, zu welchem auch das erste Bataillon unseres Regiments gehörte. Das zweite, nicht rechtzeitig marschfertig werdend, kam einige Tage später zum Corps des General von Blücher. Am 21. früh marschirte das Hohenlohe'sche Corps, bei dem auch mein Vater sich wieder befand, von Magdeburg aus und setzte seinen betrübten Rückzug unter Hunger und Beschwerden bis zum 27. fort, wobei wir wenigstens

das Glück anhaltend trockener Witterung hatten. Für den genannten Tag waren uns, die wir am vorhergehenden fast gänzlich gefastet hatten, die Fleischtöpfe Egyptens in Boitzenburg in der Ukermark in Aussicht gestellt, und wirklich waren wir dieser Stärkung sehr bedürftig. Als wir uns aber nach Sonnenuntergang dem Orte näherten, fiel plötzlich vor uns ein Kanonenschuß, in Eil wurde deßhalb das Corps in Schlachtlinie gestellt und der Dinge gewartet, die da kommen sollten, aber nicht kamen. Der aufgehende Mond ließ uns zwar ein beständiges Hin- und Herreiten bemerken, ein Angriff erfolgte indessen nicht. Daß sich Franzosen in Boitzenburg befanden, war sicher; da man ihre Stärke jedoch nicht kannte, hielt man es für gerathen, links abzumarschiren und ihnen aus dem Wege zu gehen. So war die Aussicht auf Nahrung und Ruhe verschwunden; wir schleppten statt dessen uns die ganze Nacht auf sumpfigen Waldwegen und über die Stoppelfelder bis zum Dorfe Schönermark, wo wir zu unserm Verderben einige Stunden ausruhten. Nach dieser unglücklichen Frist, welche dem Feinde Gelegenheit gab, uns einzuholen, wurde der Marsch bis Prenzlau fortgesetzt. Auf dem Markte dieser Stadt hielten mehrere Brodwagen, und eben sollte das Brod empfangen werden, als ein Kanonenschuß dicht vor Prenzlau uns nöthigte, das Geschäft zu unterbrechen und in aller Hast die Stadt zu verlassen. Vor dem Stettiner Thor in Schlachtordnung aufgestellt, harrten wir eine lange Zeit, während durch die Heerführer recognoscirt und schließlich capitulirt wurde. Der Fürst Hohenlohe ließ die Commandeure der Truppentheile zu sich rufen und ich begleitete den Major von Vieregg. Es war ein entsetzlicher Moment, als hier die Capitulation uns angekündigt ward, während Murat, der sogenannte Großherzog von Berg, gekleidet wie ein Kunstreiter, mit triumphirendem Gesichtsausdruck neben dem Fürsten zu Pferde hielt. Von den Strapazen auf's Aeußerste ermüdet, vom Fasten geschwächt, vom Unglück gebeugt, ohne alle

Hoffnung auf Hülfe oder Besserung, wie wir waren, ist es nicht zum Verwundern, wenn viele der hier Versammelten in dem schmählichen Ausgange nur ein ersehntes Ziel, eine Erlösung von fast unerträglichem Elend erblickten und im ersten Augenblick eine Art von Befriedigung kund gaben. Als aber gleich darauf der Major von Vieregg dem Bataillon sein Schicksal ankündete, da brach auch diese kurze Täuschung zusammen und Schmerz, Verzweiflung, Scham, alle bittersten Empfindungen zerrissen jede Brust. Da wir die Verpflegungsgelder für den November mit uns führten, so konnten den Offizieren und Soldaten dieselben ausgezahlt werden; sodann legten die Letzteren ihre Gewehre ab, um, laut Capitulation, von den Ersteren getrennt nach Frankreich geführt zu werden. (Die Wenigsten erreichten übrigens diese Bestimmung, sie entliefen unterwegs, sobald sie bekannte Gegenden passirten, und verbargen sich im Lande). Die Trennung zwischen Offizieren und Soldaten war furchtbar, die Leute schluchzten wie die Kinder und auch wir konnten die Thränen nicht zurückhalten, um so mehr, als ein Wiederzusammentreten der Armee uns damals wie eine Unmöglichkeit vor der Seele stand. Die Offiziere des ganzen Corps wurden in Prenzlau einquartirt. Dort sollten sie, wie der Fürst in der Capitulation bedungen und Murat ausdrücklich versprochen hatte, Päße erhalten, um sich an einen beliebigen Ort zu begeben und auf Ehrenwort daselbst zu verbleiben. Pferde, Waffen, Equipage 2c. sollten ihnen belassen werden. Allein noch selbigen Abends fielen nicht nur gemeine Franzosen, sondern sogar Offiziere in unsere Wohnungen und Ställe ein, nahmen Pferde, Sättel, selbst Kleidungsstücke fort und konnten nicht zur Rückgabe gezwungen werden. Denn wer mit einer Klage oder mit der Bitte um eine sauvegarde zu den höheren Offizieren eilte, erhielt immer nur die Antwort: „mais que voulez vous? c'est la guerre!“ und damit hatte Alles ein Ende. Von den verheißenen Päßen war gar keine Rede, und als von Seiten des Fürsten Hohenlohe darauf

gedrungen wurde, verwies der Generalstabschef, General Belliard, die ganze Offiziersmasse an den General Beaumont, der in Templin stand. Am 29. langten wir daselbst an; ich ward ausersehen, die Liste der Anwesenden dem General Beaumont zu überbringen; aber, obwohl dieser sich ziemlich höflich benahm, lehnte er es doch gleichfalls ab, uns die Pässe auszustellen und schickte uns wieder nach Prenzlau zurück. Hier fanden wir Murat mit seinem Stabe bereits aufgebrochen, und in der völligen Rathlosigkeit unserer Lage entschloß sich der Oberst von Massenbach, unsere Führung zu übernehmen und uns nach Berlin zu geleiten. Am zweiten November Abends spät dort angelangt, begab der ganze Trauerzug sich sogleich zum französischen Commandanten, dem General Hulin, dessen Wohnung unter den Linden war. Mit welchen Gefühlen ich die Berliner Straßen durchritt, vermag ich nicht auszusprechen. Die dumpfe Stille der Nacht, die auf ihnen ruhte, war mir ein Bild des kummervollen, hoffnungslosen Zustandes meiner Mitbürger. Da wir bei dem Commandanten für heute nicht mehr vorgelassen, sondern zum andern Morgen wiederbestellt wurden, so eilte ich zu meinen Eltern, fand aber auch hier nur Trauer und Verwirrung. Beim Eintritt in den Hof erblickte ich sämmtliche Pferde meines Vaters, der schon vor uns in Berlin eingetroffen, dort angebunden, da der Stall durch die Pferde der hier einquartierten Franzosen, des General Lacroix, Chef des Generalstabes des General d'Espagne, und seiner Begleiter besetzt war. Auch meine Pferde mußten nun für's Erste auf dem Hofe untergebracht werden. Und welches Wiedersehen mit meinem Vater! Unsere ganze Vergangenheit schien verloren und die Zukunft nur ein finstrer Abgrund, denn zu rasch und zu gewaltig waren die Schläge gewesen, die uns zertrümmert hatten, um uns noch Besinnung, Muth und Hoffnung zu lassen. Wer Aehnliches nie erlebte, kann sich von der Bitterkeit unserer Empfindungen keinen Begriff machen, und noch jetzt, sechsundzwanzig Jahre später, wo ich diese

Erinnerungen niederschreibe, ergreift mich fast derselbe vernichtende Schmerz, wenn ich mich in jene Lage zurückversetze.

„Am 4. November erhielten wir unsere Pässe und die Erlaubniß, uns an einem von uns zu wählenden Orte aufzuhalten. Leider waren Berlin und Potsdam davon ausgeschlossen, da man keine gefangenen Offiziere dort dulden wollte. Nur meinem Vater ward wegen seines Alters und einer durch Kummer und Strapazen entstandenen Krankheit das Bleiben in seinem, von den Eltern erst im vorigen Jahre gekauften eignen Hause gestattet. Da mein Bruder und ich die gleiche Vergünstigung nicht erlangen konnten, so entschlossen wir uns, heimlich in Berlin zu bleiben, und auch mein Freund Klapperbein, der schon seit längerer Zeit meines Vaters Adjutant gewesen, that ein Gleiches und zog mit uns in meiner Eltern Haus. Natürlich durften wir nur Civilkleider tragen, uns möglichst wenig vor den Einquartierten blicken lassen und niemals ausgehen, indessen befanden wir uns doch in der Heimath und konnten unsere Freunde bei uns sehen; mich machte es namentlich glücklich, daß meine Schwester und meine Cousine Michaelis, die mir ja auch eine Schwester war, uns häufig besuchten, während die Brüder der letzteren sich damals noch auf der Universität befanden.

„Unsere Pferde verkauften wir, mein Vater und ich, für geringes Geld an französische Offiziere; die sehr guten Geschirre der Wagenpferde aber nahm der General Lacroix, als er das Quartier verließ, ohne weiteres mit — Franzosenmanier! So war denn fast Alles verschwunden, was uns an unser früheres Leben, an unsere militärische Stellung erinnerte, und noch zeigte sich nirgend der Punkt, von dem aus eine neue Zukunft sich gestalten konnte!“

Fünftes Kapitel.

Unter der Fremdherrschaft. Vorbereitungen zur Erhebung des Vaterlandes und eigne Förderung. Zug nach Oestreich. Die Schlacht von Wagram. Wiederanstellung in Preußen. 1806—1809.

Auch das erste, an Behagen grenzende Bewußtsein, nach den ausgestandenen Leiden sich wieder in Ruhe und unter den Seinigen zu wissen, war für den jungen Hüser nur ein vorübergehendes Gefühl gewesen. Die unerfreulichsten Empfindungen stellten sich ein, hervorgerufen ebenso sehr durch den fast unerträglich werdenden Zwang der eignen Lage, als durch den Schmerz über das Unglück des Vaterlandes. Der qualvollen Ungewißheit, in welcher man sich anfangs abängstigte, folgten nur zu bald die traurigsten Nachrichten über den Fall der Festungen, den definitiven Verlust großer Länderstrecken, die Entfernung des geliebten und tiefbeklagten Königspaars von seiner Residenz. Dazu kam die in der ersten Zeit nach der Niederlage so bedauerliche und verwerfliche Stimmung eines großen Theils der Berliner Einwohner. „Auf die Schmach, die uns von außen betroffen hatte," sagt Hüser, „wurde durch das Benehmen vieler unsrer Mitbürger eine neue Schmach von innen gehäuft. Mancher Uebermuth, den einzelne Mitglieder der Garnison früher an Civilpersonen ausgelassen hatten, sowie das unbesonnene Renommiren vor abgelegter Probe, wurde nun

auf's Bitterste gestraft durch Verhöhnung der unglücklichen Armee, die doch nicht durch Feigheit ihr schreckliches Schicksal verschuldet hatte. Wahrlich, der Feind selbst hatte uns nicht tiefer erniedrigen können, als unsre eignen Landsleute es thaten, die lieber um die Gunst der Franzosen buhlten und deren Lustbarkeiten theilten, als mit ihren in ihrer ganzen Existenz, ihrer Ehre und ihren Hoffnungen vernichteten Brüdern trauerten. Es war dies ein Flecken auf dem Charakter der Berliner Gesellschaft, der erst durch die spätere Erkenntniß und durch die Opferwilligkeit in den Jahren der Befreiungskriege einigermaßen getilgt wurde. Erst in der kommenden Zeit verbanden sich die verschiedenen Stände wieder in einem vaterländischen Gefühl."

Dem Spätjahr 1806 lag die in den vorstehenden Zeilen berührte Gestaltung der Folgezeit noch unendlich fern. Nur wie sich wenigstens der Einzelne zu einem minder drückenden Zustande hindurcharbeiten könne, war Gegenstand unausgesetzten Nachdenkens. Die heimlich in Berlin gebliebenen, durch kein Ehrenwort gebundenen jungen Männer zumal ergingen sich in Plänen, wie sie sich selbst befreien und dem Vaterlande ihre Dienste wieder nutzbar machen könnten. Endlich, im tiefen Winter, beschlossen Hüser und Lieutenant Klapperbein, mit Zurücklassung des jungen und schwächlichen Bruders des Ersteren, als Landleute verkleidet, den Uebergang über die von den Franzosen besetzte Oder zu wagen, hinter welcher man alsdann mit Sicherheit hoffen durfte, ungefährdet die Truppen des Königs zu erreichen. Die Unternehmung ward in's Werk gesetzt, indem man sich des Beistandes eines mit Lieutenant Klapperbein verwandten Landpredigers versicherte, dessen Dorf an einem Oderübergange gelegen war. Aber nur Einer der beiden jungen Leute sollte sein Ziel erreichen; zu seiner damaligen großen Betrübniß, vielleicht zu seinem späteren Glück, war Hüser den Anstrengungen einer so weiten Fußwanderung in Schnee und Kälte nicht gewachsen; er erkrankte unterwegs, noch ehe die Oder

erreicht worden und mußte, da jeder Aufenthalt Gefahr brachte, sich schweren Herzens von seinem Freunde trennen. Es war ein Abschied für's Leben, denn Klapperbein, der zwar Königsberg glücklich erreichte und daselbst eine Batterie erhielt, starb bald darauf. Der Zurückgebliebene aber, der nach ziemlicher Wiederherstellung umsonst einen Schiffer gesucht hatte, um sich über die mit Eis treibende Oder setzen zu lassen, war genöthigt, mit Beschwerde und Heimlichkeit dem Elternhause wieder zuzueilen. Nach verschiedenen Versuchen, die bei seiner Rückkehr angestellt wurden, die Erlaubniß des Commandanten zum Verweilen in Berlin zu erhalten, gelang dies endlich durch die Gutmüthigkeit eines der einquartierten französischen Offiziere, dessen Ehrenhaftigkeit man vertrauen zu dürfen glaubte. Auf seine Fürsprache gewährte der General Hulin für beide Söhne des Obersten von Hüser die erwünschte Vergünstigung. Dieser Offizier, ein zwar roher, aber wackerer Mann, wie man unter seinen Genossen damals nicht viele kennen zu lernen die Gelegenheit hatte, war ein Capitain, Namens Chassin, ein ehrlicher Bauers- oder Handwerkerssohn, der aber, um der bereits einreißenden Sucht nach Adelstiteln in der französischen Armee zu fröhnen, sich nach seinem Heimathsort „Chassin de la Virotte" nannte.

Von diesem Augenblicke datirte ein Gefühl verhältnißmäßiger Befreiung, das sich selbstverständlich durch die nach dem Frieden von Tilsit erfolgte Entlassung aus französischer Gefangenschaft bedeutend steigerte und allmählig sowohl zu ernster Thätigkeit, als zu jugendlicher Heiterkeit zurückführte. Erstere beschränkte allerdings anfänglich sich nur auf häusliche Bestrebungen. Hüser übernahm den Unterricht seines noch ziemlich unwissenden Bruders und der kleinen Schwestern, arbeitete aber mit besonderem Eifer an seiner eignen Fortbildung. Wie er selbst berichtet, schreiben sich seine militärwissenschaftlichen wie seine allgemeinen Kenntnisse vorzugsweise aus dieser Periode erzwungener Unthätig-

keit her, auch ward während derselben durch Ankauf von belehrenden Büchern und vorzüglich von Landkarten der Grund seiner später so bedeutenden Bibliothek und werthvollen Kartensammlung gelegt. Um sich über den einzuhaltenden Gang bei wissenschaftlicher Lectüre Raths zu erholen, fiel es ihm ein, seinen ehemaligen Cadetten-Gouverneur Wohlers aufzusuchen, welcher jetzt zugleich als Vorsteher einer höheren Schulanstalt und als Professor am Cadettencorps wirkte. Er sah sich äußerst zuvorkommend empfangen, zu öfterer Einkehr ermuntert und verdankte in der Folge den Gesprächen mit dem unterrichteten Manne wesentliche Förderung. Eine noch viel wesentlichere jedoch sollte ihm aus den Predigten Schleiermachers erwachsen, dessen Kirche er zum ersten Mal ohne besondere Absicht, von da an jedoch eine lange Reihe von Jahren, sobald sein Aufenthalt in Berlin nicht unterbrochen war, fast regelmäßig besuchte. Von dem gewaltigen Eindruck, den der berühmte Kanzelredner auf die damalige empfängliche Jugend hervorbrachte, von der innern Umwälzung, die seine Predigten schufen, können wir Nachlebenden uns keinen hinreichenden Begriff bilden, nicht allein, weil uns die Vorbedingungen jener Zeit und ihrer religiösen Anschauungen und Bedürfnisse fehlen, sondern auch weil, wie Hüser oft betonte, wir durch das gedruckte Wort kaum eine annähernde Vorstellung von der lebenvollen, lebenweckenden Macht des mündlichen Vortrages jener Predigten besitzen. Schleiermacher hatte die, nicht allen gleichgearteten Denkern eigenthümliche Gabe, durch die Art seiner Rede den Gedanken gleichsam von seiner strengen Schwere zu befreien, und die geschlossene Logik und sichere Durchführung seines oft langen und anscheinend verwickelten Periodenbau's brachte beim persönlichen Vortrage überwiegend den Eindruck verständlicher Einfachheit hervor. Hüser hat Gelegenheit gehabt, mit schlichten Handwerkern, die zu Schleiermachers Zuhörern gehörten, über dessen Predigten zu sprechen und zu erfahren, daß ihnen der Hauptgedanke stets vollkommen faßbar und die

philosophische Behandlung desselben keineswegs störend war. Entgegenstehenden Urtheilen gegenüber pflegte er deßhalb auch immerdar eine Lanze für die leichte Verständlichkeit sowohl, als für die praktische Anwendbarkeit der Schleiermacherschen Reden zu brechen. Empfand er doch an sich selbst einen von denselben ausgehenden Segen, der ihm ein ganzes Leben hindurch verbleiben sollte.

Nicht minder indessen machte auch jetzt wie früher der sittlich-religiöse Einfluß des Hofpredigers Michaelis auf ihn sich geltend, wie er denn im Verkehr mit dieser ihm so theuern Familie allmählig auch die Lebensfreude wiederfand, welche selbst unter den drückendsten Verhältnissen ein gesundes Jugenddasein nicht auf die Dauer entbehren kann. Die beiden Söhne des Hofpredigers, Ernst und Aemil*), waren von der Universität heimgekehrt, und in der einfachsten, anspruchslosesten Weise, durch den auch in pekuniärer Hinsicht sehr fühlbaren Druck der Verhältnisse bedingt, entspann sich mit diesen und andern jungen Leuten eine harmlos fröhliche Geselligkeit. Um so reger und intimer aber gestaltete sich der Verkehr, als man, um Franzosen und Franzosengenossen auszuweichen, sich überhaupt nur auf einen eng befreundeten Umgangskreis beschränkte. „Fast unbegreiflich," schreibt Hüser in Bezug auf diese muntern Zusammenkünfte, „will es mir erscheinen, daß wir in der unglücklichen Zeit, deren Jammer wir doch ingrimmig genug empfanden, so lustig sein konnten. Aber wir waren jung und: „was verschmerzte nicht der Mensch!" wie sehr „beherrschen ihn die gewalt'gen Stunden!" Es war unmöglich, sich fortdauernd dem Kummer oder dem Nachgrübeln über unsre anscheinend hoffnungslose Lage hinzugeben, so vergaßen wir denn zeitweise das Leid, ersannen allerlei unschuldige Schwänke, lasen und musizirten mit einander, letzteres besonders im Küsterschen

*) Der Erstere von Beiden starb im Jahre 1867 zu Berlin als Wirklicher Geheimer Legationsrath, das Schicksal des Letzteren wird weiter unten berührt werden.

Hause. Meine Schwester, die sehr gut sang, versammelte dort öfters einen musikalischen Kreis um sich und es wurden ganze Opern am Klavier ausgeführt. Zuweilen spielten wir auch Komödie, nicht zu meinem besondern Vergnügen, da ich ein sehr hölzerner Schauspieler war. Viel mehr Freude machte es mir, als zu Ehren meines eignen Geburtstages im Jahre 1808 Geschwister und Verwandte eine kleine theatralische Vorstellung gaben. Mein Vetter Ernst Michaelis hatte das Stück gedichtet, das meine Person als alten General und Familienvater, mit Orden bedeckt, aber mit einem Stelzfuß darstellte. Der Schauplatz war eine fabelhafte Gegend, welche einen eroberten Theil des wieder zu Macht und Größe gelangten preußischen Staats vorstellen sollte. Das Ding war witzig, brachte neben allem Lachen aber doch ein gewisses wehmüthiges Gefühl bei mir hervor, denn so wenig ich selbst damals hoffen durfte, General zu werden, ebenso wenig Aussicht schien sich für Preußen zum Besitz neuer Provinzen zu eröffnen. Und doch ist der Schwank in vieler Hinsicht prophetisch geworden; der Stelzfuß sogar ist mir nur mit knapper Noth erspart geblieben."

Glücklicherweise sollte auch die heiße und sich immer steigernde Sehnsucht nach Berufsthätigkeit nicht ganz ungestillt bleiben, wiewohl die eigenthümliche Art und Weise derselben manches Peinliche und Schwierige mit sich brachte. Im November 1807 ward vom Könige eine Untersuchungscommission eingesetzt, um das Verhalten der zu den aufgelösten Regimentern gehörigen Offiziere während der kritischen Ereignisse des Jahres 1806 zu prüfen. Für jedes der betreffenden Regimenter wurde ein sogenanntes Reinigungstribunal errichtet, aus einem präsidirenden und einem zweiten Stabsoffizier, einem Capitain und zwei Lieutenants bestehend. Dieselben mußten ihr eignes Benehmen sowohl, wie das ihnen bekannt gewordene ihrer Untergebenen und Kameraden auf Ehre und Gewissen so treu als möglich darstellen und empfingen,

wenn dasselbe für vorwurfsfrei erachtet wurde, durch den Obersten von Lützow, der als Militärcommissarius in dem von den Franzosen noch besetzten Berlin fungirte, eine gedruckte Bescheinigung tadellosen Verhaltens. Trugen diese Untersuchungen auch, wie sich voraussehen ließ, nur geringe Resultate ein, so dienten sie doch einerseits zur Beruhigung der Nation, welche daraus die Zuversicht schöpfte, daß Verrath und Feigheit, wo sie sich fänden, nicht straflos bleiben sollten, andererseits geboten sie den gehässigen Anfeindungen civilistischer Kreise Schweigen und gestatteten dem öffentlich gerechtfertigten Offizier, sein schuldloses Haupt wieder vor seinen Mitbürgern zu erheben. Für das Regiment von Arnim war Hüser einer der Beisitzer des Tribunals und zwar derjenige, dem man, anläßlich seiner einstigen Adjutantenstellung, die Hauptlast der schriftlichen Geschäfte zuschob. Es galt nun, die in der weiten Welt zerstreuten Regimentskameraden brieflich aufzusuchen, die anlangenden Eingaben zu vergleichen und zu ordnen, in mehreren Fällen aber auf Bitte der Betreffenden ihren Angaben nach die Rechtfertigungsschrift selbst auszuarbeiten. Auch über die eignen Erlebnisse und Handlungen mußte berichtet werden, so daß noch der ganze Sommer 1808 unter mühsamer Arbeit verging. Erst der Schluß des Jahres brachte für den so Beschäftigten persönlich das Endresultat dieser Angelegenheit, indem er das Zeugniß vorwurfsfreien Dienstbenehmens erhielt. Leider indessen erfüllte sich die an dasselbe geknüpfte Hoffnung der Wiederanstellung nicht; auf mehrfache Gesuche, welche der Oberst von Hüser in Betreff seiner Söhne an den König richtete, erfolgten abschlägige Bescheide.

Nach einer anderen Seite dagegen schlossen sich an diese Thätigkeit im Reinigungstribunal wichtige, unberechenbare Folgen für des jungen Mannes Zukunft. „Ich kam," erzählen die Denkwürdigkeiten, „durch diese Geschäfte in mehrfache Berührung mit dem Lieutenant von Lützow, der bei seinem Vater, dem Obersten, Adjutantendienste versah. Bei einem Gespräch mit ihm und einigen

Andern über den Jammer unseres Vaterlandes, äußerte ich meine Entrüstung darüber, daß Niemand sich fände, der auf eigne Hand an die Spitze einer Erhebung treten und Gleichgesinnte um sich sammeln wolle, denen es vielleicht gelingen könne, den Feind aus dem Lande zu jagen. Lützow sah mich einen Augenblick ernsthaft an, nahm mich dann bei der Hand und führte mich in eine entfernte Fensternische, wo er mir sagte, daß es allerdings Männer meiner Gesinnung gebe, daß man jedoch die äußerste Vorsicht gebrauchen müsse, weil man nicht sich allein, sondern König und Staat in Gefahr bringen könne. Näheres dürfe er mir noch nicht mittheilen, doch solle ich mir überlegen, wie ich eintretenden Falls Menschen, Waffen und Kriegsmaterial beschaffen könne. Auch überlasse er es mir, auf meine Gefahr, wo ich gleiche Gesinnung vermuthe, ähnliche Andeutungen zu machen, nie aber den Lützow'schen Namen zu nennen, oder überhaupt eine der geworbenen Personen mit der anderen bekannt zu machen. Ich bemühte mich nach dieser Unterredung, der manche spätere folgte, mir Kenntniß von dem Aufenthalte und den Verhältnissen ehemaliger Unteroffiziere und Soldaten meines aufgelösten Regiments zu verschaffen, und indem ich ihnen kleine Unterstützungen zufließen ließ, erhielt ich sie mit mir in Verbindung. Auch einigen Offizieren verschiedener Regimenter der ehemaligen Berliner Garnison, die sich zum Theil in sehr drückender Lage befanden, durfte ich Vertrauen schenken, und nachdem ich ihnen bei Lützow die Auszahlung ihres Gehalts vermittelt hatte, zeigten sie sich mir und meinen Absichten völlig geneigt. Aus derselben Quelle ward ein Feldwebel besoldet, der überall mit entlassenen Soldaten in Verkehr treten und vorsichtig die Idee verbreiten mußte, daß einmal plötzlich losgeschlagen werden könne. Auch meines Vaters alter, zuverlässiger Bedienter ward benutzt, um die Stimmung der niedern Bürgerklasse in Wirthshäusern und Handwerksherbergen zu erforschen, sowie auch die vorhandenen Waffenvorräthe. Unter der gebildeten Jugend sondirte ich eben=

falls und kam dadurch mit einem der ausgezeichnetsten Menschen in Berührung, die ich je kennen gelernt habe, mit dem damals als Lehrer in einem wissenschaftlichen Institut wirkenden Friesen. Mit eben so viel Feuer als besonnener Kraft ergriff er die Idee, für die er von da an redlich gewirkt und später, beim Lützow'schen Corps stehend, sein Leben gelassen hat. Wohl war er es werth, von Arndt besungen zu werden! — Auch der Gedanke, möglichen Falls einen Handstreich auf Magdeburg zu wagen, wurde von Lützow zur Sprache gebracht, und da es vor allem darauf ankam, die genauste Kenntniß der schwachen wie der starken Seiten der Festung zu erlangen, so wurde mein früherer Aufenthalt bei meinem Onkel mir nun sehr nützlich. Wo ich aber selbst nicht Bescheid wußte, konnte ich mir Auskunft bei ihm erholen, denn nach dem Falle Magdeburgs war Onkel Eberhard nach Berlin gezogen. Auch verschiedene kleine Reisen wurden erforderlich, sowohl um Personen zu sprechen, als auch um in unbedeutenden, wenig beaufsichtigten Orten Briefe zur Post zu geben, die man in Berlin, wo die Post unter französischer Controle stand, ihr nicht anzuvertrauen wagte. So bin ich zum Beispiel mehrmals bis Baruth geritten, um dort an den als Dichter bekannten Heinrich von Kleist, der unser Gesinnungsgenosse war und in Dresden lebte, Briefe auf die Post zu bringen.

„Ein besonders wichtiger Gegenstand war das Sammeln und Unterbringen von Waffen. Ohne Aufsehn und nach und nach wurden eine Menge Gewehre, vorzüglich neupreußische, die an verschiedenen Orten verborgen waren, angekauft, ebenso Pistolen und Cavallerie-Seitengewehre, welche alle, in Kisten verpackt, bei finsterer Nacht auf den großen Boden in meines Vaters Hause geschafft wurden, so daß endlich mehrere Hunderte von meist guten und brauchbaren Waffen sich in meinem Gewahrsam befanden. Natürlich ging dabei eine Menge Geld durch meine Hände, auch das Gehalt mehrerer Offiziere, Feldwebel und Unteroffiziere, doch möchte

ich hierbei bemerken, daß ich für mich selbst nie das Geringste erhalten oder auch erbeten habe. Freilich hätte ich etwas Geld sehr gut gebrauchen können, da meine Eltern außer dem freien Leben im Hause mir und meinem Bruder jetzt nur sehr wenig geben konnten und wir uns auf's Aeußerste einschränken mußten. Doch ging es vielen unserer Kameraden ja noch viel schlimmer in dieser traurigen Zeit.

„Durch Lützow und unsere gemeinsamen Bestrebungen kam ich jetzt mit dem Lieutenant von Röder vom ehemaligen Regiment Möllendorff (1813 als Major und Adjutant des Generals von Kleist bei Culm geblieben) und durch ihn mit seinem Bruder und einem Kreise seltener Männer in näheren Verkehr, dem ich unendlich viel verdanke. Welch ein neues Licht ging mir in ihrer Mitte auf und mit ihm welch' neues Streben! Als die für mich Bedeutendsten nenne ich hier den Capitain von Bardeleben vom aufgelösten Regiment Herzog von Braunschweig-Oels, den Kammergerichtsrath Eichhorn*), der in späterer Zeit mein Schwager werden sollte, den Buchhändler Reimer, den Major von Grolmann. Durch Reimer wurden in der Folge auch Schleiermacher und Ernst Moritz Arndt, der sich zeitweise in Berlin aufhielt, diesem Kreise zugeführt, noch etwas später schlossen sich ihm der Major Graf Chazot und der damalige Oberst von Gneisenau an. Welche Männer! Wie glücklich fühlte ich mich, obwohl ich an Alter und Stellung gegen die meisten von ihnen zurückstand, dennoch in das Freundschaftsverhältniß aufgenommen zu werden, das uns alle in gleicher Gesinnung, gleichem Streben verband. Auch mit Jahn wurde ich damals bekannt, ohne an seinem leidenschaftlichen, rohen Wesen viel Geschmack zu finden. Doch war für jene Zeit seine Wirksamkeit eine bedeutende und seine Tüchtigkeit anerkennenswerth. Schade um seine Gaben, daß er nicht größere Besonnenheit und Klarheit des Verstandes und mehr allgemeine Bildung besaß.

*) Der nachherige Cultusminister.

„Um mit Stein und Scharnhorst in Verbindung zu bleiben und ihnen die Fortschritte unsrer Wirksamkeit mitzutheilen, ward der ältere Röder mehrere Male nach Königsberg gesendet, von wo aus man sich ganz zufrieden mit unsern Bestrebungen erklärte. Bei dieser Gelegenheit will ich übrigens erwähnen, daß wir mit dem sogenannten Tugendbunde durchaus nichts zu thun hatten, wiewohl wir von seiner Existenz wußten, und daß unsere Verbindung überhaupt in keiner Weise ein organisirter Bund zu nennen war. Freilich behielten wir Alle die Augen offen und suchten zu nützen, wo es möglich war. So wurde auch, als die Arrestation des Geheimsekretair Koppe mit dem Briefe Steins an den Fürsten Wittgenstein uns schneller als Andern bekannt ward, Einer von uns, mein Vetter Ernst Stosch*), sogleich zu Wittgenstein gesendet, um ihn zu warnen, hätte aber zum Lohn fast durch den Fürsten die Behandlung Mortimers durch Leicester in Schillers Maria Stuart erfahren.

„Im Spätherbst 1808 erschien endlich der ersehnte Moment, wo die Franzosen Berlin verließen, und im Dezember rückten die ersten preußischen Truppen ein. Der General von Lestocq war zuvor schon zum Gouverneur und der Major Graf Chazot zum Commandanten ernannt worden, die einmarschirende Garnison aber bestand aus den Truppen, welche die Belagerung von Kolberg so rühmlich ausgehalten hatten. Es war das Husarenregiment des Major von Schill, der schon damals als Partheigänger sich einen Namen gemacht hatte, das Grenadierbataillon des Leibregiments, welches gleichfalls in Kolberg hohen Ruhm erworben, und das Füsilierbataillon desselben Regiments, welches die Infanterie des Schill'schen Corps ausgemacht hatte. Dazu zwei Bataillone, die

*) Aelterer Bruder des späteren Geh. Raths und Leibarztes der Königin Elisabeth, Dr. von Stosch, und im Feldzuge 1813 geblieben. Hüser nannte die Glieder dieser Familie Vettern, obgleich sie eigentlich nur die Vettern seiner Verwandten Michaelis waren.

aus Ranzionirten gebildet worden und wegen ihres tapferen Benehmens vom Könige ebenfalls den Namen des Leibregiments erhalten hatten. Der Jubel, mit welchem die Truppen, insbesondere Schill selbst, von den enthusiastischen und leicht umgestimmten Berlinern empfangen wurden, ist unbeschreiblich. Schill ward beim Einzuge fast vom Pferde gehoben. Die Stadt gab den Offizieren ein großes Mittagsmahl im Schauspielhause; man athmete auf und fing an, auf die Möglichkeit einer bessern Zukunft zu hoffen. Wir aber freuten uns doppelt, da wir uns wohl sagen durften, daß die bessere Stimmung zum Theil von dem unermüdlichen Wirken unserer Vereinigung herrühre.“ —

Der Anfang des Jahres 1809 ward für Hüser durch zwei verschiedenartige Feierlichkeiten denkwürdig. Im Januar konnte sein Vater einen lange gehegten Lieblingswunsch erfüllen und seinen ältesten Sohn in den Freimaurerorden einführen, was nicht früher möglich gewesen, da die große Landesloge, welcher er angehörte, während der Anwesenheit der Franzosen ihre Arbeiten eingestellt hatte. In der Tochterloge zum goldenen Schiff aufgenommen, gehörte Hüser derselben bis zum Jahre 1820 an, zu welcher Zeit er aus dem Orden austrat. Nicht geringer hatte er von dessen Idee und Zweck denken gelernt, allein er glaubte die stets nahe liegende Gefahr der Verunreinigung einer ursprünglich edeln Sache durch Menschenwitz und Menschenthorheit zu erkennen und im genannten Zeitpunkt nachtheilige Einwirkungen zu verspüren. Wie er in der Folge sich dem Orden wieder zugewandt und in seinen letzten Lebensjahren ein eifriges Mitglied desselben geworden, wird bei späterer Gelegenheit sich ergeben.

Eine Feier anderer Art war das, einige Zeit darauf folgende fünfzigjährige Dienstjubiläum seines Vaters, des Obersten. „Familienglieder, Freunde und ehemalige Untergebene,“ berichtet Hüser, „beeiferten sich, dem würdigen Greise den festlichen Tag zu verschönen, doch ließ eine wehmüthige Stimmung sich dadurch

nicht bannen. Die traurigen Zeitumstände nicht allein verschuldeten dieselbe; mit ihnen zugleich und in Folge davon waren auch persönliche Kränkungen und Mißdeutungen über den bisher durch die Gunst seines Königs und seiner Vorgesetzten verwöhnten Mann hereingebrochen. Der Oberst von Massenbach hatte seine Denkwürdigkeiten geschrieben, welche, da sie großentheils durch Leidenschaftlichkeit und gekränkte Selbstliebe beeinflußt waren, wenigstens damals noch nicht hätten veröffentlicht werden sollen. Auch über meinen Vater waren darin*) ungerechtfertigte Anklagen ausgesprochen, so wie über das Verhalten desselben bei Prenzlau der Fürst Hohenlohe dem Könige einen unvortheilhaften Bericht abgestattet hatte, indem er durch eine unrichtige Meldung über den Zustand der Munition zum Abschlusse der Capitulation beigetragen haben sollte. Ein Beweis für diese Behauptung ließ sich allerdings nicht beibringen und mein Vater bemühte sich in einer, dem Könige eingereichten, ausführlichen Relation**) den ihm gemachten Vorwurf zu entkräften. Allein die höchsten Orts gegen ihn eingetretene Verstimmung ward dadurch nicht beseitigt. Die Feier einer fünfzigjährigen treuen und ehrenwerthen Dienstzeit blieb von oben her unbeachtet, und der Jubilar empfand dies um so schwerer, als sich noch andere, ihn tiefverletzende Mißverständnisse daran knüpften."

Am 27. März desselben Jahres erklärte Oestreich an Frankreich den Krieg, und da man erwartete, daß auch Preußen den Augenblick wahrnehmen werde, um das fremde Joch abzuwerfen, so bemächtigte sich eine gewaltige Unruhe und Ungeduld der Gemüther. Der Kreis von ausgezeichneten Männern, in welchem, wie er uns eben selbst erzählt hat, der junge Hüser mit so großer Befriedigung verkehrte, blieb von dieser Erregung selbstverständlich

---

*) Massenbach, Historische Denkwürdigkeiten zur Geschichte des Verfalls des Preußischen Staats seit 1794, nebst Tagebuch über den Feldzug von 1806. Amsterdam 1809. II. Theil. Vergleiche besonders Seite 111.

**) Siehe die Beilage am Schlusse des Buches.

nicht unberührt. Hatte er es sich doch als ausschließlichen Lebenszweck vorgesetzt, Kräfte und Mittel für die Stunde der Befreiung in Bereitschaft zu halten, und war doch auch er, wenigstens in der Mehrzahl seiner Glieder, von einer gewissen Spannung und Gewaltsamkeit der Empfindung nicht frei. Die ganze Atmosphäre der Zeit, der jähe Wechsel von sicherer Ruhe zum erschütterndsten Sturze und die damit verbundene Aufwühlung aller edleren wie unedleren Leidenschaften der Mannesseele erschufen eine fast allgemeine Steigerung an und für sich gerechtfertigter patriotischer Gefühle bis an die Grenze des Uebermaßes in Gesinnung wie in Ausdruck. Es hätte sich dagegen auch wenig einwenden lassen, da ungewöhnliche Leistungen die ungewöhnliche Bewegung der Gemüther zur Geburtsstätte verlangen; zu beklagen war nur, daß bei einigen Theilnehmern dieser Bestrebungen gewisse Anschauungen und Antipathieen sich dauernd festsetzten, während mit der Ursache auch die Wirkung hätte wegfallen sollen. So blieb aus jenen Tagen für Hüser der Franzosenhaß und dessen heftige Aeußerung eine Art unumstößlichen Dogma's, das er zu vertheidigen pflegte, auch wo seine ursprünglich so freundliche Sinnesart dem einzelnen Individuum sich wohlwollend zuneigte. Wir werden Veranlassung haben, auf diese und ähnliche Conflicte seines warmen Herzens mit starren — sagen wir Grundsätzen oder Vorurtheilen? — zurückzukommen.

Im Jahre 1809, in den Versammlungen, welche Ernst Moritz Arndt's Feuerzorn gegen die Wälschen beseelte, in denen Schill's und Lützow's Unternehmungen vorbereitet wurden, war von solcher Zwiespältigkeit der Empfindungen noch keine Rede; ein Geist, ein glühendes Verlangen, die Schmach des Vaterlandes zu rächen und seine politische, wie moralische Erhebung zu bewerkstelligen, beseelte jeden Trieb und jede Handlung. Indessen waren die hier vereinten Männer besonnen genug, von verfrühten Wagnissen sich selbst zurückzuhalten und andern, minder Vorsichtigen, abzurathen.

Schon im März war der Hauptmann von Katte in der Altmark mit einem Haufen Bauern losgebrochen, aber überwältigt worden, im April mißlang der Anschlag des Obersten von Dörnberg in Kassel, lauter Mahnungen, daß der rechte Augenblick noch nicht gekommen, um mit Erfolg gegen den mächtigen Feind aufzutreten. Nichtsdestoweniger vermochte, sobald die ersten Nachrichten über das östreichische Waffenglück in Italien eingelaufen, Schill seinen Thatendurst nicht mehr zu zähmen. Die im Stillen wirkenden Freunde riethen entschieden zum längeren Abwarten, allein vergebens. Fast überzeugt vom ungünstigen Ausgange des Unternehmens, wollten sie dennoch den Muthigen nicht im Stiche lassen, und als am 29. April Schill mit seinem Regimente vom Exerzierplatze aus Berlin verließ, wurde von den zurückbleibenden Eingeweihten das Mögliche geleistet, um ihn zu unterstützen. Eine Compagnie des Leibregiments folgte unter der Führung des Lieutenants von Quistorp; Hüser ließ mehrere Kisten voll bei ihm verborgener Gewehre auf Wagen verladen und unter Begleitung der Lieutenants von Oesfeld und von Stankas abgehen. Er selbst beabsichtigte, in Gesellschaft des Majors von Grolmann, der Lieutenants von Lützow und von Röder, sowie einiger andrer ihm ferner Stehenden, dem Schill'schen Corps nachzufolgen, und erbat sich deßhalb vom Könige seinen Abschied, den er auch kurze Zeit darauf erhielt. Das überaus heldenmüthige und vom Sieg gekrönte Gefecht von Dodendorf hob das Vertrauen in Schill's Befähigung und spornte seine Anhänger zum Anschluß. Indessen ließ ihr Führer, der Major von Grolmann, zunächst durch von Röder einige Anfragen und Bedingungen stellen, von deren Beantwortung man die Nachfolge abhängig machte. Schill konnte oder wollte nicht in befriedigender Weise auf dieselben eingehen, auch hatte Lieutenant von Röder leider von Unschlüssigkeit und einigen mangelnden Feldherrneigenschaften zu berichten, die ihm in Schill's Nähe aufgefallen und die das Vertrauen wiederum

schwächen mußten. Ehe man in Berlin zum völligen Entschluß gekommen, war der unglückliche Zug nach Stralsund angetreten worden, der bekanntlich in so trauriger Weise endete.

Das Ereigniß wirkte auch persönlich niederschlagend auf den jungen, sich seiner vollen Kraft bewußten, nach Thätigkeit lechzenden Mann. Aus dem Verbande des Heeres entlassen, ohne Aussicht, für das eigene, den Krieg ablehnende Vaterland fechten zu können, entschloß er sich, wenn auch schweren Herzens, gegen den gemeinsamen Feind in der östreichischen Armee zu kämpfen, wohin schon mehrere andere preußische Offiziere ihm vorangegangen. Mit einem Rittmeister von Trotha wurde gemeinschaftliche Reise verabredet, der östreichische Gesandte in Berlin, Baron Wessenberg, gab Pässe und Empfehlungsschreiben an den Erzherzog Karl, noch ein tüchtiges Pferd ward angekauft und der Zug unternommen, dessen Abenteuerlichkeit gegenüber, Hüser ein lebhaftes Gefühl innerer Abneigung zu überwinden hatte. Besonders, als man nach starken Tagemärschen die böhmische Grenze erreichte, bemächtigte sich seiner eine tiefe Traurigkeit, wenn er an die Möglichkeit dachte, für immer vielleicht von seinem Vaterlande, von dem Dienste seines Königs und von seinen Heeresgenossen getrennt zu werden. Fast hätte er sich wieder heimwärts gewendet, wäre diesen Betrachtungen nicht durch die leidenschaftliche Sehnsucht, den Franzosen im Kampf gegenüberzustehen, die Wage gehalten worden. So kam man nach Prag, wo man sich bei dem commandirenden General von Böhmen, Baron Riesch, zu melden hatte. Wie es hier und auf dem ferneren Zuge den jungen Männern erging, mögen uns Hüsers Aufzeichnungen berichten.

„Herr von Riesch," schreibt er, „nahm uns sehr unfreundlich auf, ließ einige Reden von „überflüssigen Preußen" fallen, und stellte uns die größten Schwierigkeiten in Aussicht. Als er jedoch erfuhr, daß wir mit eignen Pferden die Reise gemacht hatten, schien er plötzlich zu vermuthen, daß wir vermögende und vornehme Leute

seien; er erkundigte sich höflich nach unsern Familienverhältnissen und bot uns darauf an, in seinem eignen Regiment Dienste zu nehmen, da ihm, wie jedem östreichischen Regimentsinhaber, die Befugniß zustand, Offiziere bis zum Rittmeister oder Capitain anzustellen. Er war Chef eines Dragonerregiments, das bei der Hauptarmee in der Nähe von Wien stehen sollte. Da wir für's Erste keinen andern Wunsch hatten, als unsere Anstellung, so gingen wir gern auf sein Anerbieten ein und Trotha wurde als Ober-, ich als Unterlieutenant von ihm angenommen.*)

„Nachdem diese und einige damit zusammenhängende Geschäfte uns ein Paar Tage in Prag aufgehalten, setzten wir, mit einem Briefe an unsern künftigen Regimentscommandeur versehen, unsere Reise wo möglich in noch größerer Eil als bisher fort und erreichten über Collin, Iglau, Znaim &c. am Abende des vierten Juli Wolkersdorf unweit Wagram. Durch eingezogene Erkundigungen erfuhren wir, daß das Hauptquartier des Kaisers Franz sich hier in Wolkersdorf befinde, das des Erzherzog Karl sollte in Wagram sein, in dessen Umgegend die Armee ein Lager bezogen hatte. Wolkersdorf zunächst stand die Grenadier-Reserve unter dem Fürsten von Oranien-Fulda in Säuring, die Cavallerie weiter nach Wagram zu. Wir beschlossen also, erst in der Frühe des nächsten Morgens unser Regiment aufzusuchen, da es mittlerweile völlig Nacht geworden war, und legten uns sehr ermüdet nieder. Kaum eingeschlafen, wurde ich gegen Mitternacht durch ein fürchterliches Getöse erweckt. Der Regen schlug in Strömen an's Fenster und der Donner rollte fast ununterbrochen. Mit ihm vermengt aber ließ sich auch ganz deutlich starkes Kanonenfeuer vernehmen. Es war eine wilde, schauerliche Nacht, in der der Donner

*) Es war für Hüser eine eigenthümliche Ueberraschung, als er 35 Jahre nachher eine Schwadron des Regiments (damals von Riesch, später Graf Fiquelmont-Dragoner), dem er wenigstens nominell eine Zeitlang angehört hatte, in Mainz unter so veränderten Verhältnissen antraf.

des Himmels und der der Schlacht sich kaum unterscheiden ließen, so unaufhörlich wechselten sie mit einander ab. Erst bei anbrechendem Tage kam die Nachricht, daß die Franzosen von der Lobau gegen Enzersdorf und Aspern über die Donau gegangen seien und das Kanonenfeuer in jener Gegend getobt habe. Wir hielten es nun für das beste, zunächst nach Säuring zum Fürsten von Fulda zu reiten und uns dort weiter zu orientiren, fanden aber, daselbst angekommen, diesen im Begriff, zu Pferde zu steigen, um seinen Truppen, die bereits abmarschirt waren, zu folgen. Er konnte nur wenige Worte an uns richten, indessen wurden wir durch seinen Adjutanten, den Major von Valentini (späteren preußischen Generallieutenant und Militärschriftsteller) im Allgemeinen etwas orientirt. Wir ritten darauf dem vor uns hörbaren Kanonenfeuer entgegen und näherten uns einer Infanterielinie, während Kanonenkugeln über unsere Köpfe flogen. Aus der Ferne sahen wir mehrere Reiter den Truppen entgegenkommen, die mit hellem Freudengeschrei empfangen wurden, und erfuhren durch einen östreichischen Offizier, daß es die Erzherzöge seien, welche sich an die Spitze der Truppen stellten. Gleich darauf erreichten wir die Cavallerie, und obgleich unser Regiment in dem nun folgenden Getümmel nicht aufzufinden war, schlossen wir uns doch den Angriffen an, welche die Cavallerie auf Cavallerie machte und die fast immer gelangen. Meist auf einem Punkte des Schlachtfeldes bleibend, konnte ich vom Verlauf der Ereignisse im Allgemeinen nur wenig übersehen, kann also auch wenig davon berichten. Die Hitze war groß und uns quälte ein schrecklicher Durst; endlich sank die Sonne, das Schlachtfeld aber blieb durch die ringsum brennenden Dörfer tageshell erleuchtet. Links von uns war der Kampf sehr stark gewesen; man sagte mir, daß es bei Wagram sei und die Oestreicher nach tüchtigem Widerstande zuerst zurückgedrängt und genöthigt worden seien, Wagram zu verlassen. Am Abende jedoch wurde Wagram wieder genommen, der linke Flügel ging vorwärts

und so endete der erste Schlachttag unter den besten Hoffnungen. Kaum war der Morgen des sechsten Juli angebrochen, so fing der Kanonendonner von Neuem an. Diesmal beschossen die Franzosen besonders den rechten Flügel, der seine Stellung behauptet hatte, aus einer Masse von Geschützen. Da ich nichts Bestimmtes zu thun und zum zweiten Male das Schicksal hatte, einer großen Schlacht fast unthätig beiwohnen zu müssen, so wagte ich mich einmal nach Wagram hinein. Hier hatte noch bis zum späten Abende ein heftiger Kampf gewüthet, und die Sachsen, die das Dorf vertheidigten, lagen todt und sterbend auf einander geschichtet. Einige von ihnen zuckten und wendeten sich noch; es war ein schauderhafter Anblick, den ich hier zum ersten Male hatte. Jetzt wurde der linke Flügel wieder zurückgeworfen; immer mehr hörten wir das Feuern sich nach unserer Seite ziehen. Anfangs täuschte man sich in dem frohen Wahn, dieses Feuer rühre von der Armee des Erzherzogs Johann her, welche heute von Preßburg aus angreifen sollte. Bald aber wurden wir inne, daß auch der linke Flügel gedrängt werde und der rechte entschieden weichen müsse. Um nun die Défiléen im Rücken der Armee nicht zu stopfen, erhielt die Cavallerie den Befehl, abzuziehen, und da wir dabei auf der großen Straße durch Wolkersdorf kamen, benutzten Trotha und ich die Gelegenheit, unsere Mantelsäcke, Handpferde und unsern Bedienten aus dem Wirthshause abzuholen, in dem wir übernachtet hatten. Weil aber dort die größte Verwirrung durch Blessirte, Flüchtige, Marketender u. s. w. herrschte, so verging einige Zeit, bis wir unser Eigenthum herausbekamen, und unterdessen war die Cavallerie verschwunden. Wir geriethen zwischen Infanterie, und als die Truppen verschiedene Wege einschlugen, Niemand uns auch die gewünschte Auskunft geben konnte, so wußten wir nicht mehr, wohin wir uns wenden sollten. Wir erreichten Ulrichskirchen, wo ein Feldlazareth und mehrere Truppentheile sich befanden und wo es uns fast übel ergangen wäre, da uns zu verstehen gegeben

wurde, daß man uns für französische Spione halte. Vergebens beriefen wir uns auf unsere Anstellung und den Empfehlungsbrief an den Erzherzog Karl; es war kein höherer Offizier im Ort, und eine Gesellschaft von Kerls aus den Tyrolern Jägern verfolgte uns derart mit Drohungen, daß wir endlich auf unsere Pferde sprangen und auf gut Glück in's Weite jagten. Ohne alle Kenntniß der Gegend, geriethen wir in Weingärten, wo wir mit großer Gefahr für die Pferde uns durch die Weinstöcke hindurcharbeiten mußten, und in Wälder und Bergschluchten, bis wir nach mehreren Stunden endlich auf Truppen stießen. Ueber den Verbleib des Dragonerregiments von Riesch, nach dem wir uns auch jetzt wieder erkundigten, konnte uns zwar Niemand Auskunft geben, doch erfuhren wir wenigstens, daß das Hauptquartier des Erzherzog Karl in der Nähe, in Ober-Rohrbach, sei. Hier fanden wir Alles überfüllt und weder den Erzherzog, noch dessen Adjutanten, den General Grafen Grünne, noch den General von Stipscicz für uns zu sprechen. Dagegen zu meiner großen Freude einen ganzen Kreis ehemaliger preußischer Offiziere, die mir sämmtlich nicht fremd waren. Meinen früheren Regimentskameraden, den Lieutenant Grafen von Brühl hier anzutreffen, machte mich besonders glücklich, da wir uns seit dem Tage von Auerstädt nicht wiedergesehen und nichts von einander gehört hatten. Er erzählte mir, daß er bereits im Herbst 1806 in östreichische Dienste getreten sei und sich ziemlich wohl darin behage. „Am nächsten Morgen wurde uns gesagt, daß der Erzherzog Karl krank sei (er litt an epileptischen Krämpfen) und Niemand bei ihm vorgelassen werde, doch wolle der Chef der Kriegskanzlei, General von Stipscicz, uns sprechen. Diesem, der uns sehr verdrießlich empfing und einige Worte über die Deutschen fallen ließ, die überall mitreden wollten, aber nichts thäten, händigten wir den Brief an den Erzherzog ein und baten um baldige Anstellung, sei es, wo es sei, da wir an das Regiment von Riesch uns durchaus nicht gebunden

6*

hielten. Indessen wurde uns der Bescheid, daß, wenigstens hier, an keine Anstellung zu denken sei. Ueberhaupt wäre der Ausgang des Krieges so ungewiß geworden, fügte der General hinzu, daß man vielleicht bald genug genöthigt sein werde, die Armee zu reduziren. Wir sahen nun freilich, daß es auch hier schlecht stehe; um aber doch unser Mögliches zu thun, beschlossen wir, noch ferner das Dragonerregiment von Riesch aufzusuchen und gelangten auf diese Weise nach Znaym, als dort so eben das Treffen beendet war. Am 15. Juli in Mährisch-Budwitz angekommen, erfuhren wir hier den zu Znaym abgeschlossenen Waffenstillstand, der niederschlagend wirkte und uns in große Zweifel bezüglich unserer Entschlüsse versetzte. Da war es für uns von entscheidender Wichtigkeit, daß der Fürst von Fulda sich grade in Budwitz befand und uns seinen Adjutanten, den Major von Valentini, zusendete, der uns im Namen des Fürsten sowohl, als in seinem eignen, auf's Dringendste die Rückkehr nach Preußen anrieth, da wir uns bis jetzt noch nicht so fest gebunden, um nicht mit Ehren den östreichischen Dienst wieder aufgeben zu können. Im Vertrauen theilte Valentini uns mit, daß eine eigenthümliche Wendung der Politik bevorzustehen scheine. Napoleon habe sich geäußert, Rußland sei ein treuloser Freund, von Preußens Ränken sei er unterrichtet, Oestreichs Bundesgenossenschaft werde ihm daher von großem Werthe sein. Frankreich und Oestreich vereint könnten Europa Gesetze vorschreiben und das Haus Habsburg seine alte Weltstellung wiedergewinnen. Im Hauptquartier, sagte uns Valentini, scheine dieser Gedanke lebhaften Anklang zu finden, und wir dürften, falls wir unsere Anstellung durchsetzten, schließlich genöthigt werden, gegen Preußen selbst zu fechten. Zugleich fragte Valentini mich, ob ich es unternehmen wolle, einen Brief des Fürsten von Fulda an den König nach Preußen zu bringen, da man nicht wagen könne, denselben der Post anzuvertrauen. Der Fürst wünsche Seine Majestät ausführlich von den in Oestreich herrschenden Ver-

hältnissen zu unterrichten, gedenke auch selbst, sobald es mit Anstand geschehen könne, den östreichischen Dienst zu verlassen. Natürlich erbot ich mich gern zu diesem Dienste und erhielt ein versiegeltes, aber unadressirtes Schreiben, dessen Adresse an den König ich erst jenseit der Grenze hinzufügen sollte. Nun trennte ich mich von Herrn von Trotha, der seinen Weg nach Sachsen nahm, während ich allein der schlesischen Grenze zuritt, die ich ohne alle Abenteuer erreichte. Allerdings hatte es etwas Aergerliches und fast Beschämendes, so unverrichteter Sache zurückkehren zu müssen, doch überwog die Freude beim Wiederbetreten des theuern preußischen Vaterlandes, und nachdem ich in Schmiedeberg den Brief an den König glücklich zur Post befördert, genoß ich mit frohem Sinn die Schönheiten des Riesengebirges, die mir noch ganz fremd waren. Meinem Vater schrieb ich ausführlich über die Ursachen meiner Heimkehr und bat ihn, Schritte für meine Wiederanstellung in Preußen zu thun. An den General von Riesch hatte ich schon von Königingrätz aus dankend geschrieben und ihm mitgetheilt, daß der nahe Abschluß des Friedens meine Absichten verändere; so war ich denn mit diesem Lebensabschnitt fertig. Auf denselben zurückblickend, will ich noch einige Bemerkungen über die östreichische Armee hinzufügen, wie ich sie in jenen Tagen fand. Durchaus vom besten Geiste beseelt, zeigte sie überall den tapfersten Muth und die hingebendste Opferwilligkeit, auch die Landwehr. Ein großes Vertrauen setzte man allgemein auf den Erzherzog Karl, besonders seit dem Siege von Aspern; von den Feldherrntalenten des Erzherzog Johann dachte man geringer. Die Ausdauer im Gefecht war durchweg höchst lobenswerth, die Cavallerie in einem ganz vorzüglichen Zustande, insbesondere die ungarischen Husaren. Auch hatten die Cavallerieoffiziere fast ausnahmslos viel Anstand, wenigstens im äußern Auftreten, da sie den reichen und vornehmen Familien des Landes angehörten. Die Infanterieoffiziere machten in jeder Hinsicht einen entgegengesetzten Eindruck in ihrem Benehmen."

Um diese und manche andere Erfahrungen bereichert, kehrte Hüser zu Ende des August in sein väterliches Haus zurück, wo nach der ersten Freude des Wiedersehens, die bange Zukunftsfrage: was nun? sich geltend machte. Vom Könige lief nur zu bald eine verneinende Antwort auf das Gesuch des Obersten für seinen Sohn ein, und mit ihr senkte sich ein schwerer Druck auf das thatendurstige Gemüth des jungen Mannes. Er entschloß sich, persönlich dem Könige zu schreiben und dabei zu erwähnen, daß er es gewesen, der nicht ohne Risiko den Brief des Fürsten von Fulda über die Grenze gebracht, und daß er selbst auf den Rath jenes gütigen Gönners den österreichischen Dienst wieder verlassen habe. Auch ersuchte er Seine Majestät, den Obersten von Scharnhorst über seine (Hüser's) bisherige Wirksamkeit im Verein mit seinen Freunden zu befragen, worauf er gleichzeitig bei Scharnhorst um dessen Vermittelung nachsuchte. Ein langes, banges Harren folgte diesen Schritten, doch hielten einige freundliche Zeilen Scharnhorsts die Hoffnung aufrecht, daß die gezwungene Unthätigkeit ein erwünschtes Ziel erreichen werde, und endlich, am dritten Dezember, erlöste eine Benachrichtigung des Generals von Tauentzien den Ungeduldigen aus dem schwer empfundenen Druck seiner Lage. Er war als neunter Secondelieutenant beim Leib-Infanterieregiment angestellt worden.

Sechstes Kapitel.

Uebergangsjahre. Anstellung im Cadettencorps und Leben daselbst. Politische Verhältnisse. Sendung nach Breslau und Ernennung zum Adjutanten des General Scharnhorst. 1809 – Februar 1813.

„Nun war ich wieder in meinem Element", schreibt Hüser in Bezug auf die am Schlusse des letzten Kapitels gemeldete Schicksalswendung. Mit der ihm eignen Gabe, allem einmal Ergriffenen ganze Kraft und ungetheilte Hingabe zuzuwenden, widmete er sich dem praktischen Dienste mit einem Eifer, der ihm die Zufriedenheit seiner Vorgesetzten eintrug. Und als am 23. Dezember Berlin im festlichen Gewande den Einzug seines so lange entbehrten Königspaars feierte, da schlug wohl kaum ein froheres, dankerfüllteres Herz dem in seinem Unglück zehnfach geliebten Monarchen entgegen, als es in der Brust des von seinem Kriegsherrn wieder in Gnaden angenommenen Lieutenants klopfte. Vom Bernauer Thore bis gegen Weißensee hin war die Garnison zum Empfange aufgestellt, an letzterem Orte der König zu Pferde gestiegen und während er, vom Donner der Geschütze und dem Geläut aller Glocken empfangen, gegen zehn Uhr Vormittags langsam und in freundlichem Ernste die Truppenlinie entlangritt, folgte der Wagen der Königin. Unter dem lauten Jubel des Volks

trocknete die edle hohe Frau Thräne auf Thräne der Rührung und Hüser erinnerte sich später, wie angegriffen ihr Aussehn ihm bei dieser Gelegenheit erschienen.

In den ersten Frühlingsmonaten des Jahres 1810, als Hüser in voller Thätigkeit seinen dienstlichen Verpflichtungen oblag, trat im Auftrage des Generals von Diericke, damaligen Directors der Examinationscommission, die Anfrage an ihn heran, ob er geneigt sei, eine Stelle im Cadettencorps, das per Compagnie um einen Lieutenant vermehrt werden solle, anzunehmen. Völlig befriedigt durch sein jetziges Verhältniß und unsicher über seine eigene Befähigung, gab der junge Mann nur eine unentschiedene Antwort und vergaß die Angelegenheit fast gänzlich. War er für den Augenblick doch auch anderweitig in Anspruch genommen. Zu einem Familienfeste hatte sein jugendlicher Freundeskreis eine Theateraufführung vorbereitet und Hüser sich überreden lassen, eine größere Rolle zu übernehmen, die ihm viel zu schaffen machte. Endlich war der Nachmittag des großen Tages erschienen, als der ganz mit seiner Aufgabe Beschäftigte plötzlich den Befehl erhielt, sich beim Generallieutenant von Diericke einzufinden. In der Meinung, eine kurze Weisung empfangen zu sollen, begab er sich wohlgemuth, die Rolle in der Tasche und noch unterwegs memorirend, anderthalb Stunden vor Beginn der Komödie auf das Büreau des Generals. Wie groß aber war sein Schrecken, als er vernahm, daß es sich um eine gründliche, sowohl mündliche, als schriftliche Prüfung zum Zweck seiner Anstellung im Cadettencorps handle. Die unter Vorsitz des General von Diericke versammelten Examinatoren stellten der Reihe nach eine Anzahl Fragen historischer, geographischer, mathematischer und schönwissenschaftlicher Gattung an den sich gewaltsam Sammelnden, sowie auch über die pädagogischen Ansichten des Examinanden inquirirt wurde, wobei eine der Fragen durch ihre Seltsamkeit den jungen Mann überraschte. „Was würden Sie thun, wenn ein Cadet Ihnen eine Ohrfeige gäbe?"

lautete dieselbe. Hüser wußte nichts anders zu erwiedern, als daß er eineu solchen Fall für einen undenkbaren halte und durch sein ganzes Benehmen sich bestreben würde, ihn unmöglich zu machen. Nach beendetem mündlichem Examen ward noch eine kurze schriftliche Uebersicht des Feldzuges von 1757 verlangt, welche den Schluß einer Prüfung bildete, die unter eigenthümlichen innern Qualen abgelegt wurde. Die Schilderung derselben mußte denn auch zur Beschwichtigung der nicht geringen Verzweiflung und Entrüstung dienen, die den verspäteten Schauspieler bei seinen Festgenossen empfing.

Wie es schien, hatte die Ungunst des Moments keinen nachtheiligen Einfluß auf das Urtheil der Examinatoren geübt, denn im Mai desselben Jahres wurde die Anstellung des Lieutenants von Hüser im Cadettencorps verfügt. Er und drei andere Offiziere, welche gleichzeitig ernannt wurden, und zwar die Lieutenants von Knebel*), von Beyer**) und von Selasinsky***), sollten in die Funktionen der bisherigen Gouverneure eintreten, deren Stellen man von jetzt an durch Militärs besetzen wollte. Die Aufgabe der jungen Männer trug mithin einen vorwiegend pädagogischen Charakter und zu ihrem eignen Glück, wie zu dem ihrer Zöglinge, waren, mehr oder minder, alle vier durch Kenntnisse, wie durch sittliche Würde zu dem angetretenen Amte befähigt. Hüser besaß obenein den Vortheil, aus seiner eignen langen Cadettenzeit manche Schäden, manche bedenkliche Klippen genau zu kennen, welche er mit liebender Ausdauer zu verbessern, mit unermüdeter Achtsamkeit zu umschiffen sich bestrebte. Vor Allem richtete er sein Augenmerk auf die ihm früher so oft bekannt gewordene Unwahr-

*) Im Jahre 1813 bei Großbeeren geblieben.

**) Ingenieur und als Generalmajor a. D. in Görlitz verstorben.

***) Zuletzt Präses der Generalordenscommission und als General der Infanterie zu Berlin gestorben.

haftigkeit der jungen Leute, die ein ganzes Netz von Intriguen zum Zweck der Verheimlichung und Täuschung der Lehrer und Vorgesetzten zu spinnen verstand. Als erstes Mittel, um diese verderbliche Richtung, in welche auch Bessere so leicht hineingezogen wurden, zu zerstören, betrachtete er die Vernichtung der Schranke feindlichen Mißtrauens, die zwischen Erziehern und Zöglingen aufgerichtet war. Das Vertrauen der jungen Leute zu gewinnen, auf die einem Jeden eigenthümliche Gemüthsrichtung einzuwirken, ihnen ebenso sehr Freund, als nachahmenswerthes Vorbild zu werden, den Böswilligen mit Strenge zurückzuhalten, den Schwankenden zu ermuthigen und zu heben, den Guten auf seinem richtigen Wege unablässig zu fördern, vor Allem keine der anvertrauten Seelen aus dem Auge zu verlieren, und den Funken eines höheren Lebens in ihnen anzufachen oder zu schüren — diese Grundsätze waren es, mit denen Hüser sein Erziehungswerk begann. Sie bilden zugleich das Programm seiner ganzen künftigen langjährigen pädagogischen Thätigkeit, einer Thätigkeit, deren Segen verbürgt ist durch die lebenslängliche Dankbarkeit einer großen Anzahl von Individuen, welche durch ihre Leistungen dem Vaterlande und der Armee zu Heil und Zierde gereicht haben.

Zur Zeit war es allerdings nur ein beschränkter Wirkungskreis, in welchem er die ersten Erfahrungen in diesem Fache einsammeln konnte, und manches Hinderniß galt es zu überwinden, das nicht allein in der theilweisen Unergiebigkeit seines eigentlichen Arbeitsfeldes bestand. Der eingewurzelte Begriff, den Cadetten zu einem wohldressirten Paradesoldaten, nicht aber zu einem tüchtigen Menschen ausbilden zu sollen, war in vielen der Compagniechefs, wie der Lehrer, noch immer vorherrschend, und die schmerzlichen Kämpfe, welche für Hüser die Zukunft in dieser Hinsicht aufbewahrte, warfen theilweise schon jetzt ihren Schatten vor sich her. Indessen besaß er das große Glück, in seinen unmittelbaren Vorgesetzten

Gönner und Beschützer zu finden. Chef des Instituts war der Generalmajor von Lingelsheim, den Hüser als einen wunderlichen, wohlmeinenden, wenn auch ziemlich beschränkten Mann schildert, welcher in seine nicht geringe persönliche Eitelkeit glücklicherweise mit vollstem Eifer die ihm anvertraute Anstalt einschloß und Alles billigte und förderte, was zu deren Hebung und Ansehen beitragen konnte. So begünstigte er auch die Pläne der neuen Erzieher, und Hüser hat in dieser und späterer Zeit sich seines Beifalls und Vertrauens zu rühmen gehabt. Commandeur des Berliner Cadettencorps war der würdige Oberst von Pröck, dem die sittliche Förderung des Instituts wahrhaft am Herzen lag, Chef der Compagnie, welcher Hüser zugetheilt worden, der Capitain von Hornberg, ein edler, trefflicher Mann, der durch körperliche Leiden vielfach gehindert ward, persönlich einzugreifen und sich freute, wenn er seine Pflegebefohlenen treuer Hand anvertrauen konnte.

Den wesentlichsten Einfluß auf die in gleichem Streben vereinten jungen Erzieher aber übten zwei Männer, der eine in, der andere außerhalb ihres Wirkungskreises stehend, beide durch seltene Gaben des Geistes und Gemüths ausgezeichnet. Es waren der am Cadettencorps angestellte Professor Joh. Gottfried Woltmann, der verdienstvolle Fortsetzer der vielverbreiteten Weltgeschichte K. Fr. Beckers (nicht zu verwechseln mit dem literarisch und diplomatisch bekannten Karl Ludwig von Woltmann), und der Lieutenant außer Diensten Ferdinand von Mauderode. „Auf den Ersteren und seine edeln, einsichtsvollen Erziehungsgrundsätze," sagt Hüsers Lebensbericht, „war eigentlich die ganze Umwandlung des Cadettencorps, die in jenen Jahren allmählich zu Stande kam, zurückzuführen; ihm habe ich selbst jetzt und später fast Alles, was ich in meinem dortigen Amte geleistet, durch seine Anregungen und Belehrungen zu danken. Er war ein herrlicher Mann, voll Milde und Ernst und doch voll Heiterkeit, das Ideal eines Lehrers

und Erziehers. Daß er nach und nach mein Freund im höchsten Sinne des Wortes wurde, betrachte ich als einen der größten Gewinne meines Lebens.“.

Nicht minder innig, ja nicht minder verehrungsvoll, wenn auch mit noch lebendigerer Mischung jugendlichen Feuers, gestaltete sich das Verhältniß zu Herrn von Mauderode. Dieser in höchst ungewöhnlichem Maße begabte junge Mann war bis zum Jahre 1806 preußischer Offizier gewesen, dann, verabschiedet, besonders durch Schleiermachers Einfluß, zu dem Entschlusse gelangt, sich in Zukunft der Theologie zu widmen. Auf akademische Studien sich vorbereitend, lebte er mittlerweile im Verein mit den Lieutenants von Beyer und von Knebel, der Erstere der Bruder seiner Braut, der Letztere sein Freund, in deren Wohnung im Cadettencorps. In ihm, der eine hinreißende Liebenswürdigkeit mit hohem Verstande, eine feurige Phantasie mit der Einfalt und Frömmigkeit eines Kindes verband, erblickten zu jener Zeit viele seiner Altersgenossen ihren geistigen Führer, ein glänzendes Licht der Zukunft, die — ihm hienieden niemals tagen sollte. Seiner unermüdlichen Aufmerksamkeit, seinem sorgfältigen, verständnißvollen Eingehen in die eigenthümliche Gedankenrichtung des verehrten Meisters ist vorzugsweise die treue Bewahrung und Wiedergabe der Predigten Schleiermacher's aus dieser Periode zu danken, die sämmtlich nach den von Mauderode und dessen Braut während des Vortrags nachgeschriebenen, von Schleiermacher durchgesehenen Manuscripten gedruckt wurden. Denn da Letzterer bekanntlich seine Reden nur im Kopf ausarbeitete und mit einem, die Hauptpunkte in knappster Andeutung enthaltenden Zettel die Kanzel bestieg, so ist er nie im Stande gewesen, nachgehends seine Predigten selbst zum Druck zu befördern, und für ihre Erhaltung blieb man auf die Bemühung seiner verständnißreichsten Zuhörer angewiesen.

Ein Mann, wie der junge Mauderode es war, mußte die Seele des kleinen Kreises werden, in welchem er lebte, und Hüser kann nicht

Worte finden, um die Förderung und Erhebung seines eigenen sittlichen Menschen, die Erleuchtung, deren er in seinem Beruf bedurfte, und den geistigen Genuß gebührend zu rühmen, welche er dem seltenen Freunde schuldete. Wie seine allgemeine Ausbildung überhaupt, verdankte auch sein ästhetischer Geschmack den reiferen Ansichten desselben Verfeinerung und Klärung. Denn, hatte der Ernst des Lebens die kindische Romantik auch abgestreift, poetische Ideale standen bei ihm noch immer in gleicher Geltung, und eine ganz neue Welt sollte in dieser Richtung ihm aufgehen, als ihm Mauderode die nähere Bekanntschaft mit Shakespeare vermittelte. Der große Dichter wuchs ihm von jetzt an an's Herz, und nie hat er der Beschäftigung mit ihm wieder dauernd entsagt. Zu den unzähligen Citaten, die aus Göthe, Schiller und anderen bekannten oder vergessenen Poeten jeder geeignete Anlaß ihm auf die Zunge legte, gesellten sich in der Folge vielfache Reminiscenzen aus der Schlegel-Tiek'schen Uebersetzung Shakespeare's. Dabei geschah es denn allerdings zuweilen, daß der mit solchem dichterischen Ausspruche Angeredete, keine Ahnung von der Abkunft oder Beziehung desselben habend, verblüfft, wenn nicht gar verletzt der unverstandenen Anführung gegenüberstand. Vorsicht in seinen Aeußerungen oder diplomatische Abschätzung der Eigenthümlichkeit des sie Empfangenden ist überhaupt niemals Hüser's starke Seite gewesen und im späteren Leben, in höherer Stellung, ihm mancher Nachtheil aus allzugroßer Rückhaltlosigkeit der Aussprache erwachsen, ohne durch die unerwünschte Wirkung die bedingende Ursache ihm zu klarem Bewußtsein zu bringen.

Lebten die vereinten Freunde mit einander in wahrhaft beglückender und veredelnder Gemeinschaft, so waren sie nicht minder bestrebt, ihre Pflegebefohlenen in angemessener Weise an derselben Antheil nehmen zu lassen. Die Cadetten, zumal die herangewachsenen, wurden Abends zu Musik und Lectüre versammelt. Theils ernstere Schriften, um ihr religiöses Gefühl zu beleben, theils werth-

volle Dichterwerke, um die jugendliche Phantasie mit edeln und reinen Gebilden zu erfüllen, wurden ihnen vorgelesen. „Denn," bemerkt Hüser, „ohne Einwirkung auf Herz und Phantasie der Jugend kann man wohl Gliederpuppen, aber keine tüchtigen, sittlichen Menschen bilden." Mit denjenigen jungen Leuten, welche keine Angehörige in Berlin besaßen, um ihre Sonntage in deren Häusern zuzubringen, improvisirten an diesen Tagen die vereinten Erzieher kleine Feldmanöver vor den Thoren Berlins und ward diese Unterhaltung eine dermaßen beliebte, daß viele Cadetten es vorzogen, an derselben Theil zu nehmen, anstatt in befreundeten Familien sich an Kuchen und Wein zu erquicken. Ueberhaupt lohnte in vielen Fällen die herzlichste Anhänglichkeit der Jünglinge das Streben ihrer Lehrer. Unter den hervorstechendsten Zöglingen aus jener Zeit, welche Hüser eine dauernde Zuneigung bewahrten und später dem Vaterlande in hohen Stellungen Dienste leisteten, befanden sich die damaligen Cadetten von Wussow, zuletzt commandirender General und General der Infanterie, und von Herrmann, zuletzt Generallieutenant und Divisionscommandeur. Von den im Institut in andern Stellungen beschäftigten Offizieren aber traten in ein näheres Verhältniß zu Hüser vornehmlich die Stabscapitaine von Reiche*) und von Kinsky, letzterer ein Freund aus den Kinderjahren, Ersterer ein äußerst gescheuter, unterrichteter Mann und bereits damals Militärschriftsteller. Auch an der Tafel des Chefs von Lingelsheim fanden zuweilen gesellige Vereinigungen seiner Untergebenen statt, die zu manchem Scherze den Stoff darreichten. Der unverheirathete General stand völlig unter der Botmäßigkeit eines alten Dieners, der sein Schäflein zu scheeren wußte, ohne bei seinem arglosen Herrn das geringste Mißtrauen zu wecken. So verlangte zum Beispiel Letzterer bei einem von ihm gegebenen Mittagsessen nach

*) Später Chef des Ingenieurcorps und als General der Infanterie gestorben.

einer feinen Weinsorte, die sich im Keller befinden sollte, worauf der Bediente versicherte, daß nur leere Flaschen vorhanden seien. „Aber,“ sagte der General, „ich habe doch vorige Woche noch zwei volle Bouteillen davon gesehen!“ „Na,“ versetzte völlig unerschrocken der Diener, „wenn der Herr General des jesehen haben, denn werden se seitdem wol ingedrocknet sind!“ Worauf in ganz ehrlichem Erstaunen Lingelsheim sich dahin vernehmen ließ, er habe nicht geglaubt, daß bei Weinen solche Verflüchtigung so rasch vor sich gehe.

Wie sehr aber die neuen Verbindungen Hüser in Anspruch nahmen, alte verwandtschaftliche und freundschaftliche Bande wurden keineswegs gelockert. Im engeren Familienkreise zwar erlitt um jene Zeit er einen tief schmerzlichen Verlust durch den Tod seines mütterlichen Oheims, des Hofpredigers Michaelis, den er in geistiger Beziehung seinen zweiten Vater nennt, und der Sturm der gewaltigen Zeit entführte auch dem patriotischen Freundesbunde mehrere seiner bedeutendsten Glieder. Gneisenau begab sich nach England, Grolmann, Lützow, Oppen und viele andere Militärs gingen nach Spanien und Rußland, um gegen Napoleon zu kämpfen, der Graf Chazot nahm seinen Abschied, weil ihm die Schuld beigemessen worden, Schill nicht energisch genug von seinem Vorhaben zurückgehalten zu haben. Er trat in russische Dienste und starb 1812 zu Pskow am Lazarethfieber. Indessen verweilten auch viele Mitglieder jenes Kreises noch in Berlin, und zumal mit Eichhorn, Reimer und von Bardeleben, der inzwischen bei der Artillerie wieder angestellt worden, fand ein reger und befriedigender Verkehr statt. Die politischen Bestrebungen hatten allerdings in gewissem Sinne aufgehört, seit der König und die Regierung wieder ihren Sitz in Berlin genommen; man suchte Alles zu vermeiden, was dem ohnehin bedrängten Staate neue Verlegenheiten schaffen konnte. Der noch im Hüser'schen Hause lagernde Rest der aufgesammelten Gewehre ward ins Zeughaus abgeliefert und der

Gedanke an einen plötzlichen kriegerischen Losbruch war für den Augenblick in den Hintergrund getreten. Dennoch wußte und fühlte man, daß der Krieg kommen müsse und werde, und wie der Staat selbst durch Anlage verschanzter Lager und andere Sicherheitsmaßregeln, Vorkehrung für alle Fälle traf, so ruhte auch die geheime Thätigkeit der Vaterlandsfreunde nicht. Man blieb mit einander in unausgesetzter Verbindung und besaß an Scharnhorst, der sich scheinbar von allen Geschäften zurückzog, Haupt und Centrum der verschwiegenen Bestrebungen. Als die Stellung Frankreichs gegen Rußland eine immer drohendere geworden und Napoleon keine Andeutung gab, ob er Preußen als Freund oder Feind zu behandeln gedenke, war Scharnhorst im tiefsten Incognito nach Petersburg zum Kaiser Alexander gereist, um für eintretende Fälle das Nothwendige zu verabreden. Kein Mensch ahnte seine Anwesenheit in der russischen Residenz; sein Zimmer lag dicht neben des Kaisers Arbeitscabinet, und das Geheimniß dieser Verhandlungen blieb vollständig gewahrt. Seinen Getreuen daheim ließ er indessen Winke und Benachrichtigungen zukommen, nach welchen dieselben ihre Handlungsweise einrichteten. So ward z. B. Hüser mit einem gewissen Siegel betraut, dessen Abdruck auf einer Karte den in russische Dienste tretenden Offizieren, welche man als empfehlenswerth kannte, die unbedingte Anstellung durch den Kaiser Alexander sicherte.

Im Februar 1812 erfuhr man endlich, daß Napoleon beschlossen habe, Preußen in seine Bundesgenossenschaft aufzunehmen, und daß der König, wenngleich schweren Herzens, das Bündniß eingegangen sei. Wohl fühlte man, daß für den Moment dieser Entschluß unvermeidlich gewesen, aber schweren Herzens fügten auch die Patrioten sich in das Unabänderliche. Als man gar preußische Truppen sich zum Anschluß an die französische Armee rüsten sah, gab man sich den schmerzlichsten Empfindungen hin, und Hüser war es wohl zufrieden, durch seinen jetzigen Wirkungskreis der Noth-

wendigkeit überhoben zu sein, sich dem Leibregiment anzuschließen, das im Mai 1812 ausrückte, um zu dem unter Commando des General Grawert stehenden, gegen Rußland bestimmten Armeecorps zu stoßen. Er selbst, im Januar 1811 Premierlieutenant und schon fünf Monate später Stabscapitain geworden, versenkte sich nur mit um so größerem Eifer in seine, durch die letztere Ernennung einigermaßen veränderte pädagogische Thätigkeit; denn von der Zukunft, von der heranwachsenden Generation wagte man noch den Umschwung zu hoffen, der augenblicklich wieder in unabsehbare Ferne gerückt erschien. An Hemmnissen und Verdrießlichkeiten fehlte es allerdings auch in diesem Kreise nicht, insbesondere als der treffliche Commandeur des Cadettencorps, der Oberst von Pröck, gestorben, sein Nachfolger aber nicht entfernt im Stande war, einen Ersatz zu bieten. Auch das Wiedereinrücken französischer Truppen in Berlin ward sehr drückend empfunden. Erschienen sie dieses Mal auch unter dem Freundesnamen, das tief gekränkte Preußenherz konnte sie dennoch nur als feindliche Eindringlinge betrachten. Der Marschall Augereau, der zum Gouverneur von Berlin ernannt war, benahm sich überall als militärischer Befehlshaber und inspizirte auch das Cadettencorps mit großer Aufmerksamkeit. Hüser, welcher ihn an vielen Stellen umherführen mußte, bemerkt bei dieser Gelegenheit, daß der Marschall dem bekannten Komiker Unzelmann zum Verwechseln geglichen habe.

In diese beklommenen Stimmungen hinein fielen im Spätherbst die großen, weltbewegenden Kunden aus Rußland und erregten eine Theilnahme und Hoffnungsfreudigkeit, die sich nur schwer vor den Augen der anwesenden Bedrücker verbergen ließ. Ueberall feierte man in Freundeskreisen das Kriegsunglück der Franzosen, und die jungen Männer im Cadettencorps wurden so aufgeregt, daß sie während der Weihnachtsferien acht Tage hintereinander ein, kaum durch wenige Stunden Schlafs unterbrochenes Freudenfest begingen. Im Januar erscholl plötzlich die Schreckens-

nachricht, daß der in Potsdam weilende König durch die Franzosen mit Aufhebung bedroht sei, und nach verschiedenen, in aller Stille getroffenen Sicherheitsmaßregeln reiste derselbe nach Breslau, wohin die Garden ihm folgten. Es unterliegt keinem Zweifel, daß Friedrich Wilhelm III. diese Reise mit völliger Klarheit über die von ihm einzunehmende Stellung angetreten und daß jedes Schwanken bereits aufgehört hatte. Dafür spricht auch, daß Hüser am 21. Januar, an dem der Entfernung des Königs vorhergehenden Tage, nach Potsdam zum Generaladjutanten von Thile befohlen ward, woselbst er über die Befähigung seiner Miterzieher zum activen Dienste Rechenschaft geben und die Ordre für den General von Lingelsheim in Empfang nehmen mußte, alle einigermaßen körperlich kräftig entwickelten Cadetten unter Führung Hüser's, Beyer's und Knebel's nach Breslau zu senden. Ganz versteinert durch eine solche, in der preußischen Armee noch nicht vorgekommene Zumuthung, mußte der alte General sich wohl oder übel in diese Bestimmung fügen und, dem Staat und den jungen Leuten alles erdenkliche Unheil prophezeiend, konnte er es doch nicht hindern, daß die Schaar in drei Abtheilungen jubelnd nach Breslau aufbrach. Auf großen Korbwagen fuhr man in fröhlichster Stimmung mit Postpferden rasch über die festgefrorenen Landstraßen dahin, und Hüser, welcher den ersten Transport begleitete, hatte die Freude, seine Pflegebefohlenen gesund und vom besten Muthe beseelt, in Breslau vorstellen zu können. Ihre Vertheilung in die Armee fand sofort statt, und manchen, ihm lieb gewordenen Jüngling hat der Erzieher nicht wiedergesehen. Ihm selbst ward die Auszeichnung zu Theil, dem General von Scharnhorst als Adjutant beigegeben zu werden, eine Stellung, die neben andern unschätzbaren Vorzügen, ihm augenblicklich schon die Möglichkeit schaffte, seinen Freunden zu dienen. Knebel und Beyer wünschten unter den, einen nationalen Krieg in sichere Aussicht stellenden Verhältnissen, nicht in das Cadettencorps zurückzukehren, und auch

Mauderode hatte sich nach Breslau begeben, um seine Dienste anzubieten. Allen Dreien vermochte Hüser die erwünschte Anstellung zu bewirken und in frischestem Thatendrange gingen die vier Freunde auf ihren verschiedenen Berufswegen einem Kampfe entgegen, an dessen Ende nur zwei derselben sich auf Erden wieder zusammenfinden sollten.

Siebentes Kapitel.

Im Büreau des General Scharnhorst. Ausbruch des Krieges. Die Schlachten von Groß-Görschen und Bautzen. Zweimalige Verwundung. Trennung von der Armee. Rückkehr nach Berlin. Februar bis Juli 1813.

In Breslau wogte ein lebendiges Treiben und Drängen, die alte Stadt aus ihrem Winterschlafe erweckend. Hüser, der mit Interesse die Heimath seiner Knabenjahre wiedersah, bemerkte mit Ueberraschung den Unterschied, welcher damals noch zwischen den Begriffen und Anschauungen der Hauptstadt und denen der Provinz bestand. Während in Berlin schon seit Monaten auf die jetzige Wendung gehofft und geharrt worden, die Ereignisse der letzten Wochen, und zumal die Convention von Tauroggen, die Gemüther in die äußerste Spannung versetzt hatten, lebte man in Breslau in so vollständiger Unkenntniß der Verhältnisse und der sich daraus ergebenden Folgerungen, daß die Ankunft des Königs und seiner Umgebungen anfangs nur ein dumpfes Erstaunen weckte. Ja, der Aufruf der Freiwilligen selbst brachte in den städtischen Kreisen noch keine Erkenntniß der Sachlage hervor, und aus dem Munde sehr gebildeter Leute konnte man die Vermuthung hören, daß durch jene Aufforderung an die Nation, weil sie ihr Ziel nicht in dürren Worten bezeichnete, ein Hülfscorps zu Gunsten der Franzosen geschaffen werden solle. Erst als der Zudrang kampfbegeisterter

Jünglinge und ihr lauter, patriotischer Jubel Zweck und Absicht des Unternehmens in ein zweifelloses Licht gestellt hatten, entzündeten am richtigen Verständniß sich auch Breslau's Vaterlandsliebe und Opferbereitschaft, um fortan hinter keinem andern Theile der Monarchie im Rückstand zu bleiben.

Den Aufruf vom 3. Februar bezeichnet Hüser als das eigenste Werk Scharnhorsts. Der König, erzählt er, sei nur mit großer Mühe zu demselben zu bewegen gewesen, da er gefürchtet habe, daß nur eine kleine Zahl der Aufforderung nachkommen und man demnach sich der Gefahr aussetzen werde, sich zu blamiren. Als nun Schaar auf Schaar junger Freiwilliger sich eingestellt, darunter die Söhne der ersten und besten Familien des Landes, habe Friedrich Wilhelm allerdings in freudiger Ueberraschung seinen Irrthum eingesehen. Nun aber sei wiederum die Sorge um die ungeheuern Kosten einer so ausgedehnten Volkserhebung in dem, durch den vielfachen Kummer niedergebeugten königlichen Gemüthe in den Vordergrund getreten. Auch der Vorschlag, die Nation zu freiwilligen Beiträgen aufzufordern, sei im Anfange, als keinen Erfolg versprechend, von ihm bekämpft worden. Wie er beim Appell an die Wehrkraft des Landes zweifelnd gefragt: „Wer wird denn da kommen?“ so fragte der König auch beim Appell an den Geldbeutel und die Silberschränke: „Wer wird denn da was geben?“ Erst als in einem, jede, auch die kühnste Erwartung übertreffenden Maße gespendet wurde, erzeugte sich das festere Vertrauen auf den Willen und die Kraft seines Volkes in der Seele des an Unglück gewöhnten, dem Glück mißtrauisch entgegentretenden Monarchen.

„Die Menge freiwilliger Gaben,“ sagt Hüser bei dieser Gelegenheit, „und besonders des Silberzeugs, die in den Wochen vor Aufbruch der Armee beim General Scharnhorst abgeliefert wurden und durch meine Hände gingen, grenzt wirklich an's Unglaubliche. Ganze Waschkörbe voll der schwersten silbernen Suppenterrinen,

Armleuchter, Schüsseln, Schaalen u. s. w. habe ich in die Münze geliefert, ebenso die prachtvollsten Schmuckgegenstände aller Art, und war ich damit besonders beschäftigt, während Scharnhorst gegen Ende Februar nach Kalisch zum Kaiser Alexander, behufs Abschluß eines Bündnisses, gesendet war, wohin ich ihn nicht begleiten durfte. In der übrigen Zeit unseres Breslauer Aufenthalts gab es auf dem Büreau des Generals sehr viel zu thun, und fand ich mich schon um fünf Uhr Morgens dort ein. Scharnhorst selbst arbeitete dann gewöhnlich, in einen weißen Tuchmantel gehüllt, in seiner Stube, meistentheils knieend vor seinem Schreibtische, eine Stellung, die ihm eine wohlthuende Abwechselung mit der sitzenden gewährte. Nach zehn Uhr pflegte er sich zum Könige und dem Staatskanzler zu begeben, von wo er selten früher, als zum Mittagessen zurückkehrte, das er gewöhnlich ganz allein für sich einnahm. Um vier Uhr Nachmittags erwartete er mich wieder auf dem Büreau, wo die Arbeiten meist um acht oder neun Uhr Abends endeten. War indessen Scharnhorst noch zu Conferenzen zum Staatskanzler gegangen, so wurde es auch wohl Mitternacht, bevor er zurückkam. Ich mußte ihn alsdann erwarten, da es stets noch etwas anzuweisen oder auch zu dictiren gab. Oefters fielen ihm dabei vor Ermüdung die Augen zu, er sank für etwa zehn Minuten in einen anscheinend festen Schlaf, dann ermunterte er sich rasch und setzte das Dictiren genau an der Stelle fort, an der er abgebrochen hatte.

„Der Verkehr mit Scharnhorst," fahren Hüser's Aufzeichnungen fort, „hatte überhaupt viel Eigenthümliches, und keine leichte Sache dürfte es sein, eine genaue Schilderung seiner Persönlichkeit zu geben. In seiner äußern Erscheinung lag nichts besonders Auffallendes für oberflächliche Beobachter, doch erkannte man bei einiger Aufmerksamkeit bald den tiefen Denker in seinem fast nach Innen gekehrten Blick und der tiefen Falte zwischen den Augen. Auf Aeußerlichkeiten gab er unendlich wenig und seine Person ver=

nachlässigte er so sehr, daß man ihn geradezu unreinlich nennen konnte.*) Seine stets mit großen und wichtigen Dingen beschäftigten Gedanken hatten eben keine Zeit für sich selbst übrig. Auch Essen und Trinken war ihm kein eigentliches Bedürfniß und legte er nicht den geringsten Werth auf das, was er genoß. Auf Reisen nahm er fast nichts, als Kaffee zu sich, diesen aber auf allen Stationen. Hiernach dürfte es scheinen, als ob er allem Sinnengenusse entfremdet gewesen, dennoch möchte ich dies nicht im ausgedehntesten Maße verbürgen. Aber nur der Zufall könnte Licht in diese Falte bringen, und fühle ich mich nicht berufen, die Schatten zu erhellen. Von äußerer Politur und gesellschaftlicher Sitte besaß er nur ein geringes Theil. Jemandem eine Artigkeit zu sagen, oder ein sogenanntes feines Compliment zu machen, war ihm unmöglich, ebenso wenig hat er je einem Höheren geschmeichelt, oder sich um dessen Wohlwollen anders, als durch strenge Pflichterfüllung bemüht. Im gewöhnlichen Leben wortkarg, verrieth er doch in den wenigen Worten, die er sprach, seine Gediegenheit und seinen Gedankenreichthum. Dabei war er hinter einem Vorhange größter Ruhe und scheinbarer Unaufmerksamkeit der feinste und schlaueste Beobachter. Er merkte augenblicklich die Absichten des mit ihm Redenden und wo derselbe hinaus wollte, und besaß überhaupt eine scharfe Menschenkenntniß. Wurde er gewahr, daß man ihn selbst ausforschen, oder in seine Gedankenwelt eindringen wollte, so übte er eine merkwürdige Verstellungskunst, durch die es ihm gelang, einen Jeden zu täuschen. Sein Inneres war so faltenvoll, wie sein Gesicht, sein Gemüth so verschleiert, wie sein Auge. Dennoch besaß er bei scheinbarer Gleichgültigkeit und oft eisiger Kälte ein fühlendes Herz, und tief innen glimmte eine verborgene Gluth, die aber nur selten zur Flamme emporschlug. Er hatte sich eine

---

*) Angesichts dieses strengen Ausspruches dürfte an die eigene ungewöhnliche Ordnungsliebe des Schreibers erinnert werden, die ihn in diesem Punkte vielleicht übertrieben feinfühlig urtheilen ließ.

eigne Religion, oder vielmehr ein besonderes Moralgesetz zusammengestellt; vom christlichen Glauben wußte er wohl nur wenig. Als Höchstes galt ihm das Ziel, das er sich vorgesteckt, und dem er mit der unermüdlichsten Geduld, der zähesten Ausdauer und Elastizität nachstrebte. Weder auf Gnadenbezeigungen, noch auf scheinbare Zurücksetzungen legte er den geringsten Werth; nie gab er bei den ersteren ein Zeichen der Freude, oder bei den letzteren ein Zeichen des Unwillens von sich; unerschütterlich verfolgte er nur seinen Zweck, an dessen endlicher Erreichung er niemals zweifelte. Fühlte er sich durch die gelungene Beseitigung eines Hindernisses dem Ziele näher gerückt, so hob wohl ein Anflug von Freude sein Wesen, gleich darauf aber kehrte er mit tiefstem Ernste zu der Arbeit zurück, die ihn einen neuen Schritt vorwärts führen sollte. Und doch gab es auch für diesen verschlossenen Mann einzelne Stunden, in denen er sich gehen ließ, seine tausend äußern und innern Falten auseinanderschlug und sich in seiner wahren Gestalt zeigte. Aber freilich nur im engsten Kreise, ich möchte sagen, unter vier Augen und bei verriegelten Thüren. Dann verwandelte er sich in einen angenehmen Gesellschafter, lachte in herzlicher Fröhlichkeit und erzählte Anekdoten und Schnurren. So eigenthümlich wie der Charakter dieses außerordentlichen Mannes, war auch sein Schicksal. Ihm, der seine ganze Kraft daran gesetzt hatte, Frankreich zu bekämpfen, dessen Bemühungen wir hauptsächlich die Auffindung und Benutzung der Mittel verdanken, die uns zum Siege führten, ihm war es nicht vergönnt, die Früchte seiner Saaten reifen zu sehen. Nicht einmal der Lohn des Mose wurde ihm zu Theil, er konnte nur die Wege zum gelobten Lande, aber nicht dieses selbst erblicken, und mußte sterben, ohne nur die Ueberzeugung mit sich nehmen zu dürfen, daß sein Volk muthig und ausdauernd auf diesen Wegen, die er gebahnt hatte, fortschreiten werde. Doch ist es uns zu hoffen erlaubt, er habe mit geistigem Auge und in reinerem Lichte geschaut, was er vorbereitete;

uns aber steht er als hohes Beispiel beharrlichster Treue vor Augen, mit der er selbstlos und hingebend unaufhörlich seinen Hauptgedanken verfolgte und ihn unter den schwierigsten Umständen zu realisiren strebte."

Neben den, Zeit und Kraft in so hohem Grade in Anspruch nehmenden Geschäften seiner jetzigen Stellung erübrigte Hüser dennoch einzelne freie Stunden für die Begrüßung seiner Freunde, deren sich unter der Schaar Herzuströmender eine große Anzahl befand. Darunter auch sein ältester Vetter, Aemil Michaelis und der jüngste Sohn des Hofpredigers Sack, Domkandidat Karl Sack,*) welchen Hüser schon in Berlin kennen gelernt. Beide Letztere bestimmten sich zum Eintritt bei den Gardejägern, nachdem sie anfänglich, gleich der Mehrzahl der Freiwilligen, sich dem nun errichteten Lützow'schen Freicorps zuzuwenden gedacht. Das lag indessen nicht in Scharnhorst's Plänen. Er wünschte nicht, daß der Kern der vaterländischen Jugend die Reihen eines Corps füllen sollte, welches ursprünglich in der Absicht gestiftet ward, durch dasselbe den Anschluß nichtpreußischer deutscher Mitkämpfer zu ermöglichen, und welches man zu diesem Zweck allerwärts in deutschen Landen vorzuschieben gedachte. Eine Bestimmung, die im Laufe des Krieges sich allerdings veränderte.

Auch die Organisation der Landwehr und des Landsturms, in Scharnhorst's Bureau ausgearbeitet, ward allerwärts in möglichster Eil zur Ausführung gebracht und bot zahllosen Vaterlandsfreunden Gelegenheit, ihre Thätigkeit dem Staate nutzbar zu machen. Selbst das vorgerückte Alter fand noch die Stätte für seine Dienstleistungen. So ward Hüser's Vater zum Divisionär des Landsturms im havelländischen Kreise ernannt und erhielt sein Quartier in Rathenow. Voller Verbesserungsideen und Projekte, wie immer,

*) Später Professor zu Bonn, Dr. der Theologie und Oberkonsistorialrath. Gestorben 1875.

trug der alte Mann dem Könige einen Plan zur Bewaffnung der Landwehr-Cavallerie mit einer Art von Streitkolben vor, der indessen nicht zur Ausführung gekommen. Ueberhaupt fehlte es in jenen tief erregten Tagen nicht an Vorschlägen, Anerbietungen, mehr oder minder werthvollen Benachrichtigungen und wohlgemeinten, zum Theil jedoch unausführbaren Rathschlägen, und Scharnhorst und seine Umgebungen wußten sich vor der Fluth derselben kaum zu retten. Man sehnte den Augenblick herbei, wo man zur That übergehen und mancher lästigen und überflüssigen Vorbereitung sich würde entschlagen dürfen. In der ersten Hälfte des März war denn auch die Organisation der schlesischen Armee vollendet und dieselbe unter das Commando des Generals der Cavallerie von Blücher gestellt. Scharnhorst wurde Chef des Generalstabes, Gneisenau, aus England zurückgekehrt und zum General ernannt, Jenem in seinen Functionen beigegeben. Unter dem Letzteren zu arbeiten, ward von jetzt an Hüsers vorzüglichste Beschäftigung, wiewohl er auch fortan Scharnhorst's persönliche Begleitung bildete. Da man diesem indessen in seiner Stellung als Generalstabschef keinen eigenen Adjutanten zuerkennen konnte, so ward Hüser unter den Adjutanten des General von Blücher geführt. Die Zahl derselben war eine bedeutende; als die ihm geneigtesten oder befreundetsten zur Zeit des ersten Aufbruchs des Hauptquartiers nennt Hüser den Obersten von der Goltz*), den Capitain von Brünneck**), den Major von Wedell***), den Lieutenant von Gerlach†) und den Lieutenant von Scharnhorst††), Sohn des Generals. Am Erfreulichsten aber war ihm die Anstellung seines alten Freundes und Cadettengefreiten von Oppen,

---

*) 1818 als preuß. Gesandter zu Paris verstorben.

**) Später commandirender General und General der Infanterie.

***) Später Generalmajor und Commandeur einer Cavallerie-Brigade.

†) Der nachmalige Generaladjutant Friedrich Wilhelm IV.

††) Artillerist und als General der Infanterie 1854 zu Ems gestorben.

der mit Lützow, Grolmann und Anderen aus Spanien zurückgekehrt, als Major in Blüchers Generalstabe. Mit ihm bezog Hüser meistentheils dasselbe Quartier und noch vor dem Ausmarsche aus Breslau stellte er in Gemeinschaft mit demselben eine Sammlung auf die Zeit und den Krieg bezüglicher Lieder, zum Gebrauch für gebildete Freiwillige, zusammen, welche gedruckt und in der Armee vertheilt wurde.

Am fünfzehnten März erschien der Kaiser Alexander in Breslau, wo die sämmtlichen dort versammelten Truppen zu seinem Empfange aufgestellt waren, ein imposanter Anblick, der das Soldatenherz in hoher Freude schlagen ließ. Das war endlich wieder eine preußische Armee, kriegstüchtig und kriegsbereit, und die laute Ankündigung, daß man sich des glänzenden Werkzeuges zum ernstesten Zwecke bedienen wolle, ließ nicht auf sich warten. Der siebzehnte März brachte die Kriegserklärung gegen Frankreich, und bereits am achtzehnten verließ Blücher mit seinem Hauptquartier Breslau, um an den folgenden Tagen über Liegnitz, Bunzlau, Löbau, Bautzen und Stolpen nach Dresden zu marschiren, welches am 30. desselben Monats erreicht wurde.

Den Fortgang der militärischen Bewegungen Blüchers und die sich daran knüpfenden Erlebnisse lassen wir Hüser's eigne Worte erzählen.

„Als wir," lauten dieselben, „in Dresden anlangten, welches schon von den russischen Vortruppen des Wintzingerode'schen Corps unter dem Obersten Prendel in Besitz genommen war, sahen wir uns genöthigt, diesseits der Elbe in der Neustadt zu bleiben, da ein Bogen der schönen Elbbrücke am 19. März auf Davoust's Befehl in die Luft gesprengt worden. Es wurden deßhalb sogleich Anstalten zum Bau einer Nothbrücke über den gesprengten Raum getroffen, welche indessen nur zur Communication einzelner Fußgänger zwischen Alt- und Neustadt diente. Für den Uebergang der Truppen ward eine Stunde oberhalb Dresden eine Pontonbrücke

geschlagen. Diese Maßregel der Sprengung ihrer schönen Elbbrücke hatte die Dresdener in hohem Grade empört und sie den sonst ziemlich beliebt gewesenen Franzosen völlig abwendig gemacht, so daß wir die Stimmung im Allgemeinen über Erwarten gut für uns fanden. Während der drei Tage unseres Aufenthalts besahen wir uns die Stadt und ihre Merkwürdigkeiten; ich besuchte auch das Cadettencorps, welches mir, als einem Adjutanten Blüchers, in allen Einzelheiten bereitwillig gezeigt wurde. Die Anstalt hatte in ihren Einrichtungen viel Aehnliches, doch auch viel Abweichendes von unserm Institut, größtentheils in Folge der ebenfalls abweichenden Verfassung der preußischen und der sächsischen Armee.

„Am 2. April verließen wir Dresden und gingen über Freiberg, Chemnitz, Zwickau nach Altenburg, woselbst wir am 14. desselben Monats einrückten und bis zum 30. verblieben. Hier empfing uns viel Leben und Theilnahme; mehrere Festlichkeiten wurden zu Ehren des General Blücher veranstaltet, eine davon in der Freimaurerloge, bei welcher ich durch Blücher veranlaßt ward, eine Rede zu halten, die erste Uebung dieser Art vor fremden Menschen, wie ich sie in meinem späteren Leben so oft wiederholen mußte. Ein anderes Fest gab uns der Geheimerath von Thümmel, bei welchem lebende Bilder mit höchster Kunst und Pracht dargestellt wurden. Auch von Weimar aus erhielten wir Besuche, und von allen Seiten trug man uns Nachrichten, gute Wünsche u. s. w. zu. Ein Schreiben ohne Namensunterschrift gelangte an den General Blücher, als dessen Absender man jedoch sogleich den Herzog Karl August von Weimar erkannte. Nachdem er einige wissenswerthe Nachrichten mitgetheilt, schloß er mit den Worten: „So rückt doch vorwärts! Wollt Ihr das Jahr 1806 wieder erleben?" — Das waren unruhige, arbeitsvolle Tage auch für mich. Meine Hauptbeschäftigung bestand darin, theils durch vorgeschickte Partheigänger und Kundschafter, theils durch aufgefangene Briefe eine vollständige Kenntniß der Zusammenstellung und Stärke, sowie

des Aufenthalts der französischen Armee zu erlangen. Durch allerlei Veranstaltungen glückte mir dies auch vollkommen und ich arbeitete meine Erfahrungen in einem Memoire aus, über welches Gneisenau mir seine besondere Zufriedenheit aussprach.

„Am 30. April marschirten wir nach Borne und am 1. Mai nach Rötha. Hier empfing Blücher die Disposition zum morgenden Angriff, die Scharnhorst Tages zuvor im Hauptquartier des Kaiser Alexander mit diesem und dem General Wittgenstein verabredet hatte. Die Monarchen hatten dem russischen General (Wittgenstein) den Oberbefehl übertragen, demzufolge dieser die specielle Disposition der Bewegungen anordnete, nachdem, wie bemerkt, die allgemeine von den Herrschern unter Scharnhorsts Mitwirkung festgestellt worden. Den Generalen Blücher, Scharnhorst und Gneisenau erschien nun diese Disposition Wittgenstein's insofern fehlerhaft, als die darin befohlene Marschordnung der Truppen Aufenthalt oder gar Verwirrung veranlassen konnte. Bisher hatte das York'sche Corps unter unmittelbarem Befehle Wittgensteins um dessen Hauptquartier Zwenkau herum, und der Blücher'schen Armee, die sich bei Rötha befand, zur Rechten gestanden. General d'Auvray, Wittgenstein's Generalstabschef, wollte aber zur bevorstehenden Schlacht eine systematische ordre de bataille haben, in welcher Blücher den rechten und York den linken Flügel bilden sollten. Um dies zu erreichen, war der Vormarsch so angeordnet, daß beide Corps an der Elster sich kreuzen und dadurch großen Zeitverlust herbeiführen mußten. Erst ziemlich spät Abends langte diese Disposition im Blücherschen Hauptquartier an; nachdem die Generale einstimmig ihre Unzweckmäßigkeit erkannt, gab man mir den Befehl, sogleich nach Zwenkau zu reiten, um dem General Wittgenstein eindringlich vorzustellen, wie nach dieser Anordnung die beste Zeit für uns verloren gehen müsse, der Feind aber sie benutzen würde, um sich zusammenzuziehen. Der ganze Vortheil einer Ueberraschung werde auf diese Weise auf's Spiel gesetzt, ja wir dürften sogar Gefahr

laufen, schon beim Uebergange über die Elster angegriffen zu werden. Es mochte elf Uhr sein, als ich von Rötha abritt; bei der völligen Finsterniß der Nacht und mehrfachem Aufenthalt durch die schon in Bewegung gesetzten Truppenkörper, langte ich erst um zwei Uhr Morgens in Zwenkau an, ward aber sogleich bei Wittgenstein vorgelassen, den ich im Schlafrock, mit der Pfeife im Munde, im Kreise mehrerer Offiziere traf. Er lieh meinem Auftrage nur ein sehr unaufmerksames Ohr, sagte, daß es die Angelegenheit des General d'Auvray sei, und verwies mich mit meiner Vorstellung an diesen. Hier aber war nun erst recht nicht durchzukommen. D'Auvray blieb beständig bei der Antwort, daß Alles in bester Ordnung sei. Um indessen nichts zu versäumen, ging ich nochmals zum General Wittgenstein, bei dem ich zu meiner Freude den Major von Oppen fand, der schon Abends zuvor in einer andern Angelegenheit hierhergesendet worden. Wir Beide thaten nun das Mögliche, um den General umzustimmen; er mochte zuletzt wohl einsehen, daß im Blücher'schen Hauptquartier eine richtigere Ansicht der Dinge bestehe und wußte nichts mehr gegen dieselbe geltend zu machen, als daß es zu einer Veränderung der Marschrichtung jetzt zu spät sei. Das war denn freilich auch uns einleuchtend, und wir Beide, Oppen und ich, machten uns gemeinschaftlich auf den Rückweg, doch nicht wieder nach Rötha, sondern längs der Elster nach Pegau. Wir gestanden uns gegenseitig, daß der russische Befehlshaber auf uns einen ziemlich erbärmlichen Eindruck gemacht habe. An einem Flußübergange, wo die Truppen Yorks und Blüchers sich kreuzen mußten, stießen wir auf den General York, der über die ganze Anordnung sehr verdrießlich war. Da er glaubte, daß wir aus Blücher's Hauptquartier kämen, so fragte er uns, ob die Gardebrigade denn noch nicht bald hier sein werde. Als wir ihm keine Auskunft zu geben vermochten, da wir seit letztem Abende abwesend gewesen, schalt er uns heftig aus und sagte, daß wir gewiß auch zu den gelehrten

Herren gehörten, die vom hellen Tage nichts wüßten. Damit ließ er uns ziehen. Jenseits der Elster trafen wir bald darauf Blücher und seine Umgebungen, in der Richtung gegen den Floßgraben sich bewegend. Nach gemachter Meldung über den Mißerfolg meines Auftrages, schloß ich mich dem Zuge an, der bei dem Dorfe Stönzsch über den Floßgraben ging.

„Bald nach diesem Uebergange bildet das Terrain eine Art von Kessel, in welchem die Truppen sich sammelten. Es wurden nun Recognoscirungen vorgeschickt und endlich sichere Meldungen gemacht, daß der Feind die vorliegenden Dörfer besetzt halte. Gegen zwölf Uhr Mittags rückte die Armee vor. Blücher nebst Gefolge ritt ihr weit voran. Als wir eine Höhe erreicht hatten, sahen wir wohl die Dörfer, aber keine Spur von feindlichen Truppen. Bei größerer Annäherung gewahrten wir diesseits eines Dorfes einen dunkeln Haufen, der uns Cavallerie zu sein schien. Blücher fragte den Commandeur einer hinter uns heraufkommenden Batterie, ob er sich getraue, die feindlichen Truppen durch ein Geschoß zu erreichen. Darauf wurde sogleich ein Schuß abgefeuert, durch den das Gefecht sich eröffnete. Nun ging die Schlacht ihren Gang, sowie sie mehrfach in der Kriegsgeschichte beschrieben worden. Was mich selbst betraf, so ward ich gleich im Anfange mit mehreren kleinen Befehlen an den General von Klüx und den General von Ziethen herumgeschickt. Einmal entfernte sich im Vorgehen die Brigade Ziethen etwas zu sehr von der allgemeinen Anlehnung, dem Floßgraben, und ich wurde abgesendet, um ihr die gewünschte Direction zu geben. Bisher war die Brigade einem starken Kanonenfeuer ausgesetzt gewesen; jetzt, als sie sich dem Dorfe Klein-Görschen näherte, gerieth sie in ein heftiges Tirailleurfeuer, das mich nun ebenfalls umsauste. Eine, vermuthlich matte, Kugel traf mich über dem Knöchel des rechten Fußes und drückte mir den Hosenknopf (wir trugen nämlich die Nath der Beinkleider mit Knöpfen besetzt), mit den Rändern nach Innen gebogen, in

das Bein. Im ersten Augenblicke empfand ich einen heftigen Schmerz, hatte indessen keine Zeit, mich weiter um die Sache zu bekümmern, sondern machte, daß ich aus dem Getümmel zum Blücher'schen Stabe zurückkam. Bei Scharnhorst bleibend, besorgte ich dessen mir gegebene Aufträge, einigemale auch an den Kaiser Alexander, welcher, einen Schimmel reitend, mit gezogenem Degen die Schlacht im Allgemeinen leitete. Auch von ihm wurde ich hier- und dorthin über das Schlachtfeld gesendet, wobei ich meinen Fuß immer mehr schwellen und die Schmerzen zunehmen fühlte. Unser König hatte sich einigemale mit den Prinzen in der Schlachtlinie der Truppen gezeigt. Blücher hielt meist in der größten Ruhe an mehr oder minder gefährlichen Stellen, unermüdlich seine Pfeife rauchend. War sie ausgeraucht, so streckte er sie hinter sich und rief: „Schmidt!" worauf seine Ordonnanz, ein Husarenunteroffizier, ihm eine frischgestopfte reichte und der alte Herr gemüthlich weiter rauchte. Eine Zeitlang hielten wir ganz nahe an einer russischen Batterie; eine Granate fiel dicht vor uns nieder. „Ew. Excellenz! eine Granate!" rief Alles. „I, so laßt doch den Deubel!" sagte Blücher ganz ruhig, sah zu, bis sie crepirte, und begab sich dann erst an eine andere Stelle. Scharnhorst habe ich nie so feurig gesehen, als an diesem Tage. Es schien ihm nichts zu entgehen, er ordnete an, machte Blücher auf mancherlei aufmerksam und veranlaßte mehrere Veränderungen bei den Truppen. Gneisenau, ganz Leben und Bewegung, befand sich bald auf diesem, bald auf jenem Theile des Schlachtfeldes. Als die Dörfer von unsern Truppen genommen worden, schien der Sieg sich auf unsere Seite neigen zu wollen. Eine allgemeine Freude gab sich kund, und schon beglückwünschte der König den Kaiser zur gewonnenen Schlacht. —

„Es war etwas über ein Uhr Mittags gewesen, als die Kugel mich getroffen hatte; um fünf Uhr Nachmittags ungefähr war es mir nicht mehr möglich, den Fuß im Steigbügel zu halten. Im

Schutze eines Hügels, auf dem meine Handpferde hielten, stieg ich deßhalb ab und ließ die Wunde untersuchen und verbinden. Die Quetschung hatte, wohl in Folge der stundenlangen Reibung derselben, den ganzen Fuß dergestalt entzündet, daß ich nicht wieder zu Pferde steigen konnte. Als ich nach vergeblichen Versuchen mich niedergeschlagen auf die Erde gelegt hatte, stand plötzlich der König vor mir, fragte nach meinem Ergehen und ließ sich von mir erzählen, wie ich schon zu Anfang der Schlacht verwundet worden, jetzt aber das Reiten nicht länger ertragen könne. „Ehre genug!" erwiederte der König. Bald nachdem er mich verlassen und ich, etwas aufgeheitert durch diese gnädige Theilnahme, mir eine Pfeife Taback angezündet hatte, kam auch der Kaiser Alexander des Weges, erblickte mich und fragte, ob ich nicht der Offizier sei, den Scharnhorst ihm während der Schlacht mehrmals zugeschickt. Als ich dies bejaht und auf seine Fragen auch ihm mein Mißgeschick mitgetheilt hatte, rief er, mir sehr freundlich zunickend: „Ah, que c'est délicieux!" Vermuthlich hatte er gefunden, daß ich für einen Verwundeten noch ziemlich muntere Antworten zu geben im Stande sei. Gleich darauf erschien zu meiner großen Erquickung der Generaladjutant, Oberst von Thile, mit einem Kruge Wein, den der König mir schickte. Ich war höchst dankbar für diese Wohlthat und für die gütige Fürsorge, durch die sie mir zugewendet wurde. Unterdessen war durch einen Chirurgen einer der Bauerwagen herbeigeschafft worden, die man zum Fortschaffen der Blessirten zusammengeholt hatte, und ich wurde nach Pegau gefahren, begleitet von meinen Knechten mit den Pferden. In Pegau war schon eine große Menge Blessirter untergebracht und von Stunde zu Stunde füllte der Ort sich immer mehr; auch in dem Hause, in welchem ich lag, entstand ein solches Gedränge, daß manche späte Ankömmlinge kaum noch ein Plätzchen zum Sitzen fanden. Wer dazu unfähig war, mußte trotz aller Schmerzen und Gefahr weiter transportirt werden. Die am späteren

Abende Eintreffenden brachten üble Nachrichten mit; die Schlacht, meinten sie, wäre vollständig verloren. Ich fühlte mich sehr niedergedrückt, die schrecklichen Erinnerungen an Auerstädt tauchten wieder auf; dabei litt ich viele Schmerzen an meinem Fuß, und trotz großer Ermüdung kam während der ganzen Nacht kein Schlaf in meine Augen. Kaum war der Tag angebrochen, so trat ein leichtverwundeter Gardist in's Zimmer mit den Worten: „Kameraden, kommt! Die Armee geht zurück, Alles ist verloren." Gefangen zu werden, war meine größte Furcht, ich wollte also Alles daran setzen, diesem vielleicht drohenden Schicksal zu entgehen, ließ meine Trainknechte wecken, die Pferde satteln und mich auf eins derselben heraufheben. Auf gut Glück ritten wir nun den vor uns herziehenden Truppen nach und erreichten Borne, wo, wie ich zu meiner Befriedigung erfuhr, das Blüchersche Hauptquartier sich befand. Es war Mittagszeit, als ich anlangte, und konnte ich bei Blücher, den ich an einer Verwundung in der Seite leidend antraf, speisen, wo denn, außer dem General von Scharnhorst, von dessen scheinbar leichter Blessur ich hörte, Niemand der bisherigen Gefährten fehlte. Gleich nach dem Essen ergriff mich aber ein so starkes Wundfieber, daß ich mich nicht mehr aufrecht erhalten konnte und in das Quartier der Lieutenants von Scharnhorst und von Gerlach geschafft werden mußte. Beide redeten mir dringend zu, eine Zeitlang die Armee zu verlassen, um mich wieder herzustellen, da ich nicht im Stande sei, Dienste zu leisten. Ohne noch meine volle Zustimmung abzuwarten, verschafften sie mir Blücher's Erlaubniß, nach Schlesien vorauszugehen so wie einen Wagen, in welchem ich zunächst nach Meißen fuhr. Unterwegs begegnete ich einer Anzahl von Jägern des Lützow'schen Corps unter der Leitung Jahns. Einer derselben, Namens Feuerstein, war Student der Medizin und Chirurgie gewesen und nahm sich der Behandlung meines Fußes in recht geschickter Weise an, so daß eine allmählige Besserung eintrat. Die Erkundigungen, welche

ich in Meißen einzog, gaben mir die Ueberzeugung, daß die Armee nicht im Stande sein werde, die Elbe zu halten, ich beschloß also weiter nach Schlesien zu gehen. Jahn und die Seinen, die sich nicht für gebunden hielten, blieben in meiner Gesellschaft, und da wir beständig zusammen waren, so hatte ich in vollem Maße Gelegenheit, Jahn's rohes Wesen und seine unmäßige Heftigkeit kennen zu lernen, wenn es sich auch nicht läugnen ließ, daß er eine große Gewalt über die jungen Leute übte und sie zu Muth und Ausdauer anfeuerte. So kamen wir zusammen nach Cottbus. Hier rückte Jahn mit dem Vorschlage heraus, ein Streifcorps im nahegelegenen Spreewalde zu organisiren, das ich anführen und dessen Kern die hier befindliche Gesellschaft Lützower Jäger bilden sollte. Jahn wollte dafür sorgen, daß die Jugend der Cottbusser Gegend sich sogleich anschlösse. Das Unternehmen schien mir nicht aussichtslos; Lübben und besonders die ehemalige Festung Peitz konnten als treffliche feste Punkte dienen, und vom Spreewalde aus ließ sich den Franzosen, wenn sie nach Schlesien gingen, mancher Nachtheil bereiten. Ich setzte also ein Memoire darüber auf, welches ich dem General Blücher übersandte, um seine Genehmigung zur Ausführung des Plans nachsuchend. Da indessen mehrere Tage ohne Antwort verstrichen, dagegen die Nachricht von der Annäherung der Franzosen eintraf, so verlor Jahn die Geduld und zog mit seinen Begleitern von dannen. Auch ich durfte mich nicht lange mehr in Cottbus verweilen und begab mich nach Sagan, wo ich mich noch einige Tage mit der Pflege meines Fußes beschäftigte. Als derselbe so weit hergestellt war, daß ich ohne zu große Beschwerde wieder längere Zeit zu Pferde sein konnte, ließ es mir keine Ruhe mehr. Ich machte mich auf den Weg, das Blüchersche Hauptquartier aufsuchend, das ich am Nachmittage des neunzehnten Mai glücklich in Guntschütz erreichte.

„Sehr freundlich von Allen und besonders gütig von Gneisenau empfangen, wurde ich doch mit Verwunderung begrüßt, da man

mich als Führer eines Freicorps im Spreewalde vermuthet hatte. Mein von Cottbus aus gemachter Vorschlag war von Gneisenau gebilligt und von Blücher genehmigt worden; leider mußte wohl die mir zugeschickte Antwort verloren gegangen sein. Eine desto erfreulichere Nachricht dagegen war es, daß am gestrigen Tage der König mir für die Schlacht von Groß-Görschen das eiserne Kreuz verliehen habe. Jetzt erfuhr ich auch, daß der General Scharnhorst zum Kaiser von Oestreich geschickt worden, sowie daß die Generale Barclay de Tolly und York gegen Königswarth detachirt seien. Das heftige Gefecht, welches sich dort engagirt hatte, war sehr deutlich in Guntschütz zu hören; gegen Abend aber wurde auch unsere Avantgarde bei Bautzen angegriffen.

„Der Morgen des zwanzigsten Mai verlief ruhig, als aber Blücher sich eben mit seinen Umgebungen zu Tische setzen wollte, kam die Meldung, daß der Feind in Bewegung sei und bei den Vortruppen eine starke Kanonade beginne. Ich erhielt den Befehl, die im Lager stehenden Truppen zum Aufbruch und Vormarsch in die ihnen bestimmte Position zu beordern.

„Nach erfülltem Auftrage zurückkehrend, traf ich Blücher nebst Gefolge schon vor dem Dorfe, im Begriff, nach den sogenannten Kreckwitzer Höhen zu reiten, von wo aus wir eine sehr gute Uebersicht der Gegend hatten. Grade vor uns stand der General von Kleist mit seinen Truppen in starkem Feuer, wurde aber je länger je mehr bis dicht an unsere Position zurückgedrängt. Um die Aufmerksamkeit des Feindes nicht auf sich zu ziehen, stieg Blücher vom Pferde, hieß sein Gefolge dasselbe thun, und sandte alle Ordonnanzen nebst den Pferden hinter die Anhöhe zurück. Bald darauf erschienen der Kaiser Alexander, der König und ein großes Gefolge gleichfalls auf den Höhen; Blücher, die Gefahr einsehend, begab sich zu ihnen, um sie zur Entfernung von dieser ausgesetzten Stelle zu vermögen, wir Uebrigen, die wir nicht beschäftigt waren, setzten uns am Abhange des Hügels nieder, was besonders für

meinen noch immer geschwollenen Fuß, den ich in einem Pantoffel trug, eine Wohlthat war. Es hatte sich auch nach und nach auf der Höhe eine so große Menge von Menschen versammelt, daß man kaum neben einander Platz hatte. Im Nu aber fand das schnellste Auseinanderstieben und Davonjagen statt, als plötzlich ein wahrer Regen von Kanonenkugeln und Granaten zwischen uns niederfiel. Wer nicht schon im Sattel war, stürzte zu den Pferden, so auch meine Kameraden; ich selbst humpelte etwas langsamer hinterdrein und erreichte glücklich meinen Schimmel, den eine Ordonnanz mir zuführte. Kaum hatte dieselbe mir jedoch den Zügel gereicht, als sie gleichfalls in aller Hast davonsprengte und mir das Aufsteigen selbst überließ, was, meines Fußes wegen, ohne Hülfe seine Schwierigkeiten hatte. Ganz allein auf dem Hügel mitten im Kugelregen zurückgeblieben, bemühte ich mich, das, durch das Sausen der Geschosse unruhig gewordene Pferd zu besteigen. Plötzlich lag ich auf der Erde, ohne im ersten Augenblicke der Ursache meines Falls inne zu werden; als ich aber instinktmäßig nach meinem lahmen Fuße hinuntersah, ward mir der betrübte Anblick, ihn von einer Granate völlig entzwei geschlagen neben mir liegen zu sehen. Kein Mensch befand sich in meiner Nähe, und die Besorgniß, hülflos in Feindeshände zu fallen, drängte sich mir wieder auf. Dabei war ich in Gefahr, von dem wild um mich herumspringenden Pferde, dessen Zügel ich noch immer hielt, getreten zu werden; dennoch war ich von der unklaren Idee beherrscht, daß ich das Thier nicht entlaufen lassen dürfe, weil ich ohne dasselbe ganz verlassen und verloren sein werde. Und wirklich hatte ich ihm auch meine Rettung zu danken. Das Hauptquartier war nach dem eiligen Verlassen dieser Anhöhe auf einem weiter rückwärts gelegenen Hügel wieder zur Beobachtung der feindlichen Bewegungen versammelt. Man überblickte von dort aus die aufgegebene Stelle und sah aus der Ferne den Schimmel wild im Kreise herumspringen. Da man zugleich mich vermißte, so ahnte man den Zusammen-

hang, und der Major von Wedell nebst dem Lieutenant von Gerlach, in Begleitung zweier Ordonnanzen, eilten mit eigener Gefahr zu mir herüber und erschienen als meine rettenden Engel. Ohne viele Umstände warfen sie mich aufs Pferd, faßten den Zügel desselben, während ich mich an den Mähnen halten mußte, und dann begann ein tolles Jagen, bis wir aus der Schußlinie der rechts und links neben uns einschlagenden Kugeln waren. So dankbar ich meinen Rettern später gewesen bin, so wenig empfand ich damals die Wohlthat, die sie mir erzeigten; vielmehr beschwor ich sie nur, mich los- und meinem Schicksal zu überlassen, da die Schmerzen, die dieser Ritt mir verursachte, entsetzlich waren. Der dicht über dem Knöchel entzweigeschossene Fuß, der nur noch durch einige Fleischtheile mit dem Bein zusammenhing, wurde durch die starke Bewegung hin und hergeschleudert, wobei die Knochensplitter fortwährend in's Fleisch stachen. Glücklicherweise achteten meine Freunde meiner Bitten nicht eher, als bis wir außer Gefahr waren und sie, ihren Geschäften nachgehend, mich der Fürsorge der begleitenden Ulanenordonnanz übergaben. So langsam wir nun auch weiterritten, hätte ich es doch nicht mehr lange ertragen können, war also sehr erfreut, als wir auf eine Proviantkolonne stießen, die mir einen leeren Bauerwagen überlassen konnte. Auch trafen wir einige Chirurgengehülfen, die zu vorüberziehenden Truppen gehörten, und die meinen Fuß verbanden, freilich nur oberflächlich, da sie keine Schienen bei sich führten. Man rieth mir, nach Weißenberg zu fahren, wo ein Lazareth etablirt sein sollte. Die Fahrt in dem rüttelnden Wagen auf holprigen Wegen war fürchterlich, so viel auch mein guter Ulan zu meiner Erleichterung versuchte. In einem der Dörfer, die wir passirten, war die enge Gasse derartig versperrt und verfahren, daß wir nicht weiter, aber auch nicht umwenden konnten. Unterdessen näherte sich das Gefecht und man mußte fürchten, darein verwickelt zu werden. Auf einmal kam eine russische Batterie; da sie schnell durch's Dorf mußte,

wurde alles, ihren Weg Versperrende, zur Seite geworfen oder zertrümmert, und mir wäre es ebenso ergangen, hätte der Commandeur der Batterie meine Zurufe nicht verstanden und einen Adjutanten Blüchers in mir respectirt. Nun aber war ich genöthigt, im schnellsten Trabe an der Spitze der Batterie über die Trümmer der vernichteten Hindernisse hinwegzufahren, eine so unerträgliche Erschütterung, daß ich bei der ersten etwas breiteren Stelle meinem Fuhrmann befahl, aus dem Wege zu fahren und die Batterie vorbei zu lassen. Dies wurde jedoch so ungeschickt ausgeführt, daß mein Wagen zerbrochen und umgeworfen ward. Da lag ich nun auf der Erde und litt bei zunehmendem Fieber eine wahre Todesangst durch die Vorstellung, daß ich selbst, oder gar mein Begleiter, durch die über uns hin pfeifenden Kugeln getroffen werden könnten, oder daß, wenn das Dorf durch die Granaten in Brand geriethe, ich hier hülflos verbrennen müsse. Diese Gedanken marterten mich auf's Furchtbarste, bis es meinem braven Ulanen gelungen, einen andern Wagen zu verschaffen, vor den die Pferde des zerbrochenen gespannt wurden. Auch etwas Stroh hatte er aufgetrieben, und da ich bisher auf den nackten Brettern gelegen hatte, so war dies eine große Verbesserung. Dennoch nahmen die Schmerzen in hohem Grade zu, und obwohl die Ordonnanz meinen Fuß fast immer sorgfältig im Arm hielt, konnte ich doch nur noch die langsamste Bewegung ertragen. Es war ganz finster geworden; der Fuhrmann, fremd in der Gegend, mußte den Weg mühsam erfragen, so ward es Mitternacht, ehe wir Weißenberg erreichten. Hier befanden sich auf der Straße mehrere Bürger, die sich mit Abladen Verwundeter beschäftigten und auch mich unter so heftigen Schmerzen, daß ich ein lautes Schreien nicht unterdrücken konnte, in ein Haus trugen, wo bereits mehrere Blessirte umherlagen. Auf einer Strohschütte an der Erde liegend, während mein Ulan ausgegangen war, um einen Chirurgen zu suchen, verfiel ich in einen ohnmachtähnlichen Zustand und ob-

gleich etwas Kaffee, oder vielmehr braunes Wasser, in dem die schlechtgemahlenen Bohnen in Stücken herumschwammen, mich wieder einigermaßen zu mir selbst brachte, so fühlte ich mich doch sehr unwohl. Endlich kam meine gute Ordonnanz in Begleitung zweier Stadtchirurgen zurück, Leute mit aufgestreiften Hemdärmeln, von denen der eine sagte: „Wo ist denn Der, dem hier das Bein abgeschnitten werden soll? Es muß geschwind gehen, denn wir haben noch Viele zu besorgen." Ich bat, sich doch für's Erste den Fuß genau ansehen zu wollen, ob das Aeußerste nicht noch zu vermeiden sei, und da ich den beiden Männern gleich im Voraus einen Dukaten reichte, so wurden sie sehr willig, zündeten Kienspäne zur Erleuchtung an, untersuchten die Verwundung und ließen kein Wort von Abschneiden mehr fallen. Vielmehr verbanden sie den Fuß ausgezeichnet gut, legten Schienen an und schnürten ihn in eine sogenannte Strohlade, worauf die Schmerzen nachließen und ich einschlafen konnte. In aller Frühe des Morgens aber kam der Befehl, Weißenberg von den Verwundeten zu räumen und dieselben nach Görlitz zu schaffen. So mußte ich denn wieder auf meinen Wagen, konnte das Fahren aber jetzt besser ertragen. In Görlitz war in einem ehemaligen Kloster ein Lazareth etablirt, das bei meiner Ankunft indessen schon so überfüllt war, daß Verwundete und Sterbende hart neben einander aufgeschichtet lagen. Das Zimmer, in das ich gebracht ward, befand sich im dritten Stockwerk, zu dem eine enge Wendeltreppe hinaufführte, so daß mein Fuß beim Hinauftragen beständig gebogen werden mußte, was die Schienen lockerte und die spätere Heilung erschwerte. Im Uebrigen fand der Lazarethарzt den Verband so vortrefflich, daß er ihn erst in einigen Tagen abnehmen wollte. So hätte man denn hier bei so guter Verpflegung, als die Ueberfüllung sie erlaubte, einige Ruhe genießen können, hätte nicht die Nachricht, daß auch die Schlacht bei Bautzen vollständig verloren sei, die größte Bestürzung verbreitet. Auch jetzt wurde das Mißgeschick

wieder sehr übertrieben. Die Armee, hieß es, sei in völligster Auflösung begriffen und ein zweites 1806 eingetreten, die meisten Truppentheile seien bereits auseinandergelaufen. Dies Alles erzählte am Abende nach meiner Ankunft mir der Chirurgus, der mich verpflegen sollte, und mich durch seine Nachrichten in fieberhafte Aufregung versetzte. Wirklich kam auch in der Nacht noch der Befehl zur Fortschaffung der Lazarethe, wozu es jedoch fast ganz an Transportmitteln fehlte. Wie glücklich war ich, daß mein braver Ulan unsern Fuhrmann nicht fortgelassen! Als ich nur erst den Transport über die Wendeltreppe wieder überstanden hatte und auf hoch aufgethürmtem Stroh wieder auf meinem Wagen lag, war ich zufrieden, verließ denselben auch Tag und Nacht nicht mehr, sondern schlief in Scheunen, in welche er eingefahren wurde. Nach mehreren Tagen erst erreichten wir Bunzlau, wohin unsere Weisung lautete, und ich freute mich sehr, endlich wieder in ein Bett zu kommen, da ich mich im Ganzen doch recht elend fühlte. Als wir jedoch vor der Thür des Bunzlauer Lazareths hielten, erfuhr ich, daß die Räumung desselben beschlossen sei und daß ich nach Breslau dirigirt werden müsse. Die Fahrt dorthin erforderte abermals mehrere Tage, während welcher mir keine authentischen Nachrichten über den Gang der Dinge und den Zustand der Armee zukamen. Nur traf ich auf dem ganzen Wege flüchtende Landleute, Wagen mit Hausgeräth und Betten, sowie einzelne rückwärts gehende russische Soldaten und Kosacken, welche auf Befragen freilich immer antworteten: „Pascholl, Pascholl, Franzos kaput", was denn aber doch sehr im Widerspruch mit ihrer eignen Marschrichtung stand."

Im Verfolg der biographischen Aufzeichnungen erfahren wir, wie, nachdem er Breslau glücklich erreicht, der Erzähler in einem Privathause einquartiert ward, in dessen Besitzer, dem Steuerrath von Eisenhardt, er einen bisher ihm unbekannten Verwandten seiner verstorbenen Mutter entdeckte. Wie er aufs Beste daselbst ver=

pflegt und von einem verständigen Arzte behandelt wurde, dem es gelang, die an dem leidenden Fuße sich zeigenden Brandflecke wieder zu beseitigen. Wie, zu Hüser's großer Freude, seine Trainknechte mit den schon verloren gegebenen Pferden sich in Breslau einfanden, und wie es ihm von hier aus möglich wurde, seinem Vater nach Rathenow und seiner Schwester nach Berlin die Kunde seines Lebens und Ergehens zukommen zu lassen. Auch der theilnehmenden Besuche wird gedacht, welche der Leidende von dem Geheimerath Delbrück, dem früheren Erzieher des Kronprinzen, empfing. Bei dem gänzlichen Mangel aller bestimmten Nachrichten hatte derselbe von dem Adjutanten Blücher's nähere Kunde über den Verbleib des Königs und der Prinzen zu erhalten gehofft, welche dieser allerdings nicht zu geben vermochte. Dagegen verdankte er selbst der interessanten Bekanntschaft manche erheiternde Stunde der Unterhaltung auf seinem Krankenbette, und die Nachricht vom Siege bei Haynau, welche in diese Tage fiel, gab den Vaterlandsfreunden Stoff zum Austausche neuer Hoffnungen, neuer Zukunftspläne. Eine doppelt schmerzliche Ueberraschung war es demnach, als Hüser in den letzten Maitagen die Eröffnung empfing, daß auch Breslau wegen Annäherung des Feindes geräumt werden müsse und die Verwundeten nach Oppeln geschafft werden sollten. Wiederum mußte er also einem Leiterwagen sich anvertrauen, diesmal jedoch sorglich in Betten verpackt, welche, da des Kranken eigne Baarschaft durch die bisherige Reise vollständig aufgezehrt worden, durch die Güte des Geheimerath Delbrück beschafft wurden. In Oppeln abermals in einem Privathause auf's Beste aufgenommen, sah er sich endlich in einen Hafen der Ruhe eingelaufen, in welchem er seine Genesung abwarten konnte. Verzögert ward dieselbe allerdings durch die schmerzliche Erregung, welche die Kunde des abgeschlossenen Waffenstillstandes bei allen Denjenigen hervorbrachte, welche der Sachlage fremd waren. Schon ahnte man einen schmachvollen Frieden und die Erneuerung vaterländi-

scher und persönlicher Noth. Erst ein, ihn überaus erfreuender Besuch seines theuern Freundes und Vetters Aemil Michaelis, des freiwilligen Jägers, brachte einiges Licht in die verdunkelte Stimmung, zumal der junge Gast auch ein minder sorgenvolles Bild von der Gestalt der Dinge da draußen entrollen konnte. Wie wenig ahnte man, als man sich trennte, daß man sich zum letzten Male gesehen, daß der damals so leidende Freund den in frischester Kraftfülle abreisenden so lange überleben sollte!

Auch die Ernennung zum wirklichen Capitain, die ihn in Oppeln erreichte, bereitete dem Genesenden eine, allerdings nur flüchtige Freude. Denn fast um dieselbe Zeit verbreitete sich die Nachricht von Scharnhorst's, am 28. Juni zu Prag erfolgten Tode und erzeugte die schmerzlichste Trauer in der Brust seines treu ergebenen Anhängers. Die Wunde, welche der General in der Schlacht von Großgörschen davongetragen, war als so gefahrlos betrachtet worden, daß man ihn unbedenklich die Reise nach Wien hatte antreten lassen; die Anstrengung derselben jedoch und, wie Hüser sagt, vornehmlich die eigenthümliche Lebensweise Scharnhorst's, der auch jetzt fast jede Nahrung, außer dem ihm unentbehrlichen Kaffee verschmäht hatte, war von den schlimmsten Folgen begleitet und führte den, nach menschlicher Anschauung, vorzeitigen Schluß einer segensreichen Laufbahn und einen für das Vaterland unersetzlichen Verlust herbei.

Zu Anfang des Juli war die Heilung des Fußes so weit vorgeschritten, daß Hüser die ersten Gehversuche machen konnte. Auf zwei Krücken gestützt den Garten seines Wirths betretend, fühlte er sich unbeschreiblich glücklich und dankte seinem Gott, der so weit geholfen, aus ganzer Seele. So bald als thunlich ließ er sich in den Sattel heben, um Reitübungen auf seinen, ihm nach Oppeln gefolgten Pferden anzustellen, mußte sich indessen überzeugen, daß er noch keineswegs im Stande, eine längere Anstrengung zu ertragen, oder gar sich zur Dienstleistung in's Haupt-

quartier zurückzubegeben. Nach eingeholter Genehmigung Blüchers entschloß er sich demnach, seine völlige Heilung in Berlin unter geschickter ärztlicher Pflege abzuwarten und, mit lebhaftester Dankbarkeit von seinen Wirthen scheidend, fuhr er in kurzen Etappen, und diesmal ohne alle Abenteuer, bis an das Thor seiner Vaterstadt. Hier ward er, mit Zurücklassung der Krücken im Wagen, auf eins seiner ihn begleitenden Pferde gesetzt, und ritt nun im frohen Bewußtsein der glücklich überstandenen Noth durch Berlins Straßen bis vor die Parterrewohnung seiner ihm so theuern Tante, der verwittweten Hofprediger Michaelis, dieselbe um Aufnahme in ihre Häuslichkeit bittend, welche die liebevollen Verwandten ihm freudig und in sorglichster Weise gewährten.

Achtes Kapitel.

Während des Waffenstillstandes. Wiederbeginn des Krieges. Hüser kehrt in das Hauptquartier Blüchers zurück. Stellung in Halle und beim Militär-Gouvernement in Halberstadt. Nach dem Friedensschlusse Rückkehr zum Cadettencorps. Juli 1813—Juli 1814.

„Berlin," (so berichtet Hüser,) „fand ich in der größten Bewegung. Man lebte nur in dem einen Gedanken, wie man dem Vaterlande die nützlichsten Dienste und Opfer darbringen könne. Der Wiederausbruch der Feindseligkeiten wurde mit Bestimmtheit vorausgesehen, und der Zustand der Armee und Aller, die mit ihr in Verbindung standen, erregte das größte Interesse. Dadurch war denn auch ich zu einer Art von Merkwürdigkeit geworden, besonders weil sich damals nur wenige verwundete Offiziere in Berlin aufhielten. Aus den fremdesten Kreisen wurden mir Aufmerksamkeiten erwiesen, ich hatte sogar die Ehre, vom Prinzen Ferdinand, dem Bruder Friedrichs II. zur Tafel geladen zu werden. Da ich anfangs alle meine Wege reitend abmachen mußte, so war ich oft von einem ganzen Schwarm von Straßenjungen begleitet, und wenn ich Sonntags vor der Thür der Dreifaltigkeitskirche, wo ich zu meiner größten Erbauung den Predigten Schleiermachers beiwohnen konnte, mit Hülfe meines Bedienten ab- und aufstieg und an meinem Stock in die Kirche und wieder

heraus hinkte, so versammelte sich zuweilen eine große Anzahl theilnehmender Menschen um mich, denen ich etwas von meinen Schicksalen erzählen mußte. Im Hause ging es mir vortrefflich, denn meine herrliche Tante und die gute Cousine pflegten mich auf's Liebevollste, auch meine Schwester war oft bei mir. Mein Vater befand sich zur Zeit meiner Ankunft noch in Rathenow, doch bezeigte die Mutter mir gleichfalls freundliche Theilnahme. Einen besondern Reiz erhielt dieser Aufenthalt bei meinen Verwandten durch den häufigen Verkehr mit der jüngsten Tochter des allgemein hochverehrten Hofpredigers Sack, deren Brüder ich kannte, deren Schwester mein Freund Eichhorn vor einiger Zeit geheirathet hatte, und die eine genaue Freundin meiner Cousine war. In deren Gesellschaft lernten wir uns gegenseitig näher kennen; Lottchens äußere Erscheinung und ihre geistigen Vorzüge interessirten mich sehr, und unausgesprochenerweise wurde hier der Grund zu unserer späteren Verbindung gelegt.

„Im damaligen Augenblick konnte an dergleichen freilich nicht gedacht werden. Die noch immer so ungewisse Lage des Staats und der Zustand meines Fußes erzeugten, ungeachtet aller angenehmen Erfahrungen, einen schweren Druck auf meiner Seele. Ich machte mich schon darauf gefaßt, eine Art von Halbinvalide bleiben zu müssen, denn trotz der vielen angewandten Mittel war der Fuß steif und um einige Zoll kürzer, als der andere. Endlich brachte die sorgfältige Behandlung des berühmten General-Chirurgus Mursinna wieder einige Beweglichkeit hervor, und äußere Hülfsmittel — Schnürstrumpf und hoher Stiefelabsatz — erleichterten mir das Gehen. Da nun auch der Waffenstillstand sich zu Ende neigte, so steigerte sich in hohem Grade meine Sehnsucht, zur Armee abzugehen, wo ich doch hoffen durfte, mich in irgend einer Weise nützlich machen zu können. Da wurde ich eines Tages durch den Besuch meines Freundes Ernst Stosch und des trefflichen Friesen, Beide Lützower Jäger, erfreut. Allein das An-

liegen, welches sie mir eröffneten, war minder erfreulich. Sie kamen als Abgeordnete des Corps, von welchem ein großer Theil mit Lützow sowohl, als mit Petersdorff, unzufrieden war, um mir die Führung anzubieten. So ehrenvoll und schmeichelhaft dieser Antrag für mich war, konnte ich dennoch keinen Augenblick daran denken, ihn anzunehmen. Ich suchte ihnen begreiflich zu machen, wie sehr nach militärischen Anschauungen dieser Plan einer Meuterei ähnlich sehe, konnte mich aber darüber nicht mit ihnen verständigen. Nichtsdestoweniger schieden wir unter gegenseitigem Bedauern in herzlicher Freundschaft. Auch diese beiden edeln Menschen sah ich niemals wieder.

„Endlich brachte der nahe Wiederbeginn des Krieges eine größere militärische Bewegung hervor. Vom sechszehnten August an gingen viele Truppen, Schweden sowohl, wie preußische Landwehren, durch Berlin; besonders lebendig war die Nacht vom 22. zum 23. August. Den ganzen folgenden Tag über hörte man deutlich, bald näher, bald entfernter, den Donner der Kanonade; überall standen die Leute in den Straßen und horchten in banger Erwartung. Mir war sehr zweifelhaft zu Muthe, da man allerlei unbestimmte Nachrichten über das Vordringen der Franzosen, das Ueberwältigen einiger Pässe durch dieselben und dergleichen mehr, vernommen hatte und selbst die in Berlin täglich gedruckt erscheinenden Bülletins seit den letzten Tagen minder hoffnungsvoll lauteten. Schon am Abend des 23. jedoch gingen verworrene Gerüchte einer bei Groß-Beeren vorgefallenen siegreichen Schlacht durch die Stadt, und der nächste Morgen brachte die freudige Gewißheit, zugleich mit der Aufforderung an die Berliner, sich der Verwundeten anzunehmen und Lebensmittel für die Truppen herbeizuschaffen.

„Von dem Eifer und der Thätigkeit, dem Drängen und Treiben in Berlin's Straßen in Folge dieser Aufforderung, kann man sich kein Bild machen. Alles schien auf der Auswanderung zu

sein, jedes vorhandene Transportmittel wurde benutzt, um Speisen und Getränke aller Art hinaus- und die Blessirten hereinzubringen. Es war ein Tag der Freude und der Hoffnung auf wiederkehrendes Glück, wie wir noch keinen erlebt hatten. Man erblickte nur fröhliche Gesichter, selbst die Verwundeten, deren ich, als ich Nachmittags der Gegend des Schlachtfeldes zuritt, eine große Menge, theils zu Fuß, theils zu Wagen, ja sogar auf Schubkarren, begegnete, sahen heiter und jedenfalls ganz anders aus, als ich es nach verlorenen Schlachten gesehen hatte. Die einzige Ausnahme machten die Gefangenen, die mir in langen Zügen entgegenkamen. In den folgenden Tagen wurden allerlei kleine Festlichkeiten veranstaltet; auch wir, d. h. meine Cousine, meine Schwester, Lottchen Sack und deren älterer Bruder Friedrich, bereits Hülfsprediger am Dom,*) sowie die Gattin eines näheren Bekannten, des ehemaligen Justizcommissarius, jetzigen Landwehrcapitains Pochhammer und ich, hatten am 29. August eine fröhliche Fahrt nach dem Park von Schönhausen unternommen. Da stürzten plötzlich mehrere Landwehroffiziere, darunter Pochhammer, in den Garten, die Nachricht von dem neuen Siege bei Hagelsberg bringend, den sie selbst mit erfochten. Neue Hoffnungen auf die Zukunft belebten uns, die sich nur noch steigerten, als wir kurz darauf Blüchers glänzenden Sieg an der Katzbach erfuhren. Das Mißgeschick unsrer Armee vor Dresden dämpfte freilich bei Vielen gleich wieder nur allzusehr diese freudige Stimmung, die indessen durch die etwas später eintreffende Nachricht vom Siege bei Culm auf's Neue gehoben wurde. Mir persönlich war in diesen Tagen manches Schmerzliche beschieden. Ich vernahm den Tod meines theuern Freundes Knebel, der bei Groß-Beeren gefallen war, und auch in meinem elterlichen Hause fand ein Trauerfall Statt. Die alte Tante Fieke, die seit meiner frühsten Kindheit in demselben

*) Nach seines Vaters Tode Hof- und Domprediger. Starb 1842 in Bonn, wo er von längeren Gemüthsleiden Heilung gesucht.

gelebt hatte, starb im fünfundsiebzigsten Jahre ihres Alters nach vielen Leiden, die ihren Tod zur Erlösung machten. Mein Vater kam zur Beerdigung nach Berlin und ich war sehr glücklich, ihn wieder umarmen zu dürfen. Am Abende des Begräbnißtages, wo die zur Leichenfeier versammelten Gäste bei meinen Eltern speisten, ereignete es sich, daß wir dreizehn Personen, eine ominöse Zahl, wie man sagt, am Abendtische waren. Der alte Bediente meines Vaters machte während des Essens darauf aufmerksam und sagte gradezu, auf mich hinweisend: „das bedeutet den jungen Herrn, der geht ja bald wieder zur Armee!" Ich muß gestehen, daß nach meinen bisherigen Erfahrungen der kleine Vorfall doch einen leisen Schauer bei mir hervorrief, der aber rasch wieder in Vergessenheit gerieth. Nur, als meine Tante Michaelis am Abende vor meiner Abreise eine kleine Abschiedsgesellschaft gab und durch Ausbleiben eines Gastes sich wieder die Zahl dreizehn am Tische fand, erinnerte ich mich jener Vorhersagung, wenn auch nur in scherzhafter Weise.

„Zu Anfang September hatten die Aerzte mir eingestanden, daß nun keine wesentliche Verbesserung des Fußes mehr durch Schonung zu erwarten sei; meine Begierde, an den Siegen theilzunehmen, die sich am sechsten dieses Monats noch durch den bei Dennewitz vermehrt hatten, ließ mir nun keine Ruhe mehr, und um die Mitte September machte ich mich auf den Weg nach Schlesien, das Blücher'sche Hauptquartier aufsuchend. In Sagan erfuhr ich, daß dasselbe in Bautzen sei, ich also ziemlich auf der nämlichen Stelle, wo ich es verlassen, wieder mit ihm zusammentreffen werde. Dies geschah denn am dreiundzwanzigsten September Vormittags. Blücher empfing mich mit vielem Wohlwollen und einem, meinen verkürzten Fuß betreffenden, derben Scherz in seiner bekannten Art, Gneisenau mit wahrer Freundschaft. Er attachirte mich wieder wie zuvor, an sein Büreau, und übergab mir außerdem die spezielle Aufsicht über seinen ältesten Sohn, den er schon

seit Beginn der Campagne bei sich hatte. Seine Umgebung war durch die Person des Capitain von Stosch, von der schlesischen Landwehr, vermehrt worden, ein entfernter Verwandter meiner Verwandten und früher Auditeur bei meines Vaters reitendem Artillerieregiment, dessen Gesellschaft mir sehr angenehm war. Einen weniger erfreulichen Zuwachs des im Hauptquartier vereinten Kreises bildete der Kurprinz von Hessen, der Gemahl unsrer Prinzessin Auguste, der sich seit einiger Zeit in Blüchers Umgebung befand. Er hatte sich wenig Achtung erworben und trieb sich am liebsten mit unsern Stallknechten herum. Eine unverhoffte, unbeschreibliche Freude wurde mir zu Theil, als ich meinem geliebten Mauderode hier in Bautzen begegnete. Er hatte, eines leichten Unwohlseins wegen, einige Tage Urlaub von seinem Regiment erhalten, um sich zu schonen, und wir konnten ein Paar Stunden mit einander verplaudern. Der Tod unseres gemeinschaftlichen Freundes Knebel gab uns Anlaß zu wehmüthiger Stimmung, überhaupt fand ich den sonst so begeisterten und hoffnungsvollen Mann sehr ernst, ja trübe gestimmt, und er gestand mir, daß er das Vorgefühl seines eignen nahen Endes mit sich herumtrage. Leider ging diese Ahnung schon nach Ablauf eines Monats in Erfüllung.

„Während des Mittagessens, welches ich in alter Weise bei Blücher einnahm, langte vom Obersten von Katzler, der die Avantgarde bei Bischofswerda commandirte, die Meldung an, daß er von Napoleon selbst angegriffen worden und stark gedrängt werde. Blücher beauftragte mich hierauf, ihm (Katzler) entgegenzureiten und den Befehl zu überbringen, an der Stelle, wo ich ihn treffen würde, stehen zu bleiben. Ein Theil der Armee werde sogleich ausrücken, um ihn aufzunehmen. Ich traf mit dem Obersten von Katzler diesseits Gödau zusammen; das Gefecht war bereits beendigt, und Katzler ließ in Folge meiner Botschaft seine Truppen ein Bivouac beziehen. Sehr bald erschien Blücher selbst und ent-

warf seine Disposition für den nächsten Tag. Die Armee, bereits vorgerückt, bestand aus den Corps Langeron und York. Das Corps Sacken stand einige Stunden seitwärts. Dasselbe erhielt Befehl, den linken Flügel des Feindes zu umgehen und ihn am Morgen anzugreifen, während die beiden andern Corps bestimmt wurden, die Franzosen in der Front anzugreifen. Für die Nacht begab sich sodann das Hauptquartier nach Bautzen zurück und ich muß bekennen, daß meine Empfindungen dabei sehr unangenehmer Art waren. Abermals sollte der Kampf bei Bautzen stattfinden, das ich nicht umhin konnte, als eine Unglücksstelle für mich zu betrachten. Indessen sollten die gemachten Dispositionen nicht zur Ausführung kommen. Während Blücher sich am Morgen des 24. mit uns wieder zur Avantgarde begab, wo wir von der Vorpostenkette aus jeden feindlichen Posten genau übersehen konnten, und jeden Augenblick den Angriff Sacken's erwarteten, erfolgte nichts dergleichen und es fiel kein einziger Schuß. Erst nach mehreren Stunden ungeduldigen Harrens traf die Meldung ein, daß Sacken in den, von ihm behufs Umgehung des Feindes, eingeschlagenen Wegen das Geschütz nicht fortbringen und erst am Abende zum Angriff bereit sein könne. Blücher fand sich nun bewogen, die ganze Unternehmung aufzugeben; um aber in den Truppen nicht den Gedanken einer Unzulänglichkeit aufkommen zu lassen, ritt er bei ihnen umher und redete jedes Bataillon besonders an. Mehrmals sagte er unter Anderm: „Nun seht Ihr doch, daß die Kerls das Feld nicht mehr gegen Euch halten können, geht also man immer druf!" Auch die russischen Bataillone sprach er in ähnlicher Weise an; da sie ihn aber erstaunt ansahen und augenscheinlich nichts verstanden, befahl er den Commandeuren, welche deutsch konnten, seine Worte ihren Truppen zu übersetzen. Solchen, welche nur französisch verstanden, mußte der Oberst v. d. Goltz erst Blücher's Anreden verdolmetschen, worauf denn alle russischen Truppen dieselben mitgetheilt erhielten und sie durch

ein dreimaliges Hurrah beantworteten. Bei einem dieser Truppentheile befand sich ein alter General, der weder Blücher noch Goltz, weder deutsch noch französisch, sondern nur seine eigne Sprache verstand. Sich von ihm abwendend, sagte Blücher zu uns: „Das ist doch ein rechter dummer Kerl, der kann noch nicht einmal deutsch!"

„Bis zum 27. früh blieben wir in Bautzen, während die Anordnungen zum Uebergange über die Elbe bei Elster getroffen wurden. Wir marschirten nach Königsbrück, am folgenden Tage nach Elsterwerda, wo wir den 29. verblieben. Am ersten October war das Hauptquartier in Herzberg, am zweiten in Jessen. Hier hatte Blücher gleich nach seinem Eintreffen eine Conferenz mit dem Kronprinzen von Schweden, bei welcher die Adjutanten und Generalstabsoffiziere gegenwärtig waren. Dem General lag viel daran, den Kronprinzen zu vermögen, mit seiner Armee gleichfalls über die Elbe zu gehen, wozu dieser keine Lust bezeigte. Graf Goltz mußte wieder den Dolmetscher machen und hin und her übersetzen. Blücher indessen verstand halb und halb die ausweichenden Antworten des Kronprinzen, und ehe Goltz sie ihm wortgetreu wiedergeben konnte, rief er schon immer hastig dazwischen: „Sagen Sie dem Kerl, der Teufel solle ihn holen, wenn er nicht wolle," und ähnliche freundschaftliche Ueberzeugungsgründe. Goltz gab natürlich diese Einreden in verfeinerter Fassung, und nach langem Gespräch trennte man sich mit den Versicherungen gegenseitiger Befriedigung. Gleich darauf zu Tische gehend, fanden wir, da Mehrere von uns verschickt waren, die Gesellschaft kleiner als gewöhnlich. Blücher zählte und es stellten sich dreizehn Personen heraus. Nun wurde mir's doch fast unheimlich bei dieser mich so consequent verfolgenden Zahl. Auch Blücher war der üble Ruf bekannt, in welchem dieselbe stand. „Na, das nenne ich Courage," sagte er. „Dreizehn Personen bei Tische vor einer Bataille! Wen von uns wird denn morgen der Teufel holen?" Gleich nach dem Essen trat der Oberst Mollenbruyn, ein ehemaliger holländischer

Offizier, der ein alter Freund Blüchers und stets in dessen Begleitung war, zu mir heran und fragte sehr geheimnißvoll, ob ich wohl wisse, wer morgen bleiben werde. Es sei der General von Rauch, der zuerst vom Tische aufgestanden. Denn wer bei dreizehn Personen dies zuerst thue, der sei dem Tode geweiht. Die Unwahrheit dieser Behauptung, wie überhaupt des ganzen Aberglaubens, bewährte sich mir recht deutlich; der General von Rauch lebt noch heute*) als General der Infanterie und Chef des Ingenieurcorps, und von den Tischgesellschaftern der drei auf einanderfolgenden Mahlzeiten ist überhaupt Niemand im Laufe jenes Jahres gestorben.

„Der dritte October war der Tag des Elbüberganges bei Elster und des dabei statthabenden heftigen Gefechts vor dem gegenüberliegenden Dorfe Wartenburg. Zu Anfang des Kampfes hatte der General Gneisenau in meiner Begleitung den Kirchthurm von Elster bestiegen; weil uns das dichte Gebüsch jedoch den Blick in die umliegende Gegend verwehrte, begaben wir uns zu den im Gefecht befindlichen Truppen. Da dasselbe in der Geschichte ausführlich beschrieben ist, mir persönlich aber kein besonderer Antheil daran zufiel, so übergehe ich die Einzelheiten und erwähne nur, daß wir uns des Sieges lebhaft erfreuten. Im Schlosse von Wartenburg, dem Grafen Hohenthal gehörig, wo die Franzosen gelegen hatten, sah es wüst aus; im Saale hatte eine sechspfündige Kanonenkugel einen merkwürdigen Lauf genommen. Mitten durch das Fensterkreuz hineingeflogen, war sie, ohne die Scheiben zu verletzen, über den Fußboden hingestreift, dann in die Höhe gegangen, um einen Spiegel nebst Wandleuchtern zu zerschlagen und, von diesen wieder abspringend, auf die Diele des Saals niedergefallen.

„Am vierten October gelangten wir nach Kemberg und am

---

*) Zu Anfang der dreißiger Jahre geschrieben.

fünften marschirten das Hauptquartier und die Armee nach Düben, ich selbst aber wurde nach Wartenburg zurückgeschickt, wo der General von Rauch mit 4000 Mann ein verschanztes Lager anzulegen beauftragt war. Gneisenau hatte mir, in gütiger Fürsorge für meinen durch das lange Reiten wieder sehr angeschwollenen Fuß, diese Bestimmung ausgemittelt, und einige Tage der Schonung thaten mir sehr wohl. Es wurde sehr eifrig an den Verschanzungen gearbeitet, am 9. jedoch erhielt General Rauch den Befehl, sogleich über die Elbe zurück und auf dem rechten Ufer nach Dessau zu gehen, um von hier aus sich wieder mit der Armee zu vereinigen. Am 10. vor Tagesanbruch rückten wir aus, passirten die Elbe und zogen auf einem kleinen Umwege um Wittenberg herum, jeden Moment einer Beschießung aus den Kanonen der Festung gewärtig. Nachmittags erreichten wir Coswig und folgenden Tages Roßlau. Hier erfuhren wir, daß Dessau und seine nächste Umgegend vollständig durch das Tauentziensche Corps besetzt seien. Auch lauteten die Nachrichten vom Feinde der Art, daß Rauch es für gerathener hielt, bei Aken wieder über die Elbe zu gehen. Dorthin ward also am zwölften aufgebrochen, allein der hier stehende General von Hirschfeld hatte einen Theil der Brücke abnehmen lassen und verweigerte deren Wiederherstellung, weßhalb wir uns genöthigt sahen, Aken gegenüber, in dem Dorfe Steutz Quartier zu machen. Am Nachmittage meldete sich ein Artillerieoffizier, der mit einem für das Blüchersche Corps bestimmten Pulvertransporte von mehreren Wagen durch diese Gegend zog, und um Erlaubniß bat, sich den Rauch'schen Truppen anschließen zu dürfen, was der General auch genehmigte.

„Gegen Abend hörte man starkes Schießen von Roßlau und Dessau her, endlich wurde durch ausgeschickte Patrouillen die Nachricht gebracht, daß Tauentzien in Dessau überfallen worden und auf Zerbst gehe, der Feind aber die Elbe passirt habe. Hierdurch geriethen wir in eine höchst mißliche Lage, von welcher man durch

einen Blick auf die Landkarte sich überzeugen kann. Zunächst wurde der Entschluß gefaßt, den Offizier mit dem Pulvertransporte nach Zerbst zu beordern, um ihn durch Anschluß an das Tauentzien'sche Corps sicher zu stellen. Ich wurde gleichfalls nach Zerbst gesendet, um dem General von Tauentzien zu melden, daß, da Rauch bei Aken nicht über die Elbe gelassen werde, er sich ihm anzuschließen wünsche. Um Mitternacht erreichte ich Zerbst, wo Tauentzien erst etwa eine Stunde später eintraf. Mein Auftrag versetzte ihn in große Unschlüssigkeit, endlich jedoch entschied er dahin, daß es besser sei, wenn Rauch den Elbübergang durchzusetzen suche, da er vermuthe, die Franzosen würden ihn abgeschnitten haben, bevor er ihn (Tauentzien) erreichen könne. Mit diesem unerfreulichen Bescheide, der auch mir nur zu begründet erschien, eilte ich nach Steutz zurück und wir mußten, uns gestehen, daß unsere Lage keine beneidenswerthe sei. Unsere gänzliche Nichtbeachtung seitens des Feindes läßt sich auch nur so erklären, daß ihm alle Kunde unseres Vorhandenseins und unserer verlorenen Stellung gefehlt haben muß. Nun folgten wieder lange Unterhandlungen mit dem General von Hirschfeld, welche den ganzen Tag des dreizehnten October in Anspruch nahmen, während wir in größter Spannung jeden Augenblick erwarten mußten, angegriffen und vernichtet zu werden. Erst am Abende ließ Hirschfeld, der an der Idee festgehalten hatte, die wieder hergestellte Brücke werde sogleich vom Feinde benutzt werden, sich bewegen, dieselbe während der Nacht in Stand setzen zu lassen. Vor Tagesanbruch brachen die Truppen nun auf und erreichten unangefochten die Stadt Aken am jenseitigen Ufer. Von hier aus wurde der Marsch auf Köthen gerichtet, woselbst der Kronprinz von Schweden sich befinden sollte, und der General Rauch sandte mich mit der Meldung unserer Ankunft dorthin voraus. Im Vorzimmer des Kronprinzen traf ich die Generale von Bülow und von Adlerkreutz, sowie den Obersten von Kleist, denen ich unsere Erlebnisse mit-

theilte. Bernadotte selbst lag noch zu Bett, welches er, wie ich erfuhr, fast nie vor Mittag zu verlassen pflegte, in demselben jedoch alle Meldungen annahm. Als ich zu ihm gerufen wurde, fand ich ihn fest in den Kissen liegend. Er wußte noch nichts Genaueres über die Vorgänge bei Dessau und vernahm erst durch mich, daß Tauentzien über Zerbst auf Potsdam zurückgehe, daß wir aber den Feind jenseit der Elbe nicht mehr in bedeutender Stärke vermuthen dürften, da er das Rauch'sche Corps unbehelligt habe über den Fluß gelangen lassen. Die Frage des Kronprinzen, ob ich von dem Verluste des Tauentzien'schen Corps unterrichtet sei, konnte ich in so weit beantworten, als ich im Hauptquartier zu Zerbst gesprächsweise erfahren, daß man etwa 2000 Mann verloren zu haben glaube. Da richtete sich der Kronprinz mit einem plötzlichen Ruck im Bette auf und rief, die Hände zusammenschlagend: „Deux mille hommes? — Ah mon dieu! — Ce sont les généraux, qui veulent battre le grand Napoléon!" Sodann befahl er mir, dem General Rauch die Weisung zu überbringen, sich mit seinen Truppen der kronprinzlichen Armee anzuschließen, indem er, der Kronprinz, auch den Oberbefehl über das Blüchersche Corps führe. Rauch indessen sandte sogleich einen Offizier nach Halle, wo Blücher sich befand, um sich Verhaltungsregeln zu erbitten, und empfing spät in der Nacht den Befehl, sich durch nichts aufhalten zu lassen und schleunigst zum Blücherschen Corps zu stoßen. Das geschah auch am folgenden Morgen, ohne daß Bernadotte versucht hätte, unsern Abmarsch zu hindern. In Halle trafen wir Blücher bei Tische und in sehr verdrießlicher Stimmung. Er mißbilligte die ganze Handlungsweise des General Rauch und besonders das Fortschicken des für ihn bestimmten Pulvertransports, da er meinte, derselbe werde ebenso gut durchgekommen sein wie wir selbst es waren. Da ihm nur der günstige Erfolg in's Auge sprang, indem er uns wohlbehalten vor sich sah, mochte er von seinem Standpunkte aus Recht haben, in-

dessen bin ich noch jetzt überzeugt, daß in jenem Moment größter Ungewißheit, in welchem der Munitionstransport zu seiner Sicherung dem Tauentzienschen Corps zugesendet wurde, kein besserer Entschluß zu fassen war. Es war für den General Rauch, dem Blücher gradezu sagte: „Wenn es mir bei der nächsten Bataille an Pulver fehlt, lasse ich Kriegsgericht über Sie halten," eine sehr peinliche Scene.

„Noch desselben Nachmittags brach das Hauptquartier nach Schkeuditz auf; die Rauch'schen Truppen sollten am nächsten Tage folgen, mir aber wurde der Befehl über vier Bataillone schlesischer Landwehr anvertraut, welche zur Deckung der Saalebrücke bei Halle dienen sollten. Es waren zwei Bataillone vom 4., zwei vom 14. schlesischen Landwehrregiment, alle in sehr geringer Stärke, da sie zusammen noch nicht ganz 600 Mann betrugen, ihre Commandeure aber theils alte, eisgraue Leute, theils nicht von besondern Geistesgaben waren. Daß ich mit ihnen keine großen Proben werde bestehen können, sah ich sogleich ein. Glücklicher war ich in anderer Beziehung. Ich erhielt als Gehülfen drei grade anwesende tüchtige junge Leute vom Lützow'schen Corps; die Stadt, über welche ich als hier commandirender Offizier zugleich den Befehl übernommen hatte, zeigte sich in jeder Hinsicht äußerst bereitwillig, und Behörden sowohl als Einwohner unterstützten mich in den nun folgenden schwierigen Verhältnissen auf's Beste. Zunächst mußten für meine Truppen warme Kleidungsstücke beschafft werden, da die Leute noch in leinenen Hosen und zum Theil barfuß gingen, dann begann sogleich der größte Wirrwarr, den ich je erlebt habe. Obgleich am 16. October nur drei Meilen von Halle, bei Möckern, gekämpft wurde, vernahmen wir keinen Schuß, auch von den Vorfällen auf der andern Seite Leipzigs erfuhren wir nichts. Am siebzehnten verbreiteten sich unbestimmte Siegesnachrichten, und fast zugleich wurden mehrere Tausend gefangene Franzosen eingebracht, großentheils blessirt und jammervoll aussehend, zu deren Unter=

bringung in Eil eine Kirche bestimmt ward. Von jetzt an begann der Andrang einer in Wahrheit zahllosen Menge Blessirter, theils Preußen, theils Russen, und die Schwierigkeit ihrer Unterbringung stieg von Stunde zu Stunde. Ich und meine Adjutanten waren Tag und Nacht auf den Beinen, es mußte ein vollständiges Bureau eingerichtet werden, und des Trouble's und der Anfragen war kein Ende. Dabei ein Anblick der Noth und des Jammers, der sich nicht beschreiben läßt und, trotz aller Opferwilligkeit der Einwohner, Mangel an Lagerstätten, an Nahrungsmitteln und Transportmitteln. Auch mehrere eroberte Kanonen und Munitionswagen, noch mit einer Menge von Munition angefüllt, wurden nach Halle gebracht und mußten sicher geborgen werden. Am achtzehnten Abends wurde mir aus dem Hauptquartier ein Zettel, mit Bleistift geschrieben und ohne Namensunterschrift, überbracht, des Inhalts, daß Alles gut gehe, ich aber auf meiner Hut sein solle, da ein Corps Franzosen sich in die goldene Aue geworfen habe und wahrscheinlich bei Halle durchzubrechen versuchen werde. Das war eine üble Benachrichtigung. Von meiner geringen Truppenzahl war wenig Unterstützung zu hoffen und was sollte aus den Schaaren Verwundeter und Gefangener werden? Ich ließ noch während der Nacht die blessirten Offiziere von der Lage der Dinge in Kenntniß setzen; nun wollten alle Diejenigen, welche sich transportabel fühlten, auf der Stelle Fuhrwerk beschafft haben, was für so Viele ganz unthunlich war. Auch die Stadtbehörde sah in größter Angst den kommenden Ereignissen entgegen und verlangte für Alles und Jedes Verhaltungsregeln von mir, der ich doch noch niemals selbstständig commandirt und mich in so verantwortlicher Lage befunden hatte. Um Mitternacht kamen obenein noch Quartiermacher des York'schen Corps, und bei Tagesanbruch ward mir die Annäherung des Generals selbst gemeldet. Ich ritt ihm entgegen, fand ihn, nach seiner gewöhnlichen Art, mürrisch und mit Allem unzufrieden, und auf meine Frage, ob er die zu seinem Corps gehörigen vier Ba=

taillone schlesischer Landwehr nicht mitnehmen wolle, da sie unter den jetzigen Umständen sich doch hier nicht halten könnten, antwortete er ärgerlich: „Ich habe sie nicht hiergelassen; wer sie herbeorderte, kann sie auch wieder fortschicken.“ Gegen Mittag verließ er wieder die Stadt und marschirte auf Freiburg. Uebrigens erfuhr ich durch seine Umgebungen, daß ein Ueberfall der Franzosen von der güldnen Aue her nicht mehr zu befürchten stehe; nichtsdestoweniger ließ ich den schon in der Nacht gegebenen Befehl, die größere Menge der Gefangenen unter Bedeckung eines meiner Bataillone fortzutransportiren, in Ausführung bringen, da bei der großen Zusammenhäufung ihre Verpflegung eine schlechte war und ich den Ausbruch ansteckender Krankheiten fürchtete. Dem alten Oberstlieutenant von Kempsky, der das Bataillon commandirte, hatte ich anempfohlen, die Gefangenen bis zur Begegnung mit einem Truppencorps zu geleiten und sie demselben zu übergeben. Was ihn bewogen hat, sie bis nach Berlin zu bringen, ist mir unbekannt geblieben, da ich das Bataillon nicht wieder zu sehen bekam.

„Am 20. wurde in Halle endlich Näheres über die Siege um Leipzig bekannt, und groß war die Freude über die Errettung vom französischen Despotismus; am 21. aber bemächtigte sich der Stadt eine lebhafte Besorgniß, da man aus anscheinend großer Nähe Kanonendonner vernahm. Von den Thürmen herab war nichts zu sehen, ausgeschickte Patrouillen konnten nirgends etwas in Erfahrung bringen. Erst am folgenden Tage erhielt ich die Nachricht von Yorks siegreichem Gefechte bei Freiburg, und es war mir eine eigenthümliche Erfahrung, daß wir von der Kanonade bei Leipzig in Halle nicht das geringste gehört, und von der viel schwächeren, doppelt so weit entfernten, bei Freiburg so sehr beunruhigt werden konnten.

„Nachdem der General von York eine Bestimmung über meine Bataillone verweigert hatte, war ich bei Blücher und Gneisenau um Verhaltungsbefehle eingekommen und wiederholte dies Anliegen

noch mehrere Male, allein vergeblich. Ich empfing keine Antwort und sah mich genöthigt, mit den Truppen in Halle stehen zu bleiben, was insofern sein Gutes hatte, als ich die Stadt einigermaßen gegen die nun beginnenden Erpressungen und Bedrückungen der Russen in Schutz zu nehmen vermochte. Um Ersprießlicheres für die umliegende Gegend in dieser Hinsicht leisten zu können, gestattete ich mir, mich für den Befehlshaber des ganzen Saalkreises auszugeben, eine Anmaßung, die glücklicherweise späterhin von oben her gebilligt ward. Die Russen, unsere Freunde und Verbündete, benahmen in Halle sich völlig wie Eroberer in Feindesland, und ihren ewigen Anforderungen und Chicanen, sowie den Klagen der Einwohner gegenüber hatte ich einen sauern Stand. Der großen Lazarethe wegen war ein russischer Lazarethcommandant ernannt worden, zuerst ein Capitain Berger, ein roher, unsittlicher Mensch, der nach vielen Bemühungen durch den Major Tokarew ersetzt ward, welcher äußerlich feiner, aber kaum achtungswerther auftrat. Die schlimmsten Tage waren die der Anwesenheit des Bennigsen'schen Hauptquartiers, vom 27. October bis zum 6. November. Ueber den General von Bennigsen persönlich konnte man sich allerdings nicht beklagen, da er human und verständig war, mit seinem Generalstabschef dagegen, dem General Oppermann, lag ich in offener Fehde. Ein bitterer Feind aller Preußen, suchte er uns zu schaden, wo er nur konnte. Die ganze Stadt athmete auf, als die Gesellschaft des Hauptquartiers uns wieder verlassen hatte."

Im ferneren Verlauf seines Halle'schen Aufenthalts, der nach und nach sich etwas ruhiger gestaltete, knüpfte Hüser manches gesellige und freundschaftliche Band, das ihm wohlthuende Erholung und Erheiterung gewährte. Zwei der ihn als Adjutanten begleitenden jungen Leute, Wucherer und Gutike*), waren in Halle

*) Der erstere später Fabrikbesitzer und Stadtrath, der zweite praktischer Arzt in Halle. Der dritte seiner Adjutanten hieß Snethlage und ward nachgehends bei den Pionieren angestellt.

heimisch und führten ihren Commandanten in mehrere der besten Kreise ein. Außerdem erhielt er Zutritt im hochangesehenen Hause des Kanzlers Niemeyer und verkehrte mit dem weiblichen Theile der Familie des berühmten, damals in Leipzig's Lazarethen beschäftigten Arztes, Dr. Reil, dessen Sohn er bereits unter Jahn's Begleitern bei Cottbus kennen gelernt. Eine der älteren Töchter, seit Kurzem mit einem näheren Bekannten Hüser's, dem Geheimen Rath von Schele, verheirathet, ward und blieb längere Zeit der Gegenstand seiner ritterlichen Bewunderung. Auch mit dem einst vielgelesenen Romanschreiber Lafontaine pflog er angenehmen Umgang. Die Zeit war freilich längst vorüber, in welcher Hüser an den weitschweifigen, sentimentalen Erzählungen desselben Genuß gefunden, dagegen lernte er in deren Verfasser jetzt einen herzensguten, trotz seiner französischen Abstammung, biedern deutschen Mann schätzen, dessen ziemlich hausbackene Individualität allerdings wenige Kennzeichen eines Dichters an sich trug.

Um die Mitte des November war das Gouvernement zwischen Weser und Elbe eingesetzt und durch die Ankunft des Civilgouverneurs, Geheimerath von Klewitz, und des Militärgouverneurs, General von Ebra, Hüser der Verantwortlichkeit seiner vereinzelten Stellung enthoben worden. Die ihm untergebenen Bataillone wurden zur Armee an den Rhein beordert und an ihrer Statt mehrere, von den Franzosen abgefallene, zu den Preußen übergegangene westfälische Compagnieen in Halle versammelt. Sie bildeten später den Landwehrstamm der dortigen Provinzen (Elb-Landwehr). Hüser selbst erhielt die Bestimmung als Gouvernementsadjutant bei General von Ebra, während Halberstadt zum Sitz dieser Behörde auserſehen ward.

Gegen Weihnachten war die neue Civil- und Militäradministration mit ihren Bureaus in Halberstadt installirt, und dienstliche wie gesellige Zustände entwickelten sich zu Hüser's größter Zufriedenheit. In der Familie seines Chefs wie ein Mitglied

ihres Kreises aufgenommen und von dem alten, klugen und wackern, wenngleich mit geringer geistiger Bildung versehenen General wie ein Sohn behandelt, fehlte es auch außerdem nicht an zusagendem Umgang, sowohl mit den Genossen seines eignen Bureaus, als mit den Mitgliedern der Civilbehörde. „Unter den letzteren," so berichten die Erinnerungen, „zeichnete vor Allen der Regierungsrath von Motz sich durch scharfen Verstand, kalte Besonnenheit und große Thätigkeit aus. Die genaue Kenntniß aller Lokalverhältnisse im Umkreise des Gouvernements, die er als früherer westfälischer Beamter sich erworben, machte ihn zum unentbehrlichsten Mitgliede der Verwaltung. Seinem damaligen Chef, dem späteren Finanzminister von Klewitz, folgte er, nachdem letzterer seinen Ministerposten mit dem Oberpräsidium der Provinz Sachsen vertauscht hatte, in jenem hohen Staatsamte nach; er verwaltete das Finanzministerium mit großer Auszeichnung und starb im Jahre 1829."

Unter den Einwohnern Halberstadts waren es vorzugsweise der vielbekannte und mit allen geistigen Größen der Zeit in Verbindung stehende Dr. Körte und dessen liebenswürdige Frau, die Tochter des Philosophen Wolff, in deren Gesellschaft Hüser angenehme Stunden verbrachte. Als Gast lebte in seinem Hause damals die Malerin, Demoiselle Bardua, und die Unterhaltung, welche diesen Kreis belebte, erhob sich stets auf wohlthuende Weise über das Gewöhnliche. „Körte selbst," sagt Hüser, „der sich jedem Fremden als der „petit neveu" Gleims vorstellte und das Haus des Dichters bewohnte, vereinte in seinem Wesen ein seltsames Gemisch von Religiosität und Freigeisterei, Weltbürgersinn und Patriotismus, schlauer Wahrnehmung seines Vortheils und genialer Verschwendung. Er war eitel und zuweilen gradezu prahlhaft, aber er besaß einen feinen Sinn für Poesie und Kunst. Seine Frau war geistreicher als er, obenein sehr musikalisch, und mit Beiden ließ sich höchst angenehm über interessante Dinge plaudern, wozu auch seine reiche Sammlung von Büchern, Gemälden und Kupferstichen Stoff genug

gab. Eine andere merkwürdige Sammlung fand ich bei einem Halberstädter, dem Domainenrath Krüger, der viele Hunderte von Abbildungen Friedrichs des Großen besaß und sich deren immer noch mehrere zu verschaffen wußte, vom berühmtesten Kupferstiche an bis zu den schlechtesten Vignetten auf Tabakspaketen, Friedrich in jedem Alter, zu Fuß und zu Pferde, stehend und sitzend darstellend."

Eine besonders freudige Ueberraschung dieses Winters war der Besuch der vor Magdeburg stehenden Freunde Georg Reimer und Ernst Michaelis. „Ach, und ich bedurfte der Freude," schreibt Hüser bei dieser Gelegenheit, „denn erst kurz vorher hatte ich den Tod meines theuern Mauderode erfahren, der, am Hörselberge schwer verwundet, im Dorfe Eichrodt gestorben war. So war er mir verloren, um den ich nie aufhören werde zu trauern, nicht allein über meinen Verlust, sondern über den, welchen die Menschheit durch seinen Tod erlitten!"

Die Ereignisse in Frankreich, Glück und Mißgeschick der Armee waren unterdessen mit äußerster Spannung und Theilnahme begleitet worden, und die Nachricht vom siegreichen Einzuge der Armee in Paris erregte in Halberstadt wie allerwärts in Deutschland den lautesten Jubel. In der Nacht vom Gründonnerstage zum Charfreitage 1814 lief alsdann die Kunde des am 23. April zu Paris abgeschlossenen Friedens beim Gouvernement ein und füllte in der Frühe des Morgens die ganze Stadt mit Entzücken. Alles strömte in die Kirchen, in denen die ernste Bedeutung des Festtages diesmal fast ganz hinter den Dank und die Lobpreisung Gottes für die errungene Segnung des Friedens zurücktreten mußte. Körte hatte gleich in der ersten Begeisterung ein kurzes Gedicht hingeworfen und in der Eil drucken lassen, so daß es schon beim Schluß des Gottesdienstes überall vertheilt ward. Hüser aber mußte um dieselbe Zeit als Courier die Reise nach Münster antreten, um dort und auf dem Wege die Freudennachricht zu ver-

breiten. Leider kam er trotz äußerster Eile fast überall zu spät, auch in Münster selbst, denn die Kunde hatte sich schon wie ein Lauffeuer verbreitet. Für die Rückreise sich etwas mehr Zeit nehmend, frischte er in Minden alte Jugenderinnerungen auf und staunte in Bad Nenndorf die, wie aus dem Grabe erstandene Erscheinung eines Unteroffiziers des ehemaligen Regiments Oranien an. „In Stiefeletten, Zopf und Locken," schreibt er, „wie ein Spiegelbild meiner Kinderzeit, stand der sogenannte Commandant des Orts vor mir. Der alte ehrliche hessische Unteroffizier erschien so einsam und fremdartig in seiner Umgebung, wie sein Herr als alleiniger Bewahrer alter Tracht und alten Titels in ganz Deutschland."

Auch in Braunschweig, wo Herzog Wilhelm wieder Besitz von Land und Hauptstadt genommen, wurde Ruhetag gemacht. Der Herzog empfing den Bekannten früherer Tage sehr gütig und zog ihn zur Tafel; des Fürsten persönliche Freundlichkeit vermochte indessen nicht den Verdruß zu mindern, den dessen bittere und feindliche Aeußerungen über Preußen in Hüser erregten. „Gern hätte ich dem Herzoge gesagt," bemerkt er, „daß er es doch nur Preußen zu danken habe, wenn er sich da befinde, wo er sich jetzt wieder befand. Ueberhaupt spielte die Dankbarkeit bei manchen höheren Persönlichkeiten damals keine große Rolle." Eine interessante Excursion ward im Mai von den beiden Civil- und Militär-Gouverneuren nebst Umgebung, nach Magdeburg unternommen, sowohl um dem Einzuge des Blockade-Corps in die von den französischen Truppen unter General Lemarrois geräumte Festung beizuwohnen, als auch um die nöthigen administrativen Anordnungen zu treffen. Es war eine erhebende Feierlichkeit und die so lange zu Preußen gehörige, ihm nun während so vieler Jahre entfremdete Stadt empfing die Einziehenden mit einem schwer zu beschreibenden Jubel. Tedeum, Glockengeläut und Geschützsalven und die tiefergreifende Rede eines Feldpredigers Müller gaben einem

Feste die Weihe, bei welchem das beglückende Gefühl der endlichen Befreiung von der Fremdherrschaft zur vollsten Geltung kam. Dem General von Tauentzien verehrte die Stadt Magdeburg eine Anzahl reicher Geschenke, ein sehr schönes Pferd mit Sattel und Zaumzeug, einen großen silbernen Schild mit dem Stadtwappen, ein silbernes Schwert, einen silbernen, ganz mit Goldstücken gefüllten Pokal und eine silberne Schärpe. Im Austausch dieser letzteren erbat sich die Stadt Tauentzien's bisher getragene Schärpe, welche zum Andenken im Dom aufgehängt ward.

Da nach geschlossenem Frieden eine Auflösung der für die Kriegszeit eingesetzten Behörden in Aussicht stand, Hüser aber einer seinen Wünschen nicht entsprechenden Bestimmung vorbeugen wollte, so richtete er an den König die Bitte, seiner Wirksamkeit im Cadettencorps zurückgegeben zu werden und, nachdem er zuvor bereits zum Major ernannt worden, erfüllte im Juli 1814 die Anstellung als Compagniechef im Berliner Cadettencorps seine Wünsche. Dorthin kehrte er denn zu seiner eignen und zur Freude seines Vaters zurück, der den geliebten Sohn in den Tagen seines hohen Greisenalters schwer vermißt hatte. War es doch still und einsam um den nun Vierundsiebzigjährigen geworden; der Krieg hatte unter Cameraden und jüngern Hausfreunden gewaltig aufgeräumt, der zweite Sohn befand als Premierlieutenant beim ersten Ostpreußischen Infanterieregiment sich mit der Armee in Frankreich*) und, was im ganzen Familienkreise den tiefsten Schmerz hervorrief, der allgemein geliebte und begabte junge Verwandte, Aemil Michaelis, war in St. Dizier am Nervenfieber gestorben.

*) Derselbe hatte nicht lange nach dem Friedensschluß das traurige Schicksal, durch einen Sturz mit dem Pferde seinen ohnehin schwächlichen Organismus der Art zu schädigen, daß er als Hauptmann den Abschied nehmen mußte. Später vorübergehend beim Steuerfach angestellt, starb er 1850 kinderlos.

So waren im ganzen Vaterlande der Befreiung viele theure Opfer gefallen und mitten in der Wonne des Erfolgs flossen Thränen der Liebe und des Schmerzes, richteten aber auch die Blicke der Hoffnung sich hinaus über die blutige Aussaat, von der eine Ernte des Segens einzuheimsen, man mit Zuversicht erwartete.

Neuntes Kapitel.

Pädagogische Leistungen. Gneisenau und Blücher. Der Magnetismus und dessen Wirkungen. Napoleons Entweichung von Elba und Wiederbeginn der Feindseligkeiten. Hüser wieder in seine Adjutantenstellung berufen. Juli 1814—Juni 1815.

Im Cadettencorps knüpfte sich die bereits früher geschilderte Art und Weise des Lebens und Wirkens wieder an, zwar in erweitertem Berufskreise, doch von den gleichen Grundsätzen geleitet, der gleichen fürsorgenden Liebe getragen und durch gleiche segensreiche Früchte belohnt, wie vor dem Ausbruch des Krieges. Durch eine selbstständigere Stellung und ein höheres Gehalt begünstigt, konnte einerseits Hüser den ihm anvertrauten jungen Leuten vielfach Mittel und Gelegenheiten darbieten, sich in allgemein menschlicher Beziehung auszubilden, und sie mit Lust und Liebe an die Anstalt und ihren Erzieher zu fesseln, andererseits gewann er Einfluß genug, um im Verein mit seinem Freunde Woltmann wesentliche Verbesserungen im Lehrerpersonal herbeizuführen. So waren es vornehmlich die beiden, durch ihre Unterrichtsmethode geschätzten Prediger Grell und Pischon, welchen auf seine Veranlassung ein Theil der wissenschaftlichen Lectionen übertragen wurde, und auch die Anstellung eines der frühesten und hochbegabtesten

Schüler Schleiermachers, Hoßbach*), als Anstaltsgeistlicher, geschah theilweise auf seinen Betrieb. Unter den jüngeren Lieutenants, welche auch jetzt wieder als Erzieher in's Cadettencorps geschickt wurden, trat der Person und den Ansichten Hüsers am nächsten der Lieutenant von Sommerfeld**), mit welchem, wie mit allen Obengenannten, sich ein dauerndes Freundschaftsband knüpfte. General von Lingelsheim, der alles billigte, was dem Institut zur Ehre gereichen konnte, legte den Plänen der vereinten Freunde keine wesentlichen Hindernisse in den Weg, ja er genehmigte es sogar, als Hüser den damals noch viel Verwunderung erregenden Entschluß faßte, in seiner Compagnie mit Jahn's Hülfe das Turnen einzuführen.

Daß so mannichfache Neuerungen, alle darauf hinzielend, die bisherige niedrige und commißmäßige Erziehungsmethode aus dem Sattel zu heben, vielerlei Mißdeutungen und schiefen, unverständigen oder feindlichen Urtheilen begegneten, lag in der Natur der Sache; doch mußte der Enthusiasmus, mit welchem der bessere Theil der Zöglinge an Hüser und seinen gleichgesinnten Genossen hing, für manche bittere Erfahrung schadlos halten. Auch die Meinung der besten und geistig bedeutendsten Kreise Berlins trat mit förderndem Interesse auf die Seite der über das Gewöhnliche hinausstrebenden Erzieher, und edle und namhafte Familien führten Hüser ihre Söhne als Zöglinge zu, die, während sie den Unterricht des Cadettencorps besuchten, bei ihm wohnten und seiner speziellen Leitung übergeben waren. Unter ihnen auch der älteste Sohn Gneisenau's, ein Beweis des Vertrauens, den Hüser in hohem Grade zu schätzen wußte.

Zu bedauern ist es, daß in den Denkwürdigkeiten sich keine

---

*) Gestorben 1846 als Consistorialrath und Prediger an der Neuen Kirche zu Berlin.

**) Zuletzt Abtheilungschef im Kriegsministerium und als Generalmajor a. D. gestorben.

so eingehende Charakteristik des genialen Mannes vorfindet, der mit Scharnhorst am Firmament preußischer Ehre das leuchtende Dioskurenpaar bildet, wie sie von seinem großen Gefährten uns geboten worden. Vielleicht stand Hüser mit Gneisenau in einem zu nahen, persönlich freundschaftlichen Verhältnisse, um ihn einer gleich objectiven Analyse unterziehen zu können.*) Sobald Gnei-

---

*) Es dürfte nicht unangemessen erscheinen, bei dieser Gelegenheit die auf Gneisenau bezüglichen Stellen eines an Hüser gerichteten Schreibens des Historikers, Professor Droysen, wiederzugeben, theils um der Bedeutung des Urtheils selbst willen, theils weil Hüser nach seiner eignen Kenntniß der in Rede stehenden Persönlichkeit sich mehrfach mit Droysens Auffassung im völligen Einverständniß erklärte. Die Veranlassung des Briefwechsels war folgende. Als im Jahre 1851 Droysen's Leben Yorks erschien, glaubte Hüser in einigen darin enthaltenen Aeußerungen eine Verkennung, oder doch Unterschätzung der hohen Eigenschaften Gneisenau's, namentlich in dessen Verhältniß zu York, erblicken zu müssen, und theilte dem Verfasser seine eignen, auf Thatsachen begründeten, abweichenden Anschauungen mit. Darauf erwiederte Droysen unterm 22. März 1851 in einem ausführlichen Schreiben voll bereitwilligster Anerkennung bei motivirtem Festhalten seiner eignen Meinung. Die in directer Beziehung zu Gneisenau stehenden, Hüser ganz befriedigenden Stellen lauten:

„Wahrlich, am allerwenigsten dem unvergleichlichen Gneisenau habe ich auch nur das geringste Unrecht zu thun Neigung. Und bin ich mit aller Innigkeit Preuße, wie ich es bin, so wird mir vor Allem das Bild dessen theuer sein, in dem sich neben andern Trefflichkeiten, die auch Andere haben, jene hohe sittliche und intellektuelle Fassung, die doch den tiefsten Kern des preußischen Wesens bildet, im hervorragendsten Maaße zeigt, ja reiner und stärker als bei irgend einem der preußischen Heroen, selbst Scharnhorst nicht ausgenommen, der ihm allerdings nur um den, ich möchte sagen jugendlicheren vigor nachsteht, der zur rechten preußischen Natur, wie mich dünkt, historisch gehört. Ew. Excellenz sehen, daß ich nahe daran bin, in Gneisenau ungefähr das Ideal des preußischen Staats- und Kriegsmannes zu sehen. Es stört mich dabei nicht, daß er in seinem großen Gemüth auch die scharfen Empfindungen trug, die in edelsten Naturen am stärksten pulsiren, wenn auch fest beherrscht durch die Willensstärke und höheren Zielen untergeordnet . . . . Yorks ursprünglich wilde, vulcanische, finstre Natur hatte nur durch die Macht des Pflichtgefühls und die gewaltige Zucht des preußischen Dienstes ihre Haltung und konnte so eine für die schwersten Zeiten herrliche Kraft werden. Aber von jener hohen Lauterkeit, Wahrhaftigkeit, Güte, von jener sittlichen Schönheit, die Gneisenau's Wesen war, hatte er wenig.“ — —

senau sich in Berlin aufhielt, war er ein Theilnehmer der freundschaftlichen Zusammenkünfte im Schleiermacher-Reimer-Eichhornschen Kreise, in welchem auch Hüser, nächst seinem täglichen Umgang im Cadettencorps selbst, sich am häufigsten und liebsten bewegte. In Abwesenheit des hochverehrten Mannes aber fand ein Briefwechsel statt, von welchem uns, sei es durch Zufall, sei es ihrer relativen Unbedeutendheit wegen, nur zwei kurze Mittheilungen Gneisenau's aufbehalten worden. Umstände, die in der Folge Erwähnung finden müssen, veranlaßten Hüser, seine ganze Correspondenz mit Männern wie Arndt, Jahn, Reimer, Schleiermacher, Eichhorn, Gneisenau und Anderen aus diesen und den folgenden Jahren den Flammen zu übergeben, da eine vertraute Aeußerung des Mißvergnügens damals hingereicht haben würde, Schreiber und Empfänger, mochte ihnen auch nichts ferner liegen als revolutionäre Umtriebe, auf's tiefste zu compromittiren.

Die beiden in Gneisenau's Handschrift sich vorfindenden Blätter mitzutheilen, dürfte, zumal als Zeugniß seiner gütigen Gesinnung für seinen Adjutanten, wohl erlaubt sein.

I.

Ich bin Ihnen, mein lieber Hüser, die Anzeige des Empfanges Ihres Schreibens, meine Glückwünsche zu Ihrer Beförderung und meinen Dank für die Ihrigen zu der meinigen noch schuldig. Ihre freundschaftlichen Gesinnungen für mich werden die Verspätung derselben nachsichtsvoll entschuldigen.

Ein Ihnen feindseliges Geschick mußte Sie, so sehr zu unser Aller Bedauern, so frühzeitig aus unserer Mitte entfernen, und Sie haben nur unsere Unfälle gesehen, ohne auch zu unsern Erfolgen beitragen zu können, was Sie, bei Ihrer Thätigkeit und bei Ihren Einsichten, in so vollem Maße gethan haben würden. Niemand konnte dies mehr bedauern, als ich, denn ich habe an Ihnen einen tüchtigen, und meinen Ideen befreundeten Gehülfen verloren.

Es soll mich freuen, Ihnen bei meiner Rückkehr nach Berlin die Versicherung meiner hochachtungsvollen Freundschaft mündlich, sowie jetzt schriftlich, zu wiederholen. Gott erhalte Sie.

Eilsen bei Bückeburg, den 5. September 1814.

Gneisenau.

II.

Mein lieber theurer Freund!

Das Vertrauen, welches ich in Ihre Einsicht und Grundsätze setze, ist von der Art, daß es Ihnen gänzlich überlassen bliebe, welche Bestimmung Sie meinen Sohn wollten antreten lassen, wenn seine Wahl sich entschieden hätte. Gegen den Eintritt in das Brandenburgische Husarenregiment sprach bei mir nur die Besorgniß, daß mein Sohn andern jungen Leuten, die in dem letzten Kriege etwa sich Ansprüche auf Beförderung durch Tapferkeit erworben hätten, und keine Beschützer hätten, schaden könnte, und dies wollte ich nicht, darum schlug ich die Garderegimenter vor, weil ich hierbei voraussetzte, daß noch nicht viele junge Leute mit älteren Ansprüchen dort sich eingestellt haben können. Sind bei dem Brandenburgischen Husarenregiment Plätze offen, und mein Sohn hat sich dieses Regiment gewählt, so gebe ich ihm meinen Segen zu dieser neuen Laufbahn. Die Gelder zur Equipirung wird mein Secretair oder meine Frau geben. An monatlicher Zulage soll er 15 Thlr. haben und stets bei mir erheben.

Was Ihnen zu Ihrer Equipirung fehlt, mein lieber Hüser, das wollen Sie von meinem Secretair oder meiner Frau sich geben lassen, oder es sonst wo borgen, wo ich es sogleich wieder ersetzen lassen will.

Ich umarme Sie. Ich bin in flüchtigster Eile, indem wir marschiren wollen, um am 11. gegen den Feind zu stehen. Der Herzog von Wellington hat diese Bewegung gewünscht. Ich glaube zwar nicht, daß die Franzosen jetzt schon eine Offensivbewegung machen werden, wenn sie es aber thun, dann kommt es zur Schlacht.

Ueber den Ort, diese anzunehmen, unterhandle ich noch. Gott befohlen.

Aachen den 7. April 1815.

Gneisenau.

Der zweite dieser Briefe führt uns bereits in die Vorgänge und Interessen der neuen kriegerischen Bewegung ein, welche das kaum beruhigte Europa im Frühlinge des Jahres 1815 durchzitterte. Im Rückblick auf die Herbst- und Winter-Monate von 1814 bleiben uns aus Hüser's Denkwürdigkeiten noch einige Einzelheiten nachzutragen.

Während der letzten Hälfte des genannten Jahres hielt Blücher, der alte Marschall Vorwärts, wie man ihn jetzt allgemein nannte, sich vielfach in Berlin auf. Die ihm allerwärts und auf jede Weise bezeigte Verehrung und Dankbarkeit empfing er mit einer Bescheidenheit, einem Gleichmuth und einem so ungenirten Verharren in seiner Eigenthümlichkeit, daß er sich dadurch nur um so größere Achtung und Liebe erwarb. Hüser befand sich öfters in der Nähe des gefeierten Helden und genoß unverändert dessen gütige Beachtung. Bei einem, dem Marschall in der Loge zu den drei Weltkugeln gegebenen Festmahl führte dies Wohlwollen sogar zu einer, für den Betreffenden zwar schmeichelhaften, mehr aber noch peinlichen Kundgebung. Blücher hatte in einer Tischrede von dem Antheil gesprochen, welchen tüchtige und verständnißvolle Gehülfen an den Erfolgen eines Feldherrn besitzen, und von dem ihnen gebührenden Antheil seines Ruhms. Gleichsam als Illustration dieses Ausspruchs deutete er plötzlich auf den anwesenden Hüser und erwähnte seiner Verdienste im Hauptquartier in Ausdrücken, die den jungen Mann in die höchste Verwirrung versetzten. Nie hat er, auch gegen die Nächststehenden, dieses Vorfalls erwähnt und nur in seinen Erinnerungsblättern ihm einige Zeilen gewidmet.

Eine, die Gemüther der Menschen lebhaft, ja leidenschaftlich

erregende und beherrschende Bedeutung gewann in jenen Tagen der animalische Magnetismus oder Mesmerismus, den man schon seit Anfang des Jahrhunderts cultivirte, der aber erst im zweiten Jahrzehnt desselben in Berlin den außerordentlichsten Anhang fand. Doktor Wolfart war hier der bevorzugte Apostel der neuen Lehre, und seine Gläubigen bildeten eine Secte, welche dem Fanatismus zuneigte. Das sogenannte Hereinragen des Geisterreichs in die Welt von gestern und heute wurde zu einer Art Dogma erhoben, das die Grenzscheide zwischen Busenfreunden bildete, unter Glaubenden und Nichtglaubenden Entfremdung, unter bisher sich völlig Fernstehenden innigste Gemeinschaft oder, wo gar ein magnetischer Rapport waltete, unheimliche Einigung erzeugte. Hüser machte in befreundeten Kreisen überraschende Erfahrungen auf diesem Gebiet und ward Zeuge, wie von phantasiebegabten Naturen keiner, auch der weitgehendsten Behauptung Zweifel entgegengesetzt wurden, wo es sich um die Einwirkungen unsichtbar waltender Mächte handelte. Nur Wenige, denen überhaupt eine reichere Entwickelung des Seelenlebens eigen, entzogen damals sich ganz dem Einflusse der spiritualistischen Strömung; und welche trübe Mischung halber Wahrheit und ganzen Truges ihr Lauf auch mit sich führen mochte, es ließ sich nicht läugnen, daß die Festsetzung ihrer Grenzen dem endlichen Verstande unlösbare Räthsel aufgab. Keineswegs zu den unbedingten Anhängern des Magnetismus gehörend, hat Hüser dennoch Beispiele der wundersamsten Steigerung aller Geistesfähigkeiten an somnambulen Personen beobachtet, bei denen jeder Gedanke an absichtliche oder unabsichtliche Täuschung ausgeschlossen war. So bei einem kranken Cadetten, der, Selbstmagnetiseur, im Schlafe jede beliebige Sprache geläufig redete und Auskunft über wissenschaftliche Gegenstände gab, die dem sehr unreifen Knaben im wachen Zustande völlig fern lagen. Auch von dem Werthe des Magnetismus als Heilmethode in gewissen Fällen, wenn auch lange nicht in dem Umfange, wie man

vorgab, sollte Hüser sich an sich selbst überzeugen. Sein bisher noch immer steif gebliebener Fuß ward in die Kur des Dr. Wolfart gegeben, und die magnetische Prozedur in dessen Baquets, wie man die mit Mineralien und stählernen Stangen gefüllten Wannen nannte, welche den Patienten aufnahmen, erwies sich bei diesem Leiden höchst wohlthätig. Denn ohne den somnambulen Schlaf oder andere, den ganzen Organismus ergreifende Erscheinungen zu erregen, hob das Bestreichen des gelähmten Gliedes die Unbehülflichkeit desselben fast gänzlich, und zu seiner Freude konnte Hüser den Stock, den er bis dahin beim Gehen gebraucht, für alle Zeit verabschieden.

Die Nachrichten, welche über den Wiener Congreß ins Publikum drangen, waren nicht geeignet, in den Herzen der Patrioten die stolze Siegesfreude lebendig zu erhalten und die Zuversicht zu nähren, daß aus den beispiellosen Opfern der letztvergangenen Jahre ein allseitig erneuernder und verjüngender Gewinn sich ergeben werde. War es demnach ein Donnerschlag für die kriegsmüde Welt, als im März 1815 Napoleon's Entweichung von Elba zu neuem Kampfe herausforderte — Viele, die mit unmuthiger Besorgniß den Unterhandlungen gefolgt waren, athmeten nichtsdestoweniger auf unter der Nothwendigkeit kühnen Handelns. Hüser, unter diese Zahl gehörend, durfte zugleich eine persönliche Genugthuung empfinden, als Gneisenau beim Wiederausbruch des Krieges ihn zu seinem Adjutanten verlangte. Dennoch gesellte der Freude über die Gunst des verehrten Führers und dem Drange, seiner erneuten Bestimmung nachzukommen, sich ein schmerzliches Bedauern, das angefangene Werk, an dem seine Seele hing, die ihm anvertrauten Jünglinge, die er seine Kinder nannte, vielleicht auf immer verlassen zu müssen. Auch sein Chef, der alte General Lingelsheim, remonstrirte gegen die Veränderung, und es entspann sich ein längeres Hin- und Herschreiben der verschiedenen Behörden, während dessen Hüser's Soldatenherz in ungeduldiger Begierde

über seine pädagogischen Neigungen den Sieg davontrug. Endlich, aber erst zu Anfang des Juni, erlöste ein directer Befehl des Königs an den General von Lingelsheim den Harrenden aus der Spannung, welche durch die von dem Vorgehen der Armee eintreffenden Nachrichten mehr und mehr gesteigert worden.

In der zweiten Woche des Monats konnte die Reise nach den Niederlanden mit Extrapost angetreten und so rasch fortgesetzt werden, als unter damaligen gewöhnlichen Umständen und einigen besondern Hemmungen ausführbar. Am achtzehnten Juni ward Düsseldorf erreicht, woselbst dumpfe Gerüchte von einer Niederlage der Preußen sich verbreitet hatten, ohne daß Jemand etwas Näheres gewußt hätte. In banger Erwartung traf der Reisende am folgenden Tage in Aachen ein und fand diese Stadt im Zustande einer unbeschreiblichen Niedergeschlagenheit. Es waren Flüchtlinge von Ligny angelangt, eine vollständige Auflösung der Armee verkündend. Hatte Hüser solche Uebertreibungen nun auch früher schon ihrem wahren Werthe nach schätzen gelernt, er fühlte sich doch sehr unsicher in Betreff seiner eignen Handlungsweise. War, wie man sagte, Belgien ganz in Feindeshand, sollte er alsdann seine Route fortsetzen? Wo das Blüchersche Hauptquartier sich befinde, schien Niemand zu wissen. Er beschloß demnach, die Nacht und den folgenden Tag in Aachen zu verweilen, um sichrere Kunde einzuziehen.

„Unter schweren Gedanken eingeschlafen," erzählt er, „gewahrte ich früh Morgens am 20. beim Aufstehen vor meinen Fenstern auf der Straße einen Tumult, der nach den Physiognomieen und Geberden der Leute zu schließen, freudiger Art sein mußte. Ich ging eilig hinunter und erfuhr, daß während der Nacht ein Courier mit der Nachricht des Sieges von Belle-Alliançe durchgereist sei. Welches Glück! Wie hatte sich mit einem Schlage das ganze Aussehn der Stadt Aachen verändert! Gestern nur

dumpfe Stille überall, Kummer und Besorgniß in Aller Mienen, heute ein grenzenloser Jubel.

Bei Charleroi ungefähr vermuthete man das Hauptquartier, da man aber den graden Weg dorthin nicht für sicher hielt, so wurde mir gerathen, über Maestricht und Brüssel zu reisen. Den ersteren Ort erreichte ich auch ohne Abenteuer; von hier aus wollte ich die Fahrt in der Nacht auf Brüssel fortsetzen, der Postillon aber verlor von Tongern aus den Weg in der Finsterniß und, statt nach St. Tron zu gelangen, hielten wir plötzlich vor dem Thore von Lüttich. Zu meinem nicht geringen Schreck wurde uns ein „Qui vive?“ entgegengerufen, und ich fürchtete, die Stadt von den Franzosen eingenommen zu finden. Glücklicherweise stellte sich heraus, daß die Lüttlicher Nationalgarde die Thorwache besetzt halte und sich der französischen Sprache bediene. Das Aergerlichste war, daß ich einen großen Umweg gemacht und Zeit verloren hatte, um so mehr, als man in Lüttich mir nicht rathen konnte, auf Namür zu gehen, das man noch in der Hand des Feindes glaubte. Es blieb also nichts übrig, als geduldig wieder die Richtung nach Brüssel zu nehmen. Mir schien es, als ob ich auf den Irrfahrten des Ulysses begriffen sei und mich immer weiter vom ersehnten Ziele entfernen solle. Ohne Aufenthalt passirte ich gegen Abend des 21. Brüssel und erreichte in tiefer Nacht Genappe. Hier aber hatte jede Aussicht auf Fortkommen ein Ende, sämmtliche Postpferde waren fortgenommen, die Menschen verstört und kaum Rede stehend. Alles sah öde und verwüstet aus. Ich war, ohne es zu wissen, im Finstern über das Schlachtfeld von Waterloo gekommen, nur hie und da war mir am Wege ein todtes Pferd aufgefallen. Theils durch Versprechungen, theils durch Drohungen bewog ich meinen bisherigen Postillon, mich bis Charleroi zu fahren, hier indessen gab es ebensowenig Transportmittel als in Genappe, auch war durch das Regenwetter der Boden so aufgeweicht, daß man nicht weiter vorzudringen vermochte. Der

Nothwendigkeit weichend, und um doch endlich etwas Bestimmtes über den Aufenthalt des Hauptquartiers zu erfahren, stieg ich bei dem niederländischen Etappenkommandanten, Capitain Wesener, ab und ward sehr gut aufgenommen. Er hatte bereits einen Gast im Hause, den berühmten englischen Admiral, Sir Sidney Smith, der ein kleiner, muskulöser Mann mit dunkelm Haar und, ganz im Gegensatz zu der gewöhnlichen englischen Art und Weise, sehr lebendig und mittheilend war. Was ihn hierher geführt oder hier zurückhielt, ist mir nicht im Gedächtniß geblieben. Unsre Bekanntschaft wurde schnell gemacht und wir verbrachten einen Theil des Tages mit einander in sehr angenehmer Unterhaltung, wobei er mir viel Interessantes von seinen Seefahrten und Kriegsabenteuern erzählte und mir den Eindruck eines ebenso tüchtigen, praktischen Mannes, als liebenswürdigen Gesellschafters hinterließ. Gemeinschaftlich machten wir einen eigenthümlichen Fund. In einem der in Charleroi stehen gebliebenen Wagen Napoleons entdeckten wir nämlich mehrere Mappen in rothem Maroquin, welche außer Karten, Schlachtplänen und Schriftstücken auch mehrere Blätter mit eigenhändigen Notizen Napoleons enthielten. Auf einem der Zettel war eine Uebersicht des Geldes, welches er mit sich führte, notirt, und mußte er danach persönlich fast elf Millionen Franken bei sich haben. Der Admiral nahm sich einige der Karten und Papiere zum Andenken mit, alles Uebrige versiegelte ich, um es Gneisenau zu überbringen.

„Den Bemühungen des Commandanten war es unterdessen gelungen, einen Leiterwagen mit zwei kleinen Pferden aufzutreiben, den ich nebst meinem Bedienten bestieg. Der Bauernbursche, der ihn lenkte, vermochte jedoch auf dem völlig aufgeweichten und durch Geschütz und Reiterei total verdorbenen Wege nur sehr langsam vorwärts zu kommen; öfters blieben wir ganz stecken, und ich gerieth in Verzweiflung und glaubte, mein Ziel nie erreichen zu sollen. Einen an mir vorüber kommenden Cavallerieoffizier, der

ebenfalls in's Hauptquartier wollte, gab ich die Mappen Napoleons und einige Bleistiftzeilen an Gneisenau mit, die ihm meine Hülflosigkeit schilderten und daß es nicht meine Schuld sei, wenn ich mich noch immer nicht auf meinem Posten befände. Bei einem Meierhofe unfern Beaumont, Thuilli genannt, konnte das Fuhrwerk nicht mehr weiter und da es spät Abends war, entschloß ich mich, daselbst zu übernachten und andern Morgens meinen Weg zu Fuß fortzusetzen. Der Wagen wurde also stehen gelassen, mein Gepäck auf die Pferde geladen, mein Diener und der Bauernbursche mußten dieselben führen und so zogen wir eine Strecke durch's Land, oder wateten vielmehr im Morast. In der Nähe von Beaumont erreichte uns ein Reiter, in welchem ich den Artillerielieutenant Dellen erkannte. Er begab sich zur Armee und wurde von seinem gleichfalls berittenen Burschen begleitet, der ein Handpferd nachführte. Sehr erstaunt über unsere sonderbare Art zu reisen, bot der Lieutenant mir dieses leere Pferd an, und da unsere Wege bis Avesnes zusammengingen, benutzte ich sein Anerbieten mit großem Danke, während ich die Fortschaffung meiner Sachen meinem Bedienten überließ. Höchst beglückt, endlich rascher vorwärts zu kommen, ritt ich mit meinem Begleiter über Beaumont bis gegen Solré le chateau, wo ich plötzlich aus der Ferne einen Husaren mit Handpferd auf uns zukommen sah. Wer beschreibt meine Freude, als ich in diesem Pferde den Tiger des General Gneisenau erkannte, den er mir, da ich im Cadettencorps kein eignes Pferd hielt, während der ganzen Zeit seit dem letzten Kriege zum Reiten überlassen und erst wieder mitgenommen hatte, als er zur Armee abging. Ich ersah aus dieser Begegnung sogleich die richtige Ankunft meiner Zeilen nebst den werthvollen Mappen, mit noch größerer Befriedigung aber die sich immer gleich bleibende Fürsorge meines edeln Freundes für mich und bestieg, das Artilleriepferd dankbar zurückgebend, den mir so vertrauten Tiger. Bald erreichten wir Avesnes, das einen traurigen Anblick darbot. Am

21. war diese Festung eingeschlossen und beworfen worden, mitten in der Nacht fiel dabei eine Granate in den Pulverthurm, so daß eine ganze Straße in Schutt versank und außerdem viele einzelne Häuser beschädigt wurden. Ein entsetzliches Bild der Zerstörungen des Krieges!

„Am folgenden Tage, den 25., gelangte ich denn endlich nach St. Quentin, wo das Hauptquartier sich befand und wo ich für die Widerwärtigkeiten meiner Reise mich reichlich entschädigt sah durch das herzliche Wohlwollen, mit welchem ich von allen Seiten empfangen ward. Der alte Feldmarschall Blücher bewillkommnete mich besonders freundlich, war im Uebrigen aber ziemlich übel gelaunt, theils, weil sein Körper die Strapazen doch wohl nicht mehr so gut ertrug, als früher, theils, weil er der immerwährenden Belästigungen der Anhänger Ludwigs XVIII. müde war, die mit ihren Vorschlägen ihm keine Ruhe ließen. Seine Umgebung fand ich gegen das vorige Jahr insofern verändert, als der Graf Nostiz sein erster, der Major von Weyrach*) sein zweiter Adjutant geworden. Capitain von Brünneck war noch in seiner früheren Stellung. Beim General von Gneisenau befanden sich außer mir der Major von Stosch, Rittmeister von Jasmund und Capitain von Scharnhorst. Auch gehörten jetzt der General von Grolmann, sowie der Lieutenant von Wussow zu der Gesellschaft des Hauptquartiers, was mich sehr erfreute. Mit diesen Männern, unter denen mehrere höchst ausgezeichnete, knüpfte sich denn das glückliche und interessante Leben wieder an, wie es im vergangenen Jahre gewesen, obgleich ich freilich zu meinem Bedauern einsah, daß ich die eigentlichen Kriegsbegebenheiten versäumt hatte und uns schwerlich mehr etwas Bedeutendes an militärischen Leistungen bevorstehen werde."

*) Zuletzt commandirender General und General der Infanterie.

Zehntes Kapitel.

Auf dem Marsche nach Paris. Aufenthalt und Erlebnisse in der französischen Hauptstadt. Heimreise. Juni bis Oktober 1815.

„Am folgenden Tage, dem 26. Juni," so fahren die Denkwürdigkeiten in der Erzählung fort, „verlegte Blücher sein Hauptquartier nach Genvry unweit Noyon, mit Absicht einen, der großen Straße seitwärts gelegenen Ort wählend, um von den ihm mit ihren Vorstellungen zusetzenden Franzosen weniger leicht aufgefunden zu werden. Dennoch erschien bald nach unserer Ankunft der Graf Caraman, in welchem ich einen alten Bekannten wiederfand, da er ehemals Lieutenant in meines Vaters reitendem Artillerieregiment gewesen. Jetzt war er Oberst oder General in der Umgebung Ludwigs XVIII., der sich noch in Gent befand, wohin er nach Napoleon's Wiedererscheinen geflüchtet. Graf Caraman sollte im Namen seines Königs Blücher zur Erklärung vermögen, daß er die bourbonische Regierung als bestehend anerkenne und sie den Franzosen gewissermaßen aufdrängen wolle. Er wendete zu diesem Zweck die eifrigsten Beschwörungen an, welche auf den Feldmarschall indessen gar keinen Eindruck hervorbrachten. Derselbe hatte sich mit Gneisenau darüber geeinigt, durch keine Anerkennung irgend einer Regierung im Voraus sich die Hände binden zu lassen. Caraman dagegen wollte sich mit seinen Vorschlägen nicht

abweisen lassen, und nachdem er Blücher so unzugänglich gefunden, benutzte er unsere frühere Bekanntschaft, um durch mich noch Zutritt zum General Gneisenau zu erlangen. Erst als auch dieser ihm nur ausweichende Antworten gegeben, entfernte er sich wieder.

„Am 27. ging das Hauptquartier nach Compiègne, wo kurz vor unsrer Ankunft das Gefecht, welches der General von Jagow mit seiner Brigade hier den Franzosen geliefert hatte, beendigt worden war. Wir nahmen unsere Wohnungen in dem schöngelegenen, innerlich prachtvoll eingerichteten Schlosse. Gneisenau bewohnte die Zimmer Napoleon's und schlief in dem Bette, in welchem die Kaiserin Marie Louise bei ihrem ersten Zusammentreffen mit Napoleon in Frankreich geschlafen hatte. In einem großen Saale des Schlosses standen die Namen der Siege Napoleons oben am Fries der Wände angeschrieben; sonderbarer Weise war das Wort Eilau bei dem heutigen Gefecht durch eine Kanonenkugel mitten durch getroffen worden. Die Bibliothek des Schlosses wurde von uns besehen und die vielen in ihr befindlichen seltenen Werke und Kunstsachen bewundert. Leider hatten sich hier schon vor unsrer Ankunft Liebhaber eingefunden, denn viele der werthvollsten Bücher lagen auf der Erde zerstreut, sogar zerrissen umher. Mir that es wahrhaft leid um die schöne Sammlung. Kaum wieder auf meinem Zimmer angelangt, wurde ich durch einen Bekannten überrascht, der mit zwei großen Mappen erschien, die er in einem Winkel liegend gefunden hatte, und von denen er mir die eine aufnöthigte. Sie enthielt die großen Kupferstiche der Lebrün'schen Alexanderschlachten, von Audran und Edelink gestochen. Die Art und Weise, wie sie in meinen Besitz kamen, war mir durchaus nicht angenehm, doch schien es mir besser, sie aufzubewahren, als solche Kunstwerke, die für ihren rechtmäßigen Eigenthümer jedenfalls verloren waren, in rohe Hände gerathen zu lassen.

„Blücher fand Geschmack an einer sehr schön gearbeiteten Uhr von Bronze, die Siege Napoleon's darstellend, und ließ sich dieselbe einpacken, da er „des Eene", wie er sagte, doch auch zum Andenken haben müsse. Da „des Eene" sich nun in jedem Schlosse fand, so sind der Andenken mancherlei geworden, während Gneisenau in seiner zartfühlenden Noblesse wohl kaum das unbedeutendste Erinnerungszeichen solcher Art aus dem Feldzuge nach Hause gebracht hat.

„Das Mittagessen in Compiègne, welches die Stadt lieferte, versetzte den alten Herrn in sehr üble Laune, da unglücklicher Weise der Wein schlecht war. Blücher ließ nun den Magistrat herbeirufen, nöthigte die Herren zum Sitzen und gab ihnen von dem Wein, so daß sie der Meinung waren, es solle ihnen dadurch eine große Ehre widerfahren, und allerlei höfliche Redensarten von sich gaben, die der Feldmarschall theils nicht verstand, theils unbeachtet ließ. Als sie Alle getrunken, fuhr er sie heftig an, fragte, ob es erlaubt sei, ihm solchen verdammt schlechten Wein vorzusetzen, und kündigte ihnen an, daß die Stadt dafür viertausend Franken Contribution mehr aufzubringen habe.

„Am Tage darauf begaben wir uns nach Senlis; auf dem Wege dorthin erhielt ich den Befehl, dem Gefecht von Villers Cotterets als Zuschauer beizuwohnen, um über dasselbe Bericht zu erstatten, und blieb ich bis zum Schlusse dabei gegenwärtig. Am 29. gelangten wir nach Gonesse. Bald nach unserer Ankunft zogen durch den Ort die Truppen des Bülow'schen Corps, denen man die Spuren der starken Märsche ansah. Ermüdet und abgerissen waren die Leute in hohem Grade, dennoch konnte ihnen noch keine Ruhe gegönnt werden, da die thätige Verfolgung des Feindes jetzt unser Hauptaugenmerk sein mußte. Hier in Gonesse fanden sich auch Abgesandte der Stadt Paris ein, welche Blücher die Gewißheit der Abdankung Napoleons brachten, von der das Gerücht sich schon bei unsrer Anwesenheit in Compiègne

verbreitet hatte. Der Hauptzweck der Gesandtschaft aber war, ein weiteres Vorrücken unsrerseits zu verhüten. Blücher jedoch ging auf keine Bedingungen und Vorstellungen ein, und die Abgeordneten mußten unverrichteter Sache wieder abziehn. Abends traf auch ein französischer General ein, dessen Name mir entfallen; er hatte sich aus Paris fortgemacht, weil, wie er sagte, die größte Verwirrung dort herrsche und der Gehorsam der Truppen aufhöre. Nun hatte er wieder die weiße Kokarde aufgesteckt und war auf dem Wege zu Ludwig XVIII. Am folgenden Tage fand eine Zusammenkunft des Herzogs von Wellington mit dem Feldmarschall Blücher Statt, bei der sie die Verabredung trafen, nächsten Morgens die Stellungen, welche heute die preußischen Truppen inne hatten, und in denen sie ein starkes Gefecht bei Aubervilliers bestanden, durch die Engländer einnehmen zu lassen, während dagegen Blücher über St. Germain um Paris herum marschiren und die Stadt von der andern Seite angreifen sollte. Vor Tagesanbruch des ersten Juli gingen wir demzufolge um St. Denis herum nach St. Germain. Das dortige Schloß hat eine ausgezeichnet schöne Lage und von der Terrasse genießt man eine herrliche Aussicht. In glänzendem Sonnenschein lag das reizende Thal von Montmorency wie eine Claude Lorrain'sche Landschaft vor unsern Augen, als wir, der Feldmarschall, der General Gneisenau und mehrere ihrer Umgebungen, darunter auch ich, nach dem Mittagessen auf der Terrasse spazierten. Durch eine unsrer Ordonnanzen abgerufen, erfuhr ich die Ankunft mehrerer brandenburgischen Husaren, welche die Nachricht brachten, daß sie im Walde von Versailles angegriffen und zersprengt worden. Gneisenau wollte anfangs diesen Aussagen keinen rechten Glauben schenken, da von der Nähe des Feindes nichts verlautet hatte, als jedoch bald darauf der Major von Wins, Commandeur des pommerschen Husarenregiments, welches ebenfalls bei diesem Vorfall gegenwärtig gewesen, anlangte, um, selbst glücklich entkommen, dem Feldmarschall Meldung darüber zu machen,

mußten wir die Wahrheit der fatalen Nachricht wohl einsehen. Es erschien nun sehr fraglich, ob wir in St. Germain uns in Sicherheit befänden. Indessen ergaben eingezogene Erkundigungen, daß die Franzosen bald nach jenem Ueberfall auf unsere Infanterie gestoßen und gegen Paris zurückgegangen seien. Leider war der Oberst von Sohr ihnen verwundet in die Hände gefallen. Als einen glücklichen Zufall mußten wir, Gneisenau und ich, es preisen, daß der älteste Sohn des Generals, der beim brandenburgischen Husarenregiment stand, grade an diesem Tage zum Besuch seines Vaters nach St. Germain beurlaubt war. Herzlich hatte auch ich mich der Begegnung mit meinem lieben Zöglinge gefreut, den wir auf diese Weise nun der Gefahr glücklich entgangen sahen.

„Nächsten Tages, den zweiten Juli, wurde das Hauptquartier nach Versailles verlegt, ich aber nach Issy und Sèvres versendet, um Nachrichten über die heftigen Gefechte einzuziehen, welche die Armeecorps von Ziethen und Thielemann bestanden. Am folgenden Vormittag jedoch blieb mir Muße, das berühmte Schloß und den Garten von Versailles zu besehen. Der Eindruck der unzähligen Springbrunnen ist großartig, im Uebrigen für meinen Geschmack die altfranzösische Manier zu vorherrschend.

„Gegen genauere Nachrichten über den Zustand der Dinge in Paris einzuziehen, ward an diesem Tage der Capitain von Scharnhorst als Parlamentair in die Stadt geschickt, angeblich um über die Behandlung des gefangenen Obersten von Sohr zu unterhandeln. Ihn begleitete in der Verkleidung eines gemeinen Ulanen als Ordonnanz der Lieutenant O'Etzel vom Generalstabe.

„Gegen Mittag begaben wir uns nach St. Cloud. Mitten in der folgenden Nacht ward ich geweckt, da Fouché angekommen und den General Gneisenau zu sprechen wünschte. Ich traf ihn im vollsten Staat, in Schuh und Strümpfen, den Hut unterm Arm, die rechte Hand vor der Brust in die Weste gesteckt. Sein Aussehen war ängstlich und niedergeschlagen; sehr kleinlaut theilte er mir

sein Anliegen mit, Unterhandlungen wegen der Uebergabe von Paris mit Gneisenau anknüpfen zu wollen. Nachdem ich dem General, der unterdessen aufgestanden, Fouché's Begehren mitgetheilt, ließ derselbe ihn einführen und begab sich, nach längerer geheimer Unterredung, mit ihm zum Feldmarschall. Dort wurde der Waffenstillstand, sowie die Uebergabe von Paris zum Abschluß gebracht. Blücher aber war sehr unzufrieden, da er die Auslieferung Napoleon's zu einer seiner Hauptbedingungen gemacht, Fouché ihn aber von dessen Abreise in Kenntniß gesetzt hatte. Blücher war alles Ernstes entschlossen gewesen, Napoleon in St. Cloud aufhängen zu lassen, da er Europa nicht für gesichert hielt, so lange der Ruhestörer lebte. Auch Paris hätte er gern rundum in Brand stecken und vom Erdboden vertilgen lassen. „Wie oft wollt Ihr des Nest denn noch belagern?" fragte er. Nun mußte er auf alle diese Pläne verzichten, und das verdroß ihn. Da er es liebte, den Feind in Ungewißheit über seinen Aufenthalt zu lassen, verlegte er am Tage nach Fouché's nächtlichem Besuch, also am vierten Juli, das Hauptquartier nach Meudon. Dort war nichts zu unserer Aufnahme in Bereitschaft, kaum konnten in Eil die nöthigen Lagerstätten und anderes Unentbehrliche herbeigeschafft werden, wobei denn Unordnungen entstanden, welche die Dienerschaft zu einer kleinen Plünderung benutzte. Dieselbe gab am nächsten Morgen Veranlassung zu einer halb unangenehmen, halb komischen Scene. Blücher nämlich, der in dieser Hinsicht nur allzu nachsichtig gegen seine Leute war, erzählte, daß der Castellan des Schlosses sich bei ihm über bedeutende Entwendungen beklagt habe und fügte hinzu: „Des müssen wohl Ihre Bedienten gewesen sind, Gneisenau, denn meine habe ich schon gefragt und die sagen, sie hätten nichts." Gneisenau, selbst so rein und gegen seine Dienerschaft so streng in dieser Beziehung, verlangte sehr entrüstet die Durchsuchung sämmtlicher Bagage und unnachsichtliche Bestrafung der Schuldigen, was Blücher genehmigte. Gleich darauf, als er sich mit

seinem Kammerdiener allein glaubte und meine Anwesenheit nicht bemerkte, sagte er zu diesem: „Wilhelm, nu werd' ich die ganze Bagage visitiren lassen. Ich will doch nicht hoffen, daß Ihr was ingesteckt habt!“ Natürlich wurde denn auch nichts aufgefunden.

„Ich will bei dieser Gelegenheit erwähnen, daß mein eigner Bedienter, den ich auf dem Wege bei Beaumont zurücklassen mußte, sich endlich bei Meudon wieder zu mir fand, nachdem er sich lange suchend herumgequält und schließlich von einem Kriegscommissar in dessen Proviantcolonne aufgenommen worden. Man wird sich vorstellen, daß ich nicht wenig erfreut war, meine Kleider wieder einmal wechseln zu können.

„Die hohe Lage von Meudon gestattete die Uebersicht über ganz Paris und die davor liegende Ebene. Die Stadt mit ihren vielen Kuppeln und Thürmen gewährte einen höchst großartigen Anblick; vor allem leuchtete der von der Sonne hell beschienene Dom des Invalidenhauses uns in die Augen, als am Morgen des fünften Juli der General Gneisenau sich mit mir im Garten erging. Das Hauptquartier sollte an diesem Tage wieder nach St. Cloud zurückverlegt werden, zuvor aber erwarteten wir den Aufbruch der französischen Armee, welche man von Meudon aus deutlich erkennen konnte. Dem bei nächtlicher Weile mit Fouché abgeschlossenen Vertrage gemäß, sollte sie nach der Loire abmarschiren. Endlich schien es uns, als ob die Bewegung der von uns beobachteten Heeresmasse begonnen hätte, und der Fürst Blücher ordnete deßhalb unsern eignen Abmarsch nach St. Cloud an. In diesem Augenblicke kam der Oberst von Reiche, Generalstabschef des General von Ziethen, derselbe mit dem ich früher im Cadettencorps zusammen war, in großer Eile an, um dem Feldmarschall zu melden, daß er die Vorposten beritten und bei der französischen Armee eine sehr verdächtige Bewegung wahrgenommen habe; es sei demnach große Vorsicht anzurathen. Blücher, dem dieses Bedenken, das so wichtig vorgebracht wurde, ganz über-

flüssig erschien, sagte: „Na, na! Falle Er man nicht um vor Angst! Wenn die Franzosen abmarschiren sollen, müssen sie sich doch ooch bewegen!“ Damit entließ er Reiche und wir begaben uns auf einem kleinen Umwege durch den Wald nach St. Cloud. Kaum jedoch hatten wir den Schloßhof erreicht, als ein lebhaftes Kleingewehrfeuer begann und die Kugeln, während wir von den Pferden stiegen, an die Gitter des Hofthors schlugen. Nach eingetretenem Waffenstillstande war dies eine sonderbare Ueberraschung. Sollte der Oberst Reiche doch vielleicht Recht gehabt haben? fragten wir uns. Während mehrere Offiziere, um Erkundigungen einzuziehen, abgeschickt wurden, erschien ein französischer General, der das Feuern damit entschuldigte, daß es von polnischen Truppen herrühre, denen man sich nicht verständlich machen könne. Er zeigte dem Fürsten außerdem an, daß mehrere Generale aus Paris sich nach Meudon, wo sie Blücher vermutheten, begeben hätten, um mit ihm zu unterhandeln und Näheres zu verabreden, daß aber der General von Ziethen dieselben dort festhalte und nur ihn allein nach St. Cloud geschickt habe. Der Feldmarschall beauftragte mich nun, mit diesem General nach Meudon zurückzureiten und die Deputirten zu sprechen. Er gab mir für diesen Zweck genaue Auskunft über seine Meinung und Absichten in jedem denkbaren Falle, und ermächtigte mich, in seinem Namen und Sinne, je nachdem es auf die Forderungen passend erscheine, den General von Ziethen zu instruiren, der alsdann den Bescheid Blücher's der Deputation eröffnen solle. Um keine Zeit zu verlieren, wählte ich den nächsten Weg an der Seine entlang, gerieth aber mit meinem Begleiter, dem französischen General, sogleich in ein so starkes Gewehrfeuer der auf dem jenseitigen Ufer stehenden feindlichen Posten, daß ich mich glücklich schätzen mußte, durch den, mit der Gegend vertrauten Franzosen von der Seine abwärts auf verschiedenen Nebenwegen nach Meudon geleitet zu werden. Hier angekommen, fanden wir die Deputirten bereits nach Paris zurück-

geritten, worauf auch mein Begleiter sich von mir trennte und ich den Rückweg nach St. Cloud, da das Feuern inzwischen aufgehört hatte, unangefochten zurücklegte.

„Am siebenten Juli erfolgte der Einzug in Paris, kein Triumphzug, sondern die militärische Besetzung der Stadt in ernster, gemessener Weise. Die Truppen bivouakirten auf den großen Plätzen, Kanonen mit der brennenden Lunte daneben, wurden auf den Brücken aufgefahren. Viele Pariser wohnten dem Einzuge bei, aber still, fast gleichgültig, ohne Bezeigung von Verdruß oder Freude. Sie schienen durch die vielen einander folgenden Ereignisse ziemlich abgestumpft zu sein und hatten sich bereits für alle Fälle vorgesehen. Denn viele von ihnen drehten während unseres Einzuges ihre dreifarbigen Kokarden um und trugen nun weiße. Mir ist während meines ganzen Aufenthalts keine Spur von Treue, von tieferem Ergriffensein vorgekommen, um so mehr Bombast und theatralische Phrasen, und meine Hoffnung, dieses Volk in seinem eignen Lande besser zu finden, als wir es unglücklicherweise bei uns kennen lernen mußten, ging durchaus nicht in Erfüllung. Wir fanden auch hier nur „halb Tiger, halb Affen."

„Nachdem der Fürst dem Einmarsch der Truppen zugesehen, begab er sich mit seinem Gefolge nach St. Cloud zurück, wo anfangs das ganze Hauptquartier und, als später Gneisenau mit seinem Personal nach Paris zog, Blücher nebst seinem Stabe verblieb. Nun begannen die Anordnungen und Verhandlungen in Betreff dessen, was wir von dem besiegten Frankreich zu verlangen berechtigt waren. Blücher beschloß sogleich, die Brücke von Jena sprengen zu lassen und, in Uebereinkunft mit Wellington, die Rückgabe der von den Franzosen auf ihren Kriegszügen geraubten Kunstschätze, Trophäen u. s. w. an ihre Eigenthümer. Die im Invalidenhause aufbewahrten Modelle der französischen Festungen, ebenso alle Karten, Pläne und Memoiren, die für uns von Wichtigkeit waren, sollten von uns mitgenommen werden. Nach den

Fahnen, welche einst in der Berliner Ganisonkirche hingen, Trophäen des siebenjährigen Krieges, und nach dem Degen Friedrichs des Großen, den die Franzosen 1806 uns fortgenommen hatten, wurde vielfach gesucht und gefragt, und der letztere auch endlich ausgeliefert. Die Fahnen, versicherte man uns dagegen, seien verbrannt worden. Außerdem forderte Blücher eine hohe Contribution und Tafelgelder für die in Paris einquartierten Offiziere. In Bezug auf die Wiedereinsetzung Ludwigs XVIII. und sonstige innere Landesangelegenheiten schrieb Blücher den Franzosen keine Gesetze vor, sondern stellte es ihnen frei, sich eine Regierung nach ihrem Belieben einzurichten. Um indessen alles bisher Befohlene und Eingeleitete ohne Störung durchführen zu können, war es dem Feldmarschall, und mehr noch Gneisenau, darum zu thun, daß unser König vor seiner Ankunft in Paris, und besonders ehe er mit dem Kaiser Alexander darüber Verabredungen getroffen, von allem Geschehenen und dem Fürsten noch ferner nothwendig Erscheinenden genau unterrichtet werde. Denn nicht ohne Grund fürchtete man, der russische Kaiser werde, durch die Schmeicheleien der Franzosen bewogen, manche Forderung wieder rückgängig machen wollen.

„Es wurde also ein Memoire aufgesetzt, das in gedrängter Kürze alles enthielt, was bisher geschehen und beschlossen war, sowie die Gründe, welche den Fürsten Blücher zu dieser Handlungsweise vermocht hatten. Auch was in politischer Hinsicht noch zu fordern nothwendig erschien, wurde berührt, und zu allem die Zustimmung des Königs erbeten. Mit dieser Denkschrift Seiner Majestät entgegenzureisen, sie zu überreichen und nöthigenfalls mündlich zu ergänzen, erhielt ich den Auftrag und begab mich am Abende des neunten Juli mit Courierpferden von St. Cloud nach Meaux, das ich andern Morgens erreichte. Hier befanden sich bairische Truppen unter dem Fürsten Wrede, und ich erfuhr, daß der König und der Kaiser Alexander an diesem Vormittage

hier erwartet wurden und daß man Pferde für ihre Weiterreise bereit halte. Während des Umspannens hoffte ich meine Depeschen sicherer übergeben zu können, als auf offener Landstraße, und beschloß also, hier zu bleiben. Meine Meldung beim Marschall Wrede wurde von diesem, ähnlich dem Kronprinzen von Schweden, im Bette angenommen. Ich mußte mich neben demselben niedersetzen und unterhielt mich eine starke halbe Stunde mit dem Fürsten über militärische und politische Verhältnisse, wobei ich von ihm den Eindruck eines sehr gescheuten und kenntnißreichen Mannes empfing. Ueber den eigentlichen Zweck meiner Sendung ließ ich mich natürlich nicht aus. Gegen Mittag trafen die Monarchen ein, Beide in demselben Wagen neben einander sitzend, so daß ich, ohne zugleich vom Kaiser gesehen zu werden, an den König nicht herantreten konnte. Als indessen die Aufstellung der bairischen Truppen und der General Wrede die Augen der Herrscher auf sich zogen, verließen sie den Wagen, und ich nahm den Moment wahr, mit meinem Aktenstück in der Hand mich dem Könige zu nähern, der sichtlich nicht in der besten Laune sich befand. Auf seine Frage, was ich hier wolle, überreichte ich das Memoire, hinzufügend, daß ich für jede etwaige nähere Auskunft instruirt sei. „So sagen Sie doch gleich, was der General Blücher damit will," sagte der König verdrießlich; da in diesem Augenblick jedoch auch der Kaiser herantrat, war es mir nicht möglich, mich frei zu äußern, und mußte ich mich mit einigen allgemeinen Reden begnügen. Der König zuckte die Achseln, warf keinen Blick auf die Papiere und ließ sie in den Wagen legen, welchen er mit dem Kaiser bestieg und davon fuhr. Mein Auftrag war also mißglückt, und als ich spät Abends nach St. Cloud zurückkehrte, stimmte diese unerfreuliche Nachricht meine Vorgesetzten nicht heiterer, nachdem sie ohnehin einen sehr ärgerlichen Tag verlebt hatten. Ludwig XVIII. war nämlich am Abend des neunten ganz still in Paris eingetroffen, und da auch die siegreichen Monarchen erwartet wurden, so hatte

Blücher seinen Lieblingsgedanken, die Sprengung der Brücke von Jena, rasch und übereilt in Ausführung bringen müssen. Am Nachmittage des zehnten Juli hatte die Sache vor sich gehen sollen. Halb Paris stand in banger Erwartung und verbissener Wuth an den Ufern der Seine, allein die Vorbereitungen waren zu hastig getroffen worden und als das Sprengpulver angezündet war, da — parturiunt montes, nascetur ridiculus mus — flog ein Stein aus dem Brückenbogen! Angst und Groll der Menge löste sich in schadenfrohes Gelächter auf und der Verdruß war auf unsrer Seite. Eine Wiederholung konnte bei Anwesenheit der Herrscher nicht stattfinden, und so mußte Blücher darauf verzichten. Als ich ihm nach meiner Rückkunft meinen Rapport abstattete, war er in Folge dieser verschiedenen Fehlschläge sehr mißvergnügt, auch fühlte er sich in diesen Tagen vielfach unwohl. Blutigel hätten ihm eine Erleichterung verschaffen können, sonderbarerweise waren aber keine aufzutreiben. In den folgenden Tagen langten verschiedene Gnadenbezeigungen im Hauptquartier an; der Fürst erhielt einen für ihn eigens erfundenen Orden, das eiserne Kreuz in goldnen Strahlen, als Stern auf der linken Brust zu tragen. Indessen ward auch hierdurch seine Stimmung nicht verbessert, da er auf ein Geschenk an Geld oder Grundbesitz gehofft hatte. „Was soll ich nu wieder mit dem Ding da machen?" sagte er, als das Gnadenzeichen eintraf. „Ich habe schon so viele Ordens, deß ich nicht weeß, wo ich sie lassen soll. Wenn's noch ein Glas mit Blutigel wäre, so könnte ich sie mir doch ansetzen!"

„Gneisenau erhielt den schwarzen Adlerorden, ich den russischen St. Wladimirorden vierter Classe, preußischerseits aber keine Auszeichnung, während mehrere andere Adjutanten, darunter einige meiner Hinterleute, zum Oberstlieutenant avancirten. Der General Gneisenau sprach in meiner Gegenwart mit dem Fürsten über diese ihm auffallende Uebergehung; Blücher versicherte bestimmt, daß mein Name auf der Liste der vorgeschlagenen gestanden habe,

versprach auch, sich nochmals für mich zu verwenden. Oberst von Thile, Generaladjutant des Königs, zeigte mir später die vom Hauptquartier eingereichte Vorschlagsliste, mein Name befand sich aber nicht auf derselben; es war mithin nur anzunehmen, daß ein Versehen des Abschreibers vorgefallen. Dabei hatte die Sache ihr Bewenden, indessen wurde diese Unannehmlichkeit mir dadurch vergütet, daß Blücher sowohl, als Gneisenau, mir bei dieser Gelegenheit auf's Neue ihre volle Zufriedenheit aussprachen.

„Da nach des Königs Ankunft sehr bald die diplomatischen Verhandlungen ihren Anfang nahmen und Gneisenau zu denselben hinzugezogen wurde, so mußte er in Begleitung seines Personals nach Paris ziehen. Der General selbst, Major von Stosch und ich erhielten unsere Wohnung im Hotel einer Prinzessin Rohan, die eine alte eitle und geschwätzige Frau war. Gleich bei unserm ersten Besuch überschüttete sie uns mit Erzählungen von ihren Ahnen, bis zu Dünois, dem Bastard von Orleans. Auch von ihrer Tochter bekamen wir viel zu hören, und endlich erkundigte sie sich sehr theilnehmend nach dem „prince“ Krafft, der früher bei ihr gewohnt hatte, und ein Verehrer der Tochter gewesen zu sein schien. Gneisenau belehrte sie, daß dieser kein Prinz, sondern ein preußischer Oberstlieutenant von Krafft sei, „mais,“ setzte er mit größter Verbindlichkeit hinzu, „soyez bien sûre, madame, que toujours un lieutenant-colonel prussien vaut tant qu'un prince français!“ — Die alte Dame machte uns den Aufenthalt in ihrem Hause in kurzer Zeit völlig unerträglich. Sie verfolgte den General mit ihren endlosen Unterhaltungen bis in seine Zimmer, und wenn er sich in dieselben einschloß, so lauerte sie ihm auf dem Corridor auf, sobald er ausging. Mittags, während wir bei großer Hitze in dem schattigen kleinen Garten speisten, trat die Prinzessin auf einen nach dieser Seite hinausgehenden Balkon, spielte Guitarre und sang mit ihrer alten schrillen Stimme die schmachtendsten französischen Lieder.

Nach kurzer Zeit bezogen wir deshalb ein anderes Quartier im Hause des Prinzen Roche-Chouart, dessen Besitzer abwesend war, und uns ganz ungestört in der leeren, aber gut eingerichteten Wohnung ließ. Die Lage in der Straße Babylon, unmittelbar an den boulevard des invalides stoßend, war sehr angenehm, und da ich hier zwei und einen halben Monat verbrachte, so hatte ich Muße genug, mich mit Paris und seinen Kunstschätzen vertraut zu machen. Die Stadt selbst brachte nicht den von mir erwarteten Eindruck hervor; der beständige Wechsel enger und krummer Gassen, oder wüster unbebauter Stellen mit herrlichen Gebäuden und prachtvollen Häuserfronten erschien mir allzu unharmonisch. Den größten Genuß gewährte mir der Aufenthalt in den Museen und den Kunstsammlungen der Tuilerieen und des Palais Luxemburg. In den Gemäldegalerieen bemühte ich mich, die Eigenthümlichkeiten der verschiedenen Schulen und der berühmtesten Maler näher kennen zu lernen; unter den Antiken aber ging mir zuerst der Sinn für die Herrlichkeit der Sculptur auf, und einige dieser Marmorstatuen sind mir in unvergeßlicher Erinnerung geblieben. Auch die Theater wurden besucht, doch konnte das hohle Pathos der französischen Tragödie mich durchaus nicht anziehen, und Talma ließ mich sehr kalt. Im Lustspiel dagegen war die Meisterschaft der Franzosen nicht zu läugnen und konnte man erkennen, daß das Komödiespielen die eigentliche Natur dieses Volkes sei.

„Auch der Kaiser Franz von Oestreich war mittlerweile in Paris angekommen, und sämmtliche anwesende preußische Offiziere wurden ihm, mit Blücher an der Spitze, vorgestellt. Zu dem Fürsten und dessen nächster Umgebung sagte der Kaiser: „Nu, dös muß wahr sein, Ihr Herren Preußen seid wahre Taifelskerle!" Und als gleich darauf die russische Generalität zur Cour gemeldet ward, gab er, mit Beziehung auf deren viele Ordenssterne, die Genehmigung zu ihrem Eintritt mit den Worten: „Nu, loßt's

holt's Firmament hereinkommen!" Ueberhaupt war der Eindruck, den er hervorrief, ein sehr einfacher, jovialer, wenig majestätischer.

„Paris war nun von preußischen, östreichischen, russischen und englischen Truppen besetzt. Nachdem am 22. Juli die preußischen Garden eingerückt, wurde Blüchers Armee südlicher, westlich von Paris, verlegt, und etwas später stieß auch das Tauentziensche Corps, welches erst aus Deutschland nachgezogen worden, zu derselben. Das Hauptquartier des Feldmarschalls kam am 26. Juli nach Rambouillet, später nach Caen, endlich wieder nach Versailles, während Gneisenau mit seinen Umgebungen fortdauernd in Paris verblieb. Blücher selbst hielt sich gleichfalls öfters dort auf, zumal während der verschiedenen großen Paraden, bei denen die Monarchen sich gegenseitig ihre Regimenter, in deren Uniform gekleidet, vorbeiführten. Auch mehrere Manöver wurden von den Truppen ausgeführt, wobei man die eigenthümliche militärische Methode der verschiedenen Armeen kennen lernen konnte. Mich interessirte vorzüglich ein großes Cavalleriemanöver der englischen Truppen, welches Wellington mit seiner ganzen Cavallerie und reitenden Artillerie ausführte. Unzählige Zuschauer fanden sich stets bei diesen kriegerischen Schauspielen ein, ohne daß sich etwas anders als Neugierde bei den Franzosen zu regen schien. Einen besonders überraschenden Eindruck machte auf die Menge der große Militärgottesdienst auf dem Marsfelde. Am dritten August ward unseres Königs Geburtstag in preußischen Kreisen festlich begangen. Die Garden hatten ihre Kaserne, die école militaire, auf's Brillanteste beleuchtet, unter uns Offizieren fanden verschiedene festliche Zusammenkünfte statt, und ein Gedicht von Koreff zur Feier des Tages wurde deutsch in einer Pariser Druckerei gedruckt. Man sah und sprach damals in Paris eine Menge von Menschen, berühmte und unberühmte, alte und neue Bekannte, ich aber verkehrte außer mit Gneisenau, der indessen sehr in Anspruch genommen war, am meisten mit einem kleinen Kreise von Freunden,

die mir größtentheils schon in früherer Zeit nahe gestanden. Dieser vertrauten Gesellschaft hatten sich zwei jüngere Leute angeschlossen, ein Lieutenant von Behr=Negendank, früher im Lützowschen Corps, den Gneisenau als Adjutant an seine Person attachirt hatte, und der mir recht lieb geworden war, und ein Lieutenant v. P. vom zweiten Garderegiment, ein sehr braver Mensch, aber leider von beschränktem Verstande und großer Heftigkeit. Dieser Kreis, in welchem viele fröhliche Stunden verlebt wurden, versammelte sich meistentheils im Hotel des General Rapp, das den Adjutanten Gneisenau's zur Benutzung überlassen war, und in welchem Behr auch wohnte. War es aber irgend thunlich, so verbrachten wir die Abende im Freien, da die zweite Hälfte dieses Sommers von 1815 ganz außerordentlich heiß und trocken war. In den mehr als zwei Monaten, die ich in Paris zubrachte, fiel nicht ein einziger Regentropfen, und fast niemals war die Bläue des Himmels durch eine Wolke getrübt, so daß es in der großen, menschenüberfüllten Stadt oft unerträglich war. Da ich eigentlich wenig mehr zu thun, auch alle Merkwürdigkeiten reichlich genossen hatte, fing ich an, mich aus Paris herauszusehnen, und wenn ich auch Gottlob durch die Briefe meiner guten Schwester immer erwünschte Nachrichten von den Meinen hatte, so verlangte ich doch sehr danach, meinen lieben Vater wiederzusehen, dessen hohes Alter kein langes Zusammensein in der Zukunft mehr erwarten ließ. Es war mir also nicht grade unangenehm, als in den letzten Wochen des September, da der Friede in naher Aussicht stand, der General von Lingelsheim beim Könige meine Rückkehr in's Cadettencorps beantragte. Anfang October ward das Personal des General von Gneisenau aufgelöst; ich trennte mich von ihm mit innigstem Danke für alle erfahrene Güte und Freundschaft, und er seinerseits entließ mich auf die liebevollste Art. Zum Andenken an unser glückliches Zusammenleben schenkte er mir beim Abschiede sechszehn sehr seltene Kupferstiche von Albrecht Dürer, die kleine Passion genannt.

„Behr und ich beschlossen die Rückreise gemeinschaftlich zu unternehmen, und zwar dieselbe so einzurichten, daß wir das Schönste und Merkwürdigste unterwegs zu sehen bekamen. Auch einige andere liebe Freunde schlossen sich uns wenigstens für einen Theil des Weges an, darunter auch der obengenannte Lieutenant v. P.

„Ehe ich jedoch Paris verlasse, will ich erwähnen, daß während dieser Zeit nicht alle Nachrichten aus der Heimath erfreulich geklungen hatten. Es war damals die Broschüre eines Geheimerath Schmalz erschienen, welche das edelste Streben der besten Menschen verdächtigte, und den Anfangspunkt der unglücklichen Demagogenverfolgungen bildete. Viele von uns wurden durch dies Machwerk sehr erbittert, und wir hielten auch gegen Andere mit unserer Meinung nicht zurück. Mit meinem Freunde, dem Professor Arndt, der sich damals in Coblenz aufhielt, wechselte ich von Paris aus mehrere Briefe in dieser Angelegenheit, die ich indessen später sämmtlich vernichtete, da auch das bestgemeinte Wort mißdeutet werden konnte." —

Zu Pferde, durch schönstes Herbstwetter und heiterste Laune begünstigt, trat die kleine Gesellschaft befreundeter Männer am 2. October, dem Tage, an welchem der Friede geschlossen wurde, ihre Heimreise an. Wir folgen derselben nicht in ihren, in den Aufzeichnungen berichteten Einzelheiten, noch führen wir die mannichfachen Sehenswürdigkeiten auf, welche in Frankreich und Belgien die Reisenden fesselten. Alles ging nach Wunsch, nur das erregbare Temperament des Herrn v. P. rief im fremden Lande manchen tragikomischen Auftritt hervor, dessen peinliche Folgen die Freunde alle Mühe hatten, zu schlichten. So war man in der Gegend von Ham auf dem Schlosse eines zwar napoleonisch gesinnten, doch vollkommen höflichen und gastfreundlichen Grafen einquartiert, und die Unterhaltung mit der feingebildeten Familie war beim Abendessen eine durchaus angenehme.

Lieutenant v. P. jedoch, der allerwärts feindliche Anschläge und Beleidigungen witterte, obenein fast kein Wort französisch verstand, setzte seine Gefährten dadurch in die unangenehmste Verlegenheit, daß er plötzlich wüthend und mit heftigen Drohworten auf den alten Grafen losfuhr und erst nach vielen Auseinandersetzungen zu beschwichtigen war. Der Graf hatte im Laufe des Gesprächs das Wort „machinalement“ gebraucht, und P., welcher wenigstens wußte, daß „allemand“ „deutsch“ bedeute, die Meinung gefaßt, der Sprechende habe die Deutschen „Maschinen“ gescholten, welche Kränkung zu rächen, er sich berufen fühlte.

Ueber Lüttich und Aachen ging die Reise nach Cöln, woselbst der Dom in seinem damals noch so trümmerhaften Zustande Hüser's Interesse in hohem Grade erregte. In Bonn war ein Zusammentreffen mit Arndt verabredet worden, und daß in seiner Gesellschaft die Feier des 18. October am nun wieder deutschen Rheinstrome begangen werden konnte, war eine besonders erhebende Fügung. In Arndts Begleitung wurde der festliche Tag im Hause des edeln Grafen von der Lippe zu Oberkassel verbracht, Nachmittags der Drachenfels bestiegen und in vollen Zügen die Poesie der herrlichen, im Flaggenschmuck und unter dem Geläut aller Glocken sich präsentirenden Gegend genossen. Als bei einbrechender Dunkelheit auf dem Drachenfels selbst, auf Rolandseck, Godesberg und andern umliegenden Höhen die Holzstöße loderten, unten Böller krachten und Schulkinder patriotische Lieder sangen, als die vereinten deutschen Männer im besten elfer Rheinwein sich und dem Vaterlande eine segenvolle Zukunft zutranken, da meinte Hüser, noch nie so entzückende Eindrücke empfangen zu haben. Seinem Wunsche entsprechend, beschlossen die Freunde, den Umgebungen des Rheins möglichst viel Zeit zu widmen, da Hüser, wenig ahnend, welcher große Theil seines Lebens und Wirkens in diese Gegenden fallen sollte, es für sehr zweifelhaft hielt, ob er jemals wieder Gelegenheit zu ihrer Kenntnißnahme finden

werde. So ritt man denn in kurzen Etappen über Koblenz, wo die damalige Ruine des Ehrenbreitstein und die alte Karthause bestiegen wurden, rheinaufwärts nach Mainz. Hier trennte sich die Gesellschaft, um verschiedene Wege einzuschlagen, nur Herr von Behr und Hüser setzten ihren Weg gemeinsam über Frankfurt fort. Letzterer hatte in Mainz bei dem Commandanten, General Krauseneck, der die Meldung der Offiziere empfing, die ihn überraschende Erfahrung zu machen gehabt, daß nicht allerwärts seine eigene Bewunderung und Verehrung für Gneisenau getheilt werde, sodann aber im gütigen Geleit des Ingenieurs vom Platz, Obersten Lebauld de Nans, Gelegenheit, die Festung nebst allen Außenwerken genau zu besichtigen. Wie vertraut er einst mit diesem Terrain werden sollte, lag zu jener Zeit noch im Dunkel einer fernen Zukunft verborgen.

Von Frankfurt aus die Reise in rascheren Tagemärschen fortsetzend, in Eisenach auch von dem letzten seiner Gefährten, der nach Rudolstadt wollte, sich verabschiedend, langte Hüser in Halle an, wo er während eines Ruhetages seine Bekannten aufsuchte und die Erinnerung der stürmischen Wochen von 1813 auffrischte. Eine große, freudige Ueberraschung bereitete ihm am Abende vor der Abreise ein durch die Bürgergarde und die Halloren dargebrachter Fackelzug, bei welchem dessen Führer ihm in einem kräftigen Lebehoch den Dank der Stadt für seine Bemühungen um ihr Wohl aussprach. Es war ein befriedigender und ergreifender Abschluß einer ereignißreichen Lebensperiode, an welche mit der Heimkehr in die Berliner Verhältnisse eine neue, wenn auch anfänglich in gewohnten Kreisen, sich anreihen sollte.

Elftes Kapitel.

Abermals im Cadettencorps. Die Demagogenverfolgungen. Verheirathung und häusliches Leben. Tod des Vaters. Rücktritt in die Armee. 1816—1823.

Der Janustempel, der zu Europa's Schrecken so lange offen gestanden, hatte sich endlich geschlossen, und was die Riesenarbeit der Kriegsjahre geschaffen und eingeheimst, sollte durch die stillere Thätigkeit langer Friedenszeiten geordnet, verwaltet und verwerthet werden. Das Bewußtsein, dem frisch aufgepflügten Boden eine neue Zukunftssaat zuführen und dem Vaterlande für einstige Kämpfe neue Kräfte heranbilden zu sollen, ließ den Heimgekehrten mit, wenn möglich, vermehrtem Eifer sein Werk der Jugenderziehung wieder aufnehmen. Sein Hauptprinzip, sich zum Freunde seiner Zöglinge zu machen und, indem er seine ganze Zeit und Kraft ihnen widmete, als Gegengabe ihr ganzes Wesen sich zu eigen zu machen, blieb unverändert dasselbe. Bei zunehmender Reife und Männlichkeit auf seiner Seite aber mußte das Verhältniß mehr und mehr den väterlichen Charakter annehmen. Immer strenger sich selbst und die aufbrausende Heftigkeit seines eignen Temperaments in Zucht haltend, stellte, wie frisch und heiter er auch die Jugendinteressen seiner Pflegebefohlenen theilte und förderte, Hüser denselben die ernsten Ziele und Zwecke des Lebens doch immer

unumwundener vor Augen. Ein ganz besonderer Gegenstand seiner Fürsorge ward die Einwirkung auf diejenigen jungen Leute, welche zur Einsegnung vorbereitet wurden. Durch Lectüre, Belehrungen und vertrauliche Gespräche ließ er nicht ab, die Wahrheiten, die im Religionsunterricht ihnen geboten wurden, den einzelnen Gemüthern zugänglich zu machen, und ganze Hefte ernster, christlicher Betrachtungen und Ermahnungen, die er vor dem Zeitpunkte der Confirmation seinen Cadetten vorgetragen, finden in seinem Nachlaß sich aufbehalten. Daß eine solche Verfahrungsweise ihm — dem kräftigen, harmlos fröhlichen und keinem erlaubten Lebensgenusse abholden Manne — den Namen eines Pietisten eintrug, den man des Strebens bezichtigte, der militärischen Jugend eine kopfhängerische Richtung aufprägen zu wollen, dürfte kaum Wunder nehmen. Auffallender für unsere heutigen Anschauungen erscheint die in jenen Tagen bestehende Verbindung der Begriffe ernster Religiosität und politischer Freisinnigkeit. „Wer eine christliche oder eine deutsche Gesinnung aussprach," schreibt Hüser, „wurde damals für einen Demagogen und Volksverführer gehalten, und so genossen denn auch ich und die meisten meiner Freunde die Ehre, als Demagogen verschrieen zu werden und unter der in den nun folgenden Jahren ausbrechenden, sich immer steigernden schrecklichen Jagd auf eingebildete revolutionäre Meinungen leiden zu müssen."

Ein zu Ende des Jahres 1815 sich ereignender Vorfall lieh für die betreffenden Kreise die erste Anknüpfung der immer weiter greifenden Verdächtigung. Hüser's Denkwürdigkeiten berichten über die damals Aufsehn machende Begebenheit Folgendes:

„Nicht lange nach meiner eignen Rückkehr aus Paris trafen auch die Garden wieder in Berlin ein, darunter der Lieutenant v. P., der von Mainz aus sich wieder dem zweiten Garderegiment angeschlossen hatte. Er besuchte mich und erzählte mir mit der bei ihm sehr häufigen Aufregung, daß er unmittelbar nach dem

Einrücken bei dem Geheimerath Schmalz gewesen sei und diesen wegen seiner Schrift zur Rede gestellt habe. „Bist Du Schmalz, der sein Volk verräth?" hätte er ihn gleich angeredet und ihn dadurch tüchtig in die Enge getrieben. Natürlich konnte ich dies Benehmen nicht billigen, war aber nicht im Stande, den rechtlichen, doch beschränkten und excentrischen Menschen von der Verkehrtheit seiner Handlungsweise zu überzeugen. Auch mein Freund, der Capitain von Schmeling, gleichfalls vom zweiten Garderegiment, kam sehr bestürzt über P.'s Unvorsichtigkeit zu mir, und da wir Beide die übelsten Folgen voraussahen, so entschlossen wir uns, gemeinsam den Geheimerath Schmalz aufzusuchen, mit dem wir von der großen Landesloge her oberflächlich bekannt waren. Bei diesem Besuche anfänglich freundlich aufgenommen, wurden wir doch bald der Verlegenheit des Geheimeraths inne, als wir, mit unserem Zwecke herausrückend, die Uebereilung P.'s dadurch entschuldigten, daß wir ihm ein Bild dieses exaltirten Charakters entwarfen. Wir baten ihn dringend, die ganze Geschichte als Ausfluß einer halb unzurechnungsfähigen Stimmung zu betrachten und nach allen Seiten hin Schweigen darüber zu beobachten; unsrerseits aber konnten wir freilich nicht vermeiden, zuzugestehen, daß wir, der Hauptsache nach, P.'s Meinungen theilten und nur sein Auftreten mißbilligten. Der Herr Geheimerath wand sich erst hin und her, machte dann einige sehr unwillige Bemerkungen auch gegen uns, gab aber dennoch das Versprechen, die Angelegenheit auf sich beruhen zu lassen. Schmeling und ich hatten indessen von Anfang des Gespräches an den Eindruck empfangen, als sei bereits etwas zur Veröffentlichung der Sache gethan worden. Wie dem auch sein mochte, bald genug war das Gerücht davon dem Herzoge Karl von Mecklenburg (commandirendem General des Gardecorps) zu Ohren gekommen und forderte dieser, wie Schmalz mir erklärte, den Beleidigten auf, gegen P. zu klagen. Dies geschah; eine sich lange hinschleppende Untersuchung wurde

eingeleitet, während welcher P.'s überspanntes Benehmen allerdings Veranlassung zu ernstem Tadel gab; Schmeling's und mein Antheil an der Geschichte wurde ebenfalls an's Licht gezogen und ersterer versetzt, während P. längeren Arrest erhielt. Mir selbst geschah zwar nichts, doch wußte ich, daß ich von da ab verdächtig blieb." —

Für die von außen her drohenden unerfreulichen Verwickelungen sah Hüser sich durch die Liebe und Anhänglichkeit seiner Zöglinge und mehrerer seiner Mitarbeiter auf's beglückendste entschädigt. Sein Geburtstag im Winter 1816 war, wie in vergangenen Jahren, ein Festtag der ganzen Compagnie, die ihm zahlreiche Beweise ihrer Zuneigung und Dankbarkeit darbrachte. Eine besondere Freude aber ward ihm diesmal durch die ihn überraschende Erscheinung des alten, hochverehrten Baron Kottwitz zu Theil, der zwar ein Bekannter seines Vaters, mit Hüser jedoch bisher in keiner näheren Verbindung gewesen war. Man kann Herrn von Kottwitz, mindestens für Berlin und die schlesische Gebirgsgegend, den Begründer Dessen nennen, was man heute unter innerer Mission versteht. Sein ganzes Leben war der Fürsorge, leiblicher wie geistiger, für nothleidende Mitmenschen gewidmet; in der kleinen ländlichen Gemeinde armer Weber vor den Thoren Berlins, in deren Mitte er wohnte, waltete er mit unermüdlicher, reichgesegneter Treue. Von einem solchen Manne aufgesucht und mit einem Segenswunsche für sein neues Lebensjahr bedacht zu werden, empfand Hüser als eine höhere Auszeichnung, denn ein glänzender Ordensstern ihm gewährt haben könnte. Von jetzt an erschien der würdige alte Herr zuweilen im Cadettencorps, seine Billigung der Erziehungsgrundsätze seines Günstlings aussprechend und es nicht verschmähend, in seiner sanften, stillen Weise Rathschläge aus dem Schatz seiner Menschenkenntniß darzureichen.

Auch nach andern Richtungen wurde in diesem Winter der Bekanntenkreis erweitert. Hüser trat sowohl der Berliner Lieder-

tafel als der sogenannten gesetzlosen Gesellschaft bei, welche letztere wöchentlich einmal zum Mittagstische eine Anzahl gleichgesinnter Männer im Austausch höherer Ideen und im Genuß einer fröhlichen Geselligkeit vereinte. Ihr Director war damals der berühmte Philolog und Bibliothekar Buttmann, dessen kaustischer Witz die Heiterkeit der Versammlung nicht wenig belebte.

Allein weder diese und ähnliche gesellige Freuden, noch der, ungestört seinen Fortgang nehmende Verkehr mit Angehörigen und Freunden, noch auch der Umgang mit seinen Pfleglingen, konnten in Hüser's, für das Glück der Häuslichkeit geschaffenem Gemüth das wachsende Bedürfniß nach einem eignen Familienleben auf die Dauer verdrängen. Der vor zwei Jahren bereits in ihm aufgestiegene Wunsch, die Freundin seiner Cousine, die edle und geistvolle Charlotte Sack sich zu gewinnen, nahm bei wiederholten Begegnungen mit derselben eine immer greifbarere Gestalt an, und zu Anfang des Jahres 1817 bewarb er sich offen um ihre Neigung und ihre Hand. Ohne Schwierigkeit ward ihm beides gewährt, und unter den freudigsten Glückwünschen aller ihm Nahestehenden, machte diese Verbindung ihn zum Mitgliede einer der geachtetsten und ausgezeichnetsten Familien Berlins.

Der Vater seiner Braut, seit Kurzem zum ersten evangelischen Bischofe ernannt, Friedrich Samuel Gottfried Sack, Religionslehrer Friedrich Wilhelms III. und dessen sämmtlicher Geschwister, sowie des damaligen Kronprinzen, nachherigen Königs Friedrich Wilhelm IV., bis an sein Ende geistlicher Berather der königlichen Familie, nahm durch diesen Beruf sowohl, als durch sein vorzügliches Geschick in Verwaltung und Vertretung der Angelegenheiten der reformirten Kirche, eine bevorzugte Stellung ein. Seine tiefe und klare Frömmigkeit und Ueberzeugungstreue, die mit gleichem Freimuth den bedenklichen Forderungen des Wöllnerschen Edikts entgegengetreten, wie sie späterhin in einem bekannten Briefwechsel einigen, ihn jenseits der Grenzen des christlichen Bekenntnisses be-

dünkenden philosophischen Meinungen Schleiermacher's widersprach, hatten ihm allgemeine Ehrfurcht und Vertrauen erworben. Als Religionslehrer und Casualredner berühmt, war er der Freund und Gewissensrath vieler, durch Geburt und Stellung hervorragender Familien. Eine, die Würde des gläubigen Geistlichen mit derjenigen einer reinen und edeln Humanität verbindende Persönlichkeit, eine, für seine Zeit bedeutende klassische Bildung und der ihm eigne feine Tact des vollkommenen Gentleman befähigten ihn in hohem Maße für diese Aufgabe. Als Hüser ihm nahe treten durfte, stand der Bischof bereits im achtzigsten Jahre eines reichgesegneten, geistesfrischen Greisenalters, welches durch die fürsorglichen Gunstbeweise seines Königs auch in äußerlichen Beziehungen zu einem durchaus behaglichen gestaltet worden.

Von einem Manne dieser Art als Sohn freudig begrüßt und, wie die Traurede es ausspricht, in vollster Zuversicht mit dem Glücke — man darf wohl sagen: seiner Lieblingstochter — betraut zu werden, mußte für Hüser eine hohe Genugthuung in sich schließen. Daß eine Schwester seiner Braut die Gattin des damaligen Kammergerichtsrath Eichhorn, ist bereits erwähnt, auch von den beiden jüngeren Söhnen des Hauses gesprochen worden. Der älteste, an Jahren weit voraussstehende, war der derzeitige Geheime Justizrath, spätere Chefpräsident des Geheimen Obertribunals, Wilhelm Sack, eine, in älteren Juristenkreisen wohlbekannte und geachtete Persönlichkeit.

Am 24. April 1817 ward die Hochzeit gefeiert, der ehrwürdige Vater sprach selbst den Segen über das Paar, welches die beiderseitigen Familienglieder und Freunde umstanden. Hüser war glücklich, seinem eignen geliebten Vater diese Freude noch bereitet zu haben und empfand es zugleich als einen Vorzug, daß im Kreise theilnehmender Hochzeitsgäste auch die beiden, von ihm so hochverehrten Männer, Schleiermacher und Gneisenau, nicht fehlten.

Nur ein halbes Jahr, nachdem die Verbindung geschlossen

worden, entrückte bereits der Tod den ehrwürdigen Bischof Sack den Seinigen und die, wenige Wochen später, am Reformationsfeste des Jahres 1817, stattfindende Einführung der Union beider evangelischen Kirchengemeinschaften, sollte von Demjenigen nicht mehr erlebt werden, dessen eifrigste Thätigkeit dem Abschlusse dieses Werkes gegolten hatte. In Hüser's Gemüth fand die Neugestaltung der kirchlichen Verhältnisse einen um so theilnahmvolleren und freudigeren Anklang, als er selbst, lutherisch erzogen, durch seine geistlichen Freunde, wie durch seine Gattin, mit der reformirten Kirche bereits in engste Beziehung getreten war.

In den ersten Jahren der Ehe wurden während der Sommerferien des Cadettencorps von den jungen Gatten Ausflüge unternommen, welche man zu jener Zeit große Reisen nannte. So 1818 nach Schlesien, behufs einer Badekur in Warmbrunn. „Da der General von Gneisenau," bemerkt Hüser bei dieser Veranlassung, „sich um dieselbe Zeit auf seinem Gute Erdmannsdorf aufhielt, so wurden wir öfters zu ihm eingeladen und hatten Gelegenheit, seine meisterhafte Kunst, sowohl im Freundeskreise, als in großer Gesellschaft, den Wirth zu machen, bewundern zu können. Jedem wußte er es in seinem Hause behaglich zu machen, Jeden so zu unterhalten, wie es dem Gast am angenehmsten sein mußte, und unerschöpflich war er in Veranstaltungen zum allgemeinen Vergnügen, die auf's Sinnreichste erdacht und auf's Splendideste ausgeführt wurden. So gab er während unserer Anwesenheit einmal eine große Mittagstafel an einem der schönsten Punkte des Riesengebirges, unweit der Annenkapelle und des Haynfalls, wo unter schattigen Bäumen, bei herrlichster Aussicht, wie durch Zauber ein Tisch mit allem Nothwendigen und Ueberflüssigen gedeckt stand. Sein Gut Erdmannsdorf hatte der General durch Aufführung neuer Gebäude und Verschönerung der Gartenanlagen in einen sehr verbesserten Stand gesetzt. Auch seine Nachbarin und Freundin, die verwittwete Ministerin von Rheden, Tochter des Braun-

schweig'schen General von Riedesel, der im amerikanischen Kriege einen militärischen Ruf erlangt hat, lernten wir kennen. Wir mußten sie auf ihrem, unweit Erdmannsdorf gelegenen Gute Buchwald mehrmals besuchen und gefielen uns sehr in der Gesellschaft dieser geistreichen, gebildeten Frau, die in Amerika geboren war und eine Masse interessanter Erlebnisse erfahren, eine Masse bedeutender Personen kennen gelernt hatte."

Eine andere Reise im Sommer 1819 führte das Ehepaar nach Dresden, der sächsischen Schweiz, Teplitz und Prag. Mit größerer Ruhe, als während jenes hastigen und erregten Aufenthalts im Jahre 1809, besuchte Hüser die schönen und interessanten Punkte der eigenthümlichen Stadt, wobei auch die Schlachtfelder in ihrer Umgebung nicht vergessen wurden. Mühsam und erst nach vielfacher Nachfrage gelang es, Scharnhorst's Grab auf dem Invalidenkirchhofe am Fuße des Ziskaberges aufzufinden. „Es war mir ein sehr betrübtes Gefühl," berichten die Aufzeichnungen, „das Grab dieses Mannes, der so viel für uns gethan, völliger Vergessenheit anheim fallen zu sehen, und als ich nach Berlin zurückkehrte, erzählte ich Vielen, darunter auch dem General von Menü, daß man schon jetzt in Prag Scharnhorst's Grabstätte kaum noch nachzuweisen wisse. Menü benutzte diese Mittheilung, um in der Armee eine Subskription zum Zweck eines Denkmals für Scharnhorst zu veranstalten, wobei 7000 Thaler einkamen. Doch ist mir bisher*) noch nicht bekannt geworden, daß sie eine Verwendung für ihren Zweck gefunden haben."

Für Hüser waren solche zeitweilige Erholungen zum dringenden Bedürfniß geworden, da körperliche und geistige Frische von ihm zu weichen begannen, nicht sowohl durch die immerhin be-

---

*) Geschrieben im Beginn der dreißiger Jahre. Seitdem ist bekanntlich Scharnhorst's Leiche nach Berlin übergeführt worden und hat eine würdige Ruhestatt auf dem Invalidenkirchhofe daselbst erhalten.

deutenden Anstrengungen seines Erzieherberufs, dem er auch nach seiner Verheirathung mit gleichem Eifer und gleicher Liebe oblag, als besonders durch Kümmernisse und Erregungen, die ihm außerhalb, wie innerhalb seines Wirkungskreises zuwuchsen. Lassen wir über einige derselben seinen eignen Bericht reden.

„Auf den fröhlichen Winter (1818/19) folgten Tage ernster Trauer und großer Besorgnisse nicht blos für einzelne Individuen, sondern für den Zustand unseres Vaterlandes, das in sehr bedenkliche Bahnen gerathen war. Von manchen Seiten waren ursprünglich reine nnd edle Ideen auf eine übertriebene Spitze gestellt worden. Manche hatten sich auch nur unvorsichtig und kindisch benommen. So waren aus Jahn's Munde in seinen Vorlesungen extravagante Aeußerungen gefallen, junge Leute hatten unreife Meinungen zu verbreiten gesucht, nirgends aber war bisher etwas wirklich Strafbares vorgefallen. Da mußte eine That politischen Wahnsinns, doppelt wahnsinnig, weil sie ganz zwecklos war, den Feinden aller idealen jugendlichen Regungen die erwünschte Handhabe leihen, um offene und geheime Verfolgungen einleiten und die höchsten Personen von deren Nothwendigkeit überzeugen zu können. Am 23. März ermordete der unglückliche Fanatiker Sand den Schriftsteller Kotzebue, und dadurch wurde eine Reihe von Untersuchungen eröffnet, die von vornherein jede freiere Richtung strafbar finden wollten, und eine heimliche Aufpasserei und Angeberei eingeführt, welche jeden Edeldenkenden empören mußte. Der Minister Fürst Wittgenstein, der Geheimerath von Kamptz und einige der bei jeder Universität fungirenden Regierungsbevollmächtigten, haben durch die feindselige und quälende Art, wie sie die Untersuchungen zu leiten verstanden, ihre Namen in sehr trauriger Weise der preußischen Geschichte eingeschrieben. Bei mehreren meiner Freunde wurde Haussuchung gehalten und ihre Correspondenz fortgenommen; Arndt, der wegen seiner Schriften gefährlich erschien, wurde seiner Professur in Bonn enthoben, Jahn auf die

Festung gesetzt, der Professor De Wette wegen eines Trostbriefes, den er an die Mutter Sand's geschrieben, aus Berlin verwiesen. Selbst Gneisenau war mißliebig geworden und verlor das Gouvernement am Rhein, was man freilich dadurch wieder zu vergüten suchte, daß man ihn zum Gouverneur von Berlin machte. Schleiermacher konnte man nichts anhaben, so viel Mühe man sich auch gab. Auch bei mir wurde auf strafbare Entdeckungen gehofft, da ich ja schon durch Einführen des Turnens in meiner Compagnie verdächtig war. Ich mußte über einzelne Ausdrücke in meinen, bei Arndt gefundenen Briefen Rede stehen, sowie darüber, was ich bei dem, dem Professor De Wette von seinen Freunden gegebenen Abschiedsmahl gesprochen. Ich hatte bei dieser Gelegenheit den Toast auf Blücher mit den Worten ausgebracht: „dem Anführer der Angeführten!" und man wollte hinter denselben durchaus einen geheimen und gefährlichen Sinn erblicken. Trotz aller Mühe ließ sich indessen nichts herausfinden, wobei man mich hätte fassen können, ebensowenig als bei der Inspizirung des ganzen Cadettencorps durch den General von Pirch etwas Erhebliches herauskam. Man fürchtete, daß die Anstalt durch freisinnige Tendenzen angesteckt sei, und eine gründliche Reinigung sollte vorgenommen werden. Da sich aber nichts Bedenkliches zeigte, so fiel dieser Inspection nur die gute Einrichtung der Gouverneuranstellungen zum Opfer, weil von diesen Männern, als ehemaligen Studenten, ein verderblicher Einfluß befürchtet ward. Nach vielen Bemühungen wurde indessen jeder Compagnie einer der jungen Theologen unter dem Namen eines Repetenten belassen."

Werfen wir an der Hand der Aufzeichnungen noch einen Blick auf die Zustände und Erlebnisse innerhalb des Cadetteninstituts während der zuletzt abgelaufenen und der zunächst folgenden Jahre.

Wir finden, wenige Monate nach der Rückkehr aus Frankreich, die Erwähnung einer Feierlichkeit, welche Hüser um so mehr

erfreute, als er sich gewissermaßen den Urheber derselben nennen durfte. Sich in Paris vom Fürsten Blücher verabschiedend und von demselben befragt, ob ihm nicht irgend ein Geschenk als Andenken erwünscht sei, hatte Hüser um den, bei Belle-Alliance den Siegern in die Hände gefallenen Degen Napoleons für das Berliner Cadettencorps gebeten und war die Gabe von Blücher bewilligt worden. Der General von Lingelsheim hatte darauf ein Bildniß des Feldmarschalls anfertigen lassen, um es mit jener historisch denkwürdigen Waffe zugleich im Speisesaal der Cadetten aufzustellen, was mit großer Feierlichkeit am 1. Mai 1816 geschah.

Aber die Tage des, nach Hüsers Beschreibung gutmüthigen, wenn auch eiteln und wunderlichen Chefs, des Generals von Lingelsheim, in der Cadettenanstalt waren gezählt. Während derselbe sich auf einer Reise, behufs Inspizirung des Culmer Corps befand, gedachte der Director des Berliner Instituts, Oberst von Marschall, mit welchem Hüser nicht im besten Einvernehmen stand, sowohl Lingelsheim, als dessen Schützlinge zu stürzen, indem er dem Kriegsministerium, und durch dasselbe dem Könige, verschiedene Gebrechen der Anstalt enthüllte.

„Allein," so berichten die Denkwürdigkeiten, „wer Andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein. Der damalige Kriegsminister, General von Boyen, ließ mich zu sich kommen, theilte mir die Berichte des Obersten von Marschall mit und besprach mit der ihm eigenen Einsicht und Gründlichkeit die ganze Angelegenheit. Ich stand nicht an, ihm über die Verhältnisse und Persönlichkeiten reinen Wein einzuschenken, worauf denn der General von Wolzogen beauftragt ward, einen neuen Organisationsplan zu entwerfen. Von dem Letzteren bei dieser Arbeit öfters zu Rathe gezogen, versprach ich mir manches Gute von deren Ausführung. Leider aber wurde — ich weiß nicht, aus welchem Grunde — höheren Orts nicht darauf eingegangen. Indessen trugen die einmal angeregten Verbesserungsentwürfe dennoch ihre Früchte. Eines

Mittags, als das Personal des Cadettencorps sich zur Parade auf dem großen Hofe des Gebäudes versammelte, erschien auch der General von Lingelsheim, räusperte sich mehrmals und sagte alsdann in einiger Verwirrung zu den Umstehenden: „Meine Herren — ich weiß nicht — ich habe da eine Cabinetsordre bekommen — Seine Majestät wollen gnädig für mein Alter sorgen — ich bin Generallieutenant geworden und habe mein ganzes Gehalt behalten. Ja, der König hat mir in Gnaden einen ehr- und sorgenlosen Abschied verliehen! Oberst Marschall, Sie übernehmen für's Erste das Corps!" Darauf erwiederte Marschall sehr kleinlaut: „Das wohl nicht, ich habe ebenfalls eine Cabinetsordre und bin auf Wartegeld gesetzt." „Ei der Tausend!" rief Lingelsheim, „dann muß Oberstlieutenant von Schnehen (der älteste Stabsoffizier der Anstalt) das Corps übernehmen!" Sehr verlegen entgegnete Schnehen: „Auch ich habe eine Cabinetsordre und meinen Abschied erhalten!" Für uns Umstehende war es wie die plötzliche Entladung eines Gewitters, und keiner wußte mehr, wen zunächst der Blitz treffen werde. Nun aber traten große Aenderungen ein. Der neue Commandeur, Oberst von Brause, der bisher Erzieher des Prinzen Wilhelm, zweiten Sohns des Königs, gewesen, mochte wohl bei Hofe manches mißliebige Urtheil über meine und meiner Freunde Bestrebungen vernommen haben und trat uns mit einiger Kälte entgegen. Indessen war er ein viel zu rechtlich denkender und verständiger Mann, um nicht, nachdem er sich von den obwaltenden Zuständen persönlich überzeugt, die Wahrheit zu erkennen und die bessere Richtung zu fördern. Er schenkte mir in der Folge seine ganze Achtung und zwischen ihm und mir, wie zwischen unsern Frauen, bildete sich das freundschaftlichste Verhältniß. Ein, bald nach seiner Ernennung in einigen Cadettencompagnieen zur Entdeckung gebrachtes Complot schändlicher Buben, an welchem kein einziger m e i n e r Zöglinge sich betheiligt hatte, trug dazu bei, ihm die Augen zu öffnen. Wie er mir später mittheilte, berichtete er

dem Könige in günstigster Weise über mich und meine Leistungen, wie ich ihm denn in jeder Hinsicht den treuesten Beistand und die gütigste Berücksichtigung zu danken hatte. Sein Vertrauen stieg so hoch, daß er meinen mir gleichgesinnten Freund, den Professor Woltmann, und mich selbst bei allen von ihm beabsichtigten Verbesserungen zu Rathe zog. Für die Umgestaltung der Unterrichtsmethode ernannte er eine Commission, der ich präsidirte, und auch bei den mannichfachen Personalveränderungen, die er anregte, hörte er meine Meinung. Es wurden mehrere schädliche oder ungenügende Kräfte aus der Anstalt entfernt und durch bessere ersetzt; auch war es Brause, der die nützliche Einrichtung theologischer Gouverneure wieder einführte. *) Unter diesen trat mir am nächsten und schien mir am vollkommensten für seinen Beruf geeignet der Candidat Jonas **). Auch unter den jungen Offizieren, welche in diesen und den späteren Jahren im Cadettencorps angestellt waren, befanden sich einige, die mir sehr werth und theuer wurden, darunter vor Allen der Lieutenant von Gansauge ***), einer der ausgezeichnetsten Gehülfen, die ich je gehabt, mit dem mich bald eine dauernde Freundschaft verband. Sehr erfreulich war es mir, als nach und nach bei eintretenden Vakanzen, zwei meiner frühesten und liebsten Zöglinge, der Capitain von Wussow und der Capitain von Herrmann, Compagnieen erhielten und somit meine Collegen wurden. Die ärgsten Gegner und Verläumder waren nun beseitigt, doch fehlte es noch immer nicht an Anfeindungen und Unannehmlichkeiten, die mir allmählig den frischen Muth für mein Geschäft raubten und unter denen der treffliche Oberst von Brause gleichfalls litt, und die schmerzlichsten Schläge standen mir ja noch bevor.

*) Freilich nur auf wenige Jahre, da, wie wir bereits gesehen, dieselbe bald wieder den Demagogenverfolgungen zum Opfer fiel.

**) Später Prediger an der Nikolaikirche zu Berlin.

***) Zuletzt Commandant von Cöln und als Generallieutenant z. D. gestorben.

„Durch den neuen Chef war auch eine äußerliche Verbesserung des Instituts sehr eifrig betrieben und das Local bedeutend erweitert worden. Dicht an das Cadettencorps grenzten die Gebäude der großen, durch die Zeitumstände sehr herabgekommenen Tuchmanufactur, welche Staatseigenthum waren und theils völlig leer standen. Dieselben sollten nun wieder zu öffentlichen Zwecken benutzt werden, und zwar war das Lagerhaus bereits für einen Zweig der Staatskasse und zu einem Gerichtslocal eingerichtet worden. Außerdem wurden in den großen Räumen dem berühmten Bildhauer, Professor Rauch, und dem Maler Wach ihre Ateliers angewiesen, die ich als nächster Nachbar zu meiner Freude und Belehrung häufig besuchte. Die übrigen Gebäude, nebst dem großen Hofe, erlangte nun Brause zur Erweiterung des Cadettencorps. Das eine der Häuser, an der Straße liegend, wurde zu Wohnungen der Lehrer umgebaut, ein anderes Gebäude, früher von den Tuchwebern, welche man spanische Weber nannte, bewohnt, ward zu Unterrichtssälen eingerichtet. Ein großer Saal von ausgezeichneter Höhe ziert die Mitte des Gebäudes, und wurde mir die künstlerische Ausschmückung desselben übertragen. Nicht ohne manche Schwierigkeit gelang es, die Bildnisse sämmtlicher preußischer Feldmarschälle vom ersten Anfange des Staats an, zusammenzubringen und sie an den Wänden aufzuhängen. Als ich die Anstalt verließ (1823), waren sie beinah vollzählig vorhanden."

Der Anfang der zwanziger Jahre des Jahrhunderts sollte Hüser eine Reihe von Begebenheiten bringen, welche sein persönliches, wie amtliches Leben auf's Entscheidendste berührten. Ein von ihm tief empfundenes Unglück innerhalb des Kreises seiner Zöglinge bildete gleichsam den Eingang zu einer Folge von Trauerfällen. Man hatte dem verehrten Commandeur von Brause zur Feier seines Geburtstages eine Ueberraschung durch ein Feuerwerk zugedacht; die Cadetten der verschiedenen Compagnieen waren

mit den Vorbereitungen desselben nicht fertig geworden und hatten heimlich den Spätabend vor dem festlichen Tage benutzt, um, gegen das ergangene Verbot, ihre Arbeiten bei Licht zu beenden. Unvorsichtiges Oeffnen der Laterne erzeugte eine Explosion, mehrere der Arbeitenden wurden schwer verletzt, zwei sogar getödtet, und statt der gehofften Freude, senkten tiefer Kummer, Selbstvorwürfe der, die Aufsicht führenden Offiziere, Unzufriedenheit des Königs, und mancherlei daraus hervorgehende Verdrießlichkeiten sich auf das Institut herab. Bald aber hatte dasselbe noch schmerzlichere Erfahrungen zu machen. Der treffliche Jugendlehrer und liebevollste Freund seiner Freunde, Prediger Grell, starb nach kurzem Krankenlager, und binnen Kurzem folgte ihm der Mann, den als Genossen seiner Wirksamkeit, wie als gleichgesinnten Freund, Hüser am höchsten stellte und am innigsten liebte, Professor Woltmann.

„Nie kann mich etwas wieder so erfreu'n,
Als dieser Schmerz mich hat geschmerzt“,

schreibt noch nach Jahren Hüser in seiner Selbstbiographie.

Und doch sollte in demselben Zeitraum ihm eine Freude zu Theil werden, von der er selbst gesteht, daß sie ihn zu einem ganz neuen Menschen gemacht und ihm das Leben in einem zugleich viel ernsteren und viel glänzenderen Lichte gezeigt habe — nach mehrjähriger kinderloser Ehe die Geburt einer Tochter. Daß dieses Kind, welches das einzige blieb, kein Sohn war, ist von ihm nie beklagt worden. Es lag überhaupt nicht in seiner Art, an gegebenen Thatsachen zu mäkeln oder über der Erwägung des Möglichen, das Vorhandene zu versäumen; dieser Tochter alles zu widmen, was sein Herz, sein Geist und seine Bildung zu geben vermochten, ward daher, nächst seiner dienstlichen Wirksamkeit, die Hauptaufgabe und das Hauptinteresse seines Lebens. Wie er selbst deutlich empfand, stand er damals in mehr als einer Beziehung an einer Grenzscheide seines Schicksals. Während neue Zukunftshoffnungen seine Seele bewegten, hatte fast gleichzeitig dieselbe

sich loszulösen von demjenigen Verhältniß, das bis dahin den stärksten Anspruch an sein Herz geltend gemacht. Am letzten Tage des Jahres 1821 mußte Hüser seinen Vater begraben. Müde und gebeugt von der Last der Jahre, war der alte Oberst aus einem Leben geschieden, das er nicht mehr zu verstehen und zu schätzen wußte. Dennoch wurde der Verlust von den Seinen, zumal von dem so zärtlich bevorzugten Sohne, mit tiefster Trauer empfunden. „Ach, sie haben Einen guten Mann begraben, Und mir war er mehr!" citirt Hüser diesem Ereigniß gegenüber in seinen Denkwürdigkeiten.

Und immer mehrere der Fäden, welche die Gegenwart mit der Vergangenheit verknüpften, schienen sich lösen zu wollen, um einer neuen Zukunft den Platz zu räumen. Denn auch andere theure Familienglieder wurden im gleichen Zeitraum ihm durch den Tod entrissen, durch das Leben entfremdet. „So viele auf einander folgende schmerzliche Todesfälle, so mancherlei trübe Erfahrungen," schreibt er, „hatten mir, wie ich deutlich fühlte, die Jugend des Geistes gelähmt, die zum gesegneten Wirken in meinem Kreise unumgänglich nothwendig war. Ich selbst genügte mir nicht mehr und sehnte mich aus einem Berufe fort, der mir früher der theuerste war. Lange suchte der Oberst von Brause mir den Entschluß, in die Armee zurückzutreten, auszureden, endlich mußte er meinem festen Willen nachgeben. Zu Anfang des Jahres 1823 reichte er mein Gesuch um Anstellung im activen Dienste beim Könige ein und, nachdem ich bereits im März 1822 zum Oberstlieutenant ernannt worden, erfolgte im Februar 1823 meine Versetzung zur Armee, indem ich zunächst beim Kaiser Alexander-Grenadier-Regiment zur Dienstleistung commandirt wurde. Von meinem schmerzlichen Scheiden aus dem bisherigen Wirkungskreise will ich nicht sprechen; da ich bis auf Weiteres die Wohnung im Cadettencorps beibehielt, so wollten meine Freunde und meine Zöglinge den Gedanken an Trennung noch nicht aufkommen lassen;

ich aber fühlte wohl, daß meine Wege sich von den ihren schieden. Ich bemühte mich auch, mich mit ganzer Kraft meinen neuen Pflichten hinzugeben und hatte das Vergnügen, zu bemerken, wie mehrere höhere Offiziere der Berliner Garnison, welche vermuthet hatten, daß ich mich im praktischen Dienste als unbrauchbar erweisen werde, ihre Meinung von mir änderten. Manche derselben, die mir bisher entschieden feindlich gewesen, verwandelten sich in wahre Freunde. Die größte Freude aber machte es mir, daß auch mein König eine andere Ansicht von mir zu gewinnen schien und mir dies durch häufiges Zuziehen zur Tafel und an mich gerichtete freundliche Worte bewies. Seit dieser Zeit habe ich nur Gnade und Huld von ihm erfahren."

Ohne im Geringsten ein Gunstjäger zu sein, oder sein Glück im Sonnenglanze eines Hofes zu suchen, war Hüser dem königlichen Hause doch zu aufrichtig ergeben, hatte er sich von früh an der gütigen Beachtung der höchsten Personen zu sehr erfreut, um nicht die Wiederkehr dieser geneigten Stimmung mit Dank und Freude zu begrüßen. Alle Trübungen und Mißverständnisse der letzten Jahre waren ja auch nicht im Stande gewesen, seine Loyalität im mindesten zu beeinflussen. Ueber die am 15. November 1822 stattgehabte Feier der fünfundzwanzigjährigen Regierung Friedrich Wilhelms III. berichtet er:

„Zu den wenigen, für mich freudigen Begebenheiten dieser Zeit gehörte das Jubiläum des Königs. Ganz Berlin war von innigster Theilnahme erfüllt, alle öffentlichen Anstalten feierten diesen Tag, in allen Kirchen wurde Gott für eine so wohlthätige Regierung Dank gesagt. Mittags gab der Magistrat ein großes Gastmahl im Saale des Schauspielhauses, Abends war die ganze Stadt prächtig erleuchtet. Die am glänzendsten illuminirten Gebäude waren das Brandenburger Thor, die Häuser der Gesandten, die Rathhäuser, mehrere Casernen und unser Cadettencorps.

Und einer Freude Hochgefühl entbrennet
Und ein Gedanke schlägt in jeder Brust,
Wer nur zum Stamm der Preußen sich bekennet,
Ist dieses Namens höher sich bewußt!

Welches Volk auf Erden könnte wohl eines edleren Fürstengeschlechts sich rühmen, oder einen trefflicheren Menschen als Herrscher aufweisen, als wir! Was unter seiner Regierung gefehlt und versäumt worden, davon trägt zum Theil die mangelhafte Erziehung des Königs die Schuld, sowie die daraus entspringende Eigenthümlichkeit, daß er seinem eignen Urtheil zu wenig und den Vorstellungen schlechter oder beschränkter Rathgeber zu viel vertraut. Ein edleres Herz, einen reineren Willen und einen gerechteren Sinn besitzt gewiß kein Monarch der Welt, und sein Volk hat die größte Ursache, ihn hochzuachten und zu lieben."

Im Herbst 1823, nachdem er das Herbstmanöver noch im Alexanderregiment mitgemacht und bei dieser Gelegenheit das Soldatenblut wieder kräftig in sich aufwallen gefühlt hatte, empfing Hüser seine Ernennung zum Commandeur des ersten Bataillons fünften Infanterieregiments, welches Regiment seine Garnison im fernen Danzig hatte. Für beide, mit dem Berliner Leben so eng verknüpfte Ehegatten eine schwere Trennung, für Hüser vornehmlich das Losreißen von seinem geliebten Cadettencorps, in welchem erst jetzt seine Stelle wieder besetzt ward, ein erschütternder Vorgang! Abschiedsfeste und Liebesbeweise, von Genossen und Pfleglingen dargebracht, machten sein Herz nur schwerer und schwerer, so daß schließlich die damals noch endlos lange, mühselige Reise als Wohlthat empfunden ward, um unter ihren Eindrücken das gestörte Gleichgewicht der Seele wieder herzustellen.

Hier endet die ausführliche Lebensbeschreibung, der wir das Vorstehende entnehmen durften, und was fortan vorliegt, sind kurz zusammengefaßte Berichte und Tagebuchblätter, die nur bei wich-

tigeren Anlässen sich zu ausführlicherer Darstellung ausdehnen. In größeren Zügen und weiteren Sprüngen wird deshalb auch unsere Mittheilung sich zu bewegen haben, je nachdem der, im gleichmäßigeren Bett dahin fließende Lebensstrom in seinem Laufe kleinere und größere Begebenheiten emporspült, welche zeitgeschichtliche Interessen berühren. Lassen wir auch jetzt noch private und individuelle Erfahrungen nicht völlig zurücktreten, so geschieht es in der Zuversicht, daß der Leser Demjenigen, den er bis hierher gütig begleitet, auch die fernere Theilnahme nicht versagen und darin die Rechtfertigung dieser Verfahrungsweise erblicken werde.

Zwölftes Kapitel.

Fünf Jahre in Westpreußen. Beförderung zum Regimentscommandeur. Die Julirevolution und deren Folgen. Ernennung zum Commandanten von Saarlouis. Thätigkeit in dieser Stellung. Enthebung von derselben und Verleihung des interimistischen Commando's der 16. Infanteriebrigade. 1823—1833.

In Danzig angelangt, vernahmen zu ihrem Leidwesen die Reisenden, daß die weite Fahrt auch hier ihr Ziel noch nicht gefunden und die, durch alterthümliche Schönheit imponirende Stadt sie vor der Hand nicht als bleibender Wohnsitz aufnehmen sollte. Das erste Bataillon des fünften Infanterieregiments war nach Elbing detachirt worden, und dorthin mußte nach kurzem Aufenthalt die Reise fortgesetzt werden. Hüser benutzte die wenigen Tage in Danzig, um sich seinen Vorgesetzten, dem Divisionscommandeur, General von Holtzendorff, dem Brigadier, Obersten von Schmidt und dem Regimentscommandeur, Oberst Jochens, vorzustellen. Der Erstere, der ihn sehr gütig empfing und ihm eine dauernd freundliche Gesinnung bewies, war ein näherer Bekannter seines Vaters gewesen; auch mit dem Regimentscommandeur stellte sich das beste Vernehmen ein; das befriedigendste, auf gleichen militärischen Grundsätzen beruhende Verhältniß aber knüpfte sich mit dem Brigade-

commandeur von Schmidt, den Hüser für einen der tüchtigsten und zugleich einsichtsvollsten Soldaten erklärt, die er je kennen gelernt.

Diesen neuen Bekanntschaften auf militärischem Gebiet schloß sich diejenige einer Familie an, welcher das Hüser'sche Ehepaar von Berlin aus durch gemeinsame Freunde empfohlen war, und mit der man einen angenehmen Verkehr erhofft hatte. Es war der damalige Regierungsrath Flottwell*) und dessen Gattin. Eine flüchtige Begrüßung und das Bedauern, durch die neue Versetzung des Vorzuges näherer Bekanntschaft verlustig zu gehen, war man auszutauschen bereit gewesen, gewann aber in wenigen Stunden des Beisammenseins ein Freundschaftsverhältniß, das erst der Tod wieder lösen sollte. Die geistvolle Frische des damals jugendlich kräftigen Mannes, die offene, harmlose Herzlichkeit der Hausfrau inmitten ihrer fröhlichen Kinderschaar, bezauberten und erquickten die Seelen der Heimathlosen, und als man wieder von einander schied, wußte man sich gegenseitig im Geiste verbunden.

In Elbing begann für den neuen Bataillonscommandeur eine praktisch-militärische Thätigkeit, welcher er, seiner Gewohnheit nach, sich mit voller Seele hingab. „Ich hatte bisher geglaubt, an einen Schulmann verheirathet zu sein," schrieb Frau von Hüser um diese Zeit an ihre Angehörigen, „jetzt erfahre ich, daß ich die Frau eines Mannes bin, der ganz Soldat ist." — Hüser selbst berichtet: „Mein Dienstverhältniß gestaltete sich gut, die Ausbildung der Leute wurde nach meinen Wünschen betrieben, meine Handlungsweise gewann mir das Vertrauen und die Liebe meiner Offiziere und Soldaten. Die Capitains waren tüchtige Militärs und wackere Männer, auch unter den jungen Offizieren traten einige sehr anlagenreiche und ehrenwerthe Persönlichkeiten hervor, nur vermißte ich durchweg einen gewissen Grad feinerer Aus-

*) Nachheriger Minister und Oberpräsident.

bildung, wie ich ihn für den Offizier, besonders auch in seinem Verhältniß zu den andern Ständen, für entschieden nothwendig halte. Gern hätte ich etwas dazu gethan, eine höhere Richtung zu wecken, da dies aber nicht ohne Anmaßung meinerseits geschehen konnte, so mußte es unterbleiben. Unser persönlicher Umgang bestand hauptsächlich aus einigen einheimischen Beamten- und Kaufmannsfamilien, bei denen wir mehr Bildung und geistige Interessen fanden, als wir in dem kleinen, abgelegenen Orte vermuthet hatten. Der preußische Volkscharacter erschien uns in allen Ständen anfänglich starr, kalt und zurückhaltend, erst bei näherer Bekanntschaft trat uns seine große Zuverlässigkeit und Treue entgegen. Von einigen Familien, die uns bei der ersten Bekanntschaft fast zurückstoßend empfingen, haben wir bald darauf in Krankheiten und anderen Nothständen Hülfsleistungen und Freundschaftsbeweise erfahren, wie man sie sonst nur von den nächsten Angehörigen zu empfangen pflegt."

Manchen in der Fremdheit und Kleinheit des Orts begründeten Entbehrungen gegenüber, gewährte es Hüser eine große Freude, in dem nahe gelegenen Städtchen Preußisch Holland den alten Onkel Eberhard, der daselbst Postmeister geworden, aufsuchen zu können und zugleich seinen einzigen Bruder wiederzusehen, der am gleichen Orte sich niedergelassen und verheirathet hatte. Auch Marienburg wurde besucht, und das alte Schloß der Deutsch-Ordensritter, wie es damals durch die Fürsorge der Regierung wieder hergestellt worden, erregte in Hüser's Gemüth eine lange fortwirkende Bewegung des Staunens, der Bewunderung und Begeisterung.

Im Jahre 1824 wurde die ziemlich ruhige Oberfläche des kleinstädtischen Lebens durch den Besuch des damaligen Erbgroßherzogs Karl Friedrich von Weimar nebst Gemahlin und beiden Töchtern in einige Aufregung versetzt. Die Herrschaften, auf der Reise nach Rußland begriffen, hielten in Elbing Ruhetag, und

die sich dadurch geschmeichelt fühlende Bürgerschaft veranstaltete ihnen zu Ehren einen Ball, während der Erbgroßherzog seinerseits die Honoratioren zur Tafel zog. Hüser erfreute bei dieser Gelegenheit sich der seltenen Lieblichkeit beider jugendlichen Prinzessinnen, ohne zu ahnen, wie bald dieselben Mitglieder des preußischen Königshauses werden sollten. Nach aufgehobener Tafel lenkte das Gespräch des Erbgroßherzogs sich auf die Befreiungskriege und die ihnen folgenden diplomatischen Verhandlungen. Im Eifer der Rede ließ Hüser sich zu dem Ausspruch hinreißen, es würde für Deutschland das beste gewesen sein, wenn ganz Sachsen im Jahre 1814 an Preußen gefallen wäre. Das aber hieß den hohen Herrn an einer empfindlichen Stelle treffen. Verletzt, doch nicht ohne Würde, wendete er sich mit den Worten ab: „Lassen Sie uns abbrechen. Sie tragen die Uniform eines Herrn, den ich verehre, und ich bin ein sächsischer Fürst."—

Im Herbst desselben Jahres ward das ganze erste Armeecorps bei Danzig zu einer großen Revue zusammengezogen; man hatte zu derselben den Besuch des Königs erwartet, an dessen Stelle jedoch nur der Kronprinz erschien, eine Täuschung, die vom militärischen Standpunkte aus schmerzlich empfunden ward. Die, seiner Anwesenheit vorhergehenden Manövertage waren, unter dem Befehl des commandirenden Generals von Borstell, das Anstrengendste, was Hüser je erlebt, da man bei einer Hitze, wie der nordische Herbst sie nicht selten bringt, täglich vierzehn Stunden im Dienst bleiben mußte. Ueberhaupt rechtfertigten die Feldherreneigenschaften, welche Borstell bei dieser und andern Gelegenheiten entwickelte, in Hüser's Augen nicht den Ruf, den der General sich erworben, auch waren die Ansichten desselben über Ausbildung der Truppen höchst abweichend von denen seines Untergebenen, und es entstand demzufolge ein gespanntes Verhältniß, in welchem beide Theile einander keine Gerechtigkeit widerfahren ließen. Allein auch dieser, in sein militärisches Leben fallende Schatten verlor sich

für Hüser, als General von Borstell bald darauf das rheinische Armeecorps erhielt und in Preußen durch den General von Krafft ersetzt wurde. Auch im Divisionscommando war ein Wechsel eingetreten; Holtzendorff, den Hüser ungern scheiden sah, hatte die Inspection der Militär-Unterrichts-Anstalten erhalten, und sein Nachfolger ward der General von Lossow, ein eigenthümlicher Mann, der, nachdem Hüser im Herbst 1825 nach Danzig zurückversetzt worden, demselben seine volle Gunst zuwendete. Erfüllt von allerlei veralteten Ideen, wünschte er ihn von deren Trefflichkeit zu überzeugen und dieselben im Bataillon ausgeführt zu sehen. Obgleich Hüser ihm darin nicht zu willfahren vermochte, litt das gute Einvernehmen dennoch keinen Schaden, und da das verständnißvolle Zusammenwirken mit dem Brigadecommandeur von Schmidt ungestört fortdauerte, so blieben die dienstlichen Erfahrungen dieser Periode ohne jede Trübung.

In allgemein menschlicher Beziehung bot das Leben der großen, mannigfaltig bewegten Stadt reiches Interesse. Die Nähe des Meeres und das damit verbundene Getriebe des Handels, der wunderbare Reiz der Gegend und die großartigen Schöpfungen der Architectur vereinten sich, um Danzig zu einer der eigenthümlichsten und anziehendsten Städte zu machen und zugleich eine Fülle geistiger Anregungen darzubieten. Auch einige Familien, theilweise aus dem Kreise der Civilbeamten, traten in nahen freundschaftlichen Verkehr mit dem Hüser'schen Ehepaar, das von größeren und geräuschvolleren Zusammenkünften sich ziemlich fern hielt. War doch, trotz mannigfacher geselliger Begabung und heiterer Genußfähigkeit, Hüser eine eminent häusliche Natur, einen Abend mit den Seinen, bei guter Lectüre oder im engsten Freundeskreise jeder formellen Gesellschaft bei weitem vorziehend. Bis in's spätere Leben hinein, als er den Pflichten der durch seine Stellung gebotenen Gastfreiheit im weitesten Maße genügte, fühlte er sich doch nie glücklicher, als in seiner Häuslichkeit.

Zu gegenseitigem Bedauern war auch jetzt die Hoffnung auf ein Zusammenleben mit der Familie Flottwell durch die Ernennung des Regierungsraths zum Präsidenten der Regierung in Marienwerder gescheitert, und man sah sich genöthigt, den jungen Freundschaftsbund durch gegenseitige Besuche zu festigen. Während seines mehrfachen Aufenthalts in Marienwerder hatte Hüser Gelegenheit, sich von der ungewöhnlichen Thätigkeit, Einsicht und Energie seines Freundes zu überzeugen, welche demselben bald genug die Aufmerksamkeit der höchsten Personen zulenkte und den Grundstein einer frühen, glänzenden Carriere bildete.

Der Herbst 1826 brachte ein sogenanntes Königs-Manöver bei Königsberg, bei welcher Gelegenheit Hüser, als die Landwehr zusammengezogen worden, den Befehl über das erste Landwehrregiment erhielt. Diesmal war zur Freude der Provinz, wie der Truppen, der Monarch selbst erschienen, um die Revue abzuhalten, und sowohl bei dieser Gelegenheit, als auch bei den ihm gegebenen Festlichkeiten zeigte er sich heiter und gütig.

Die im Januar 1827 in Danzig sich versammelnden Landstände der Provinz brachten reges Leben und manche interessante Bekanntschaft, die theils erneuert, theils geknüpft ward. Dem ehemaligen Minister Grafen Alexander zu Dohna war Hüser bereits in Berlin begegnet; auch hatte derselbe dem Hause seines Schwiegervaters, des Bischofs Sack, nahe gestanden, und der treffliche Mann, dessen verbindliche Umgangsformen weit über das Maß gewöhnlicher Höflichkeit hinausgingen, unterließ auch jetzt nicht, den früheren Verkehr in freundlichster Weise wieder anzuknüpfen. Grade in diesem Jahre, während der Versammlung der Landstände, erreichte den Grafen die Nachricht des Todes seiner Schwägerin, der an den Obersten Grafen Friedrich zu Dohna verheiratheten einzigen Tochter Scharnhorst's. In theilnahmvollem Mitgefühl und lebendigem Aufwachen alter, werther Erinnerungen durfte Hüser dem Minister näher treten und ward von demselben zu

einem Besuch auf seinem Stammschlosse Schlobitten veranlaßt, woselbst die feudale Würde, die, obwohl nicht durch den Glanz eines großen Reichthums unterstützt, den Sitz eines der ersten preußischen Adelsgeschlechter schmückte, in imponirender Weise auf ihn wirkte.

Mit dem Minister von Schön, dem Oberpräsidenten der Provinz, war Hüser gleichfalls schon in Berliner Kreisen in Berührung gewesen. Jetzt wurde er von demselben, während der Landtagsversammlung sowohl, als auch, wenn Schön zur Sommerszeit auf seinem Landsitz „in den Pelonken" bei Danzig verweilte, öfters in seine Gesellschaft gezogen. Selbstverständlich bot der Verkehr mit dem geistvollen, in die Angelegenheiten des Staats eingeweihten Manne viel des Interessanten und Belehrenden. Hüser aber, wenn auch mit manchen Anschauungen Schön's übereinstimmend, fühlte dennoch von der Eigenthümlichkeit desselben sich nicht sympathisch berührt. Seinen, gelegentlich über den Minister gemachten Aeußerungen zufolge, wollte die stark aristokratische Färbung in dessen persönlichem Auftreten ihn wenig in Harmonie bedünken mit nicht minder stark kundgegebenen liberalen, ja demokratischen Prinzipien, was denn freilich in directem Widerspruch zu Hüser's eignem Wesen stand. Auch hatte letzterer die Ueberzeugung, daß der von seinen Anhängern so überaus hochgestellte Mann nicht vortheilhaft auf diese Umgebungen wirke, indem man Schroffheiten und Einseitigkeiten, die seiner Individualität eigneten, zur Doctrin erhob und zur Manier ausbildete. Grade aus denjenigen Cirkeln, welche zu jener Zeit Herrn von Schön umringten und vergötterten, haben nachgehends entschieden revolutionäre Strömungen ihren Ausfluß genommen.

Im Frühling 1828 empfing Hüser die Ernennung zum Obersten und interimistischen Commandeur des 29. Infanterieregiments. Die große Freude über diesen, den fast bedeutsamsten Schritt der militärischen Laufbahn, ward allerdings etwas getrübt

durch den Umstand, daß die Garnison jenes Regiments Saarlouis war, man folglich fast die ganze Länge der preußischen Monarchie zu durchmessen hatte und einen Ort bewohnen sollte, den man damals als das ultima thule betrachtete. Ernste Sorge bereitete auch der Mangel an ausreichenden Geldmitteln für eine so weite Uebersiedelung, die durch Hüser's große Bibliothek, Landkarten- und Kupferstichsammlung bedeutend erschwert wurde. Peinlich ordentlich auch in Geldangelegenheiten und sich stets in den Grenzen seiner Verhältnisse haltend, fühlte Hüser sich zum ersten Male der ihm entsetzlichen Nothwendigkeit gegenüber, fremde Hülfe in Anspruch nehmen zu müssen, als ihm, ohne jedes Zuthun seinerseits, von einem angesehenen und begüterten Einwohner Danzigs, mit dem er nur in der oberflächlichsten geselligen Verbindung gestanden, ein zinsfreies Darlehen auf unbestimmte Zeit angetragen wurde. Tief gerührt durch ein so edles Erbieten, das er als Achtungsbeweis eines würdigen Mannes um so höher schätzen mußte, erkannte Hüser auch in dieser Erfahrung die hülfsbereite Menschenfreundlichkeit, welche unter der Hülle spröder Kälte den preußischen Volksstamm auszeichnet. Das Gebotene dankbar annehmend, gelang es ihm zu seiner Freude bald, durch eine überaus gnädige Unterstützung des Königs, seine Verpflichtung wieder abtragen zu können.

Nachdem man in Berlin einen wohlthuenden Aufenthalt unter Verwandten und Freunden genommen, wurde die Weiterreise angetreten, aber schon in Potsdam auf überraschende Weise unterbrochen. Dort hatten die ehemaligen Cadettenzöglinge Hüsers, welche als Offiziere bei den Garderegimentern und in der Umgegend Berlins standen, sich versammelt und ihrem ehemaligen Erzieher ein Festmahl veranstaltet. „Das war mir nicht blos ein schöner Nachklang einer segensreichen Vergangenheit," schreibt Hüser, „sondern eine Art von Bürgschaft dafür, daß ich auch in meinem künftigen, verantwortungsvollen Wirkungskreise mich werde

nützlich machen können. Denn nicht ohne geheimes Bangen, wenn auch nicht ohne Vertrauen auf Gottes Hülfe, trat ich in die Stellung eines Regimentscommandeurs, die mir immer als die wichtigste und einflußreichste erschienen ist. Zur großen Ermuthigung gereichte mir dabei ein Brief Gneisenau's, der mir seine herzliche Theilnahme und zugleich sein Vertrauen auf meine Befähigung aussprach. Als ich Saarlouis erreicht hatte, fand ich mein neues Regiment im Allgemeinen in gutem Zustande, besonders was das Offiziercorps anbelangte, unter dem einige frühere Bekannte, sowie ein Paar ehemalige Cadetten sich befanden, die mir eine treue Anhänglichkeit bewahrt hatten. Die Mehrzahl der Capitains war tüchtig, zum Theil ausgezeichnet, die jüngeren Offiziere zeigten ein gutes Streben, Eifer und Bildsamkeit. Die ökonomischen Angelegenheiten des Regiments waren dagegen in keinem besonderen Flor und habe ich, so lange ich Commandeur desselben war, nur mit Reparaturen und Ersatz zu thun gehabt, was viele Mühe und Kämpfe verursachte. Indessen ward mir die Genugthuung, die Verbesserung des Regiments anerkannt zu sehen. Meine Herren Vorgesetzten lernte ich als solche sehr bald nach meiner Ankunft bei den Inspizirungen der Truppen kennen, wobei ich denn verschiedene Ueberraschungen erlebte. Ich hatte mich gefreut, meinen Jugendfreund von Kinsky als meinen Brigadecommandeur wiederzufinden, mußte aber bald einsehen, daß unsere militärischen Ansichten weit auseinander gingen, so daß unser Dienstverhältniß sich nicht zum besten gestaltete. Dagegen war es mir nach meinen Erfahrungen in Preußen unangenehm gewesen, abermals unter den Befehl des General von Borstell zu kommen. Indessen trat dieser bei unserm ersten Zusammentreffen mir mit unerwarteter Freundlichkeit entgegen und gab mir Gelegenheit, mich vollständig gegen ihn auszusprechen. Von diesem Augenblicke an habe ich nur Freundschaft und Anerkennung von ihm erfahren, auch wo er mir nicht völlig zustimmte. Den Feldherrn-

talenten dieses Generals habe ich zwar auch später keine hohe Schätzung angedeihen lassen können, dagegen bei näherer Bekanntschaft die edeln Eigenschaften seines Characters verehrt. Die überaus große Meinung, die er von sich und seiner Stellung hegte, war vorzüglich durch die niedrige Kriecherei mancher seiner Umgebungen, zumal in Preußen, hervorgerufen worden; er betrachtete sich als König der Provinz, übte aber auch in wahrhaft fürstlicher Weise die Tugend der Wohlthätigkeit. Manche Unterstützungen, die armen oder durch unglückliche Verhältnisse in Schulden gerathenen Offizieren wieder aufhalfen, sind mir von ihm eingehändigt worden, und in ähnlicher Art hat er in weiten Kreisen gewirkt. Zwischen den Generalen von Borstell und von Kinsky stand der Divisionscommandeur von Ryssel II., ein schlauer, formvoller Sachse, der bei seinen Untergebenen aber nicht die erforderliche persönliche Achtung besitzen konnte." —

Das gesellige Leben des kleinen Orts entwickelte sich über Erwarten erfreulich, da unter den Militärfamilien eine Anzahl liebenswürdiger und gebildeter Elemente sich vorfand, welche die Abwesenheit jeder Anregung von außen durch eine unerschöpfliche Fülle eigner heiterer Veranstaltungen vergessen ließ. Die Regimentsgenossen umfaßte ein Band treuer Zusammengehörigkeit, das in fröhlichen Stunden durch Alters- und Rangunterschiede nicht beeinträchtigt ward. Seele aller geselligen Vereinigungen war der damalige Hauptmann von Webern*), in welchem Hüser zugleich den ausgezeichnetsten Untergebenen und den treuesten Freund gewann. Von reichster, vielseitigster Begabung und lebhaftester Herzenswärme, schloß derselbe mit seinem Regimentscommandeur ein so inniges Bündniß, wie in späteren Mannesjahren es nicht häufig geknüpft werden mag, und Beide strebten nicht nur danach, den kriegerischen und sittlichen Geist des Offiziercorps zu heben,

*) Generallieutenant z. D. in Berlin.

sondern auch dem Verkehr der kleinen Gemeinschaft unter einander die Weihe höherer Lebensanschauung mitzutheilen. Mit den größtentheils französisch gebildeten und französisch gesinnten Einwohnern des Orts war der Zusammenhang ein ziemlich loser und zugleich schwieriger, gestaltete indessen nach und nach sich freundlicher und gegenseitig anerkennender. Hüser war in dieser Beziehung mit dem besten Willen in die neue Existenz eingetreten und hatte, um darin ein Mittel der Annäherung an die Bürgerschaft zu besitzen, sich bei der Durchreise durch Berlin auf's Neue der Freimaurerloge angeschlossen. Gut, daß, wie schon angedeutet, sein Prinzip allgemeinen Franzosenhasses die individuelle Freundlichkeit nicht ausschloß, durch welche er auch hier, unter anfangs widerstrebenden Zuständen, sich Achtung und Zuneigung gewann. Ueberaus wohlthuend aber erwies sich dauernd das Verhältniß zu seinen Untergebenen, und da Soldaten und Offiziere ihm Vertrauen und Achtung in hohem Maße zuwandten, so sind wir berechtigt, anzunehmen, daß sie in ihm den tüchtigen, gerechten und fürsorglichen, wenn auch keineswegs laxen Vorgesetzten erkannten. Im Gegentheil mochten Hüsers strenge Ordnungsliebe und Pünktlichkeit (von den Seinen scherzweise Unpünktlichkeit genannt, weil er überall zu früh kam) dem Läßigen unbequem genug werden. Alles sich Gehenlassen, Aufschieben und Verschleppen, alles halbe, träumerische Thun war ihm im dienstlichen, wie im Privatleben gründlich verhaßt, und verzieh er Nachläßigkeit und Unpünktlichkeit um so schwerer, als in der äußern Versäumniß er den Mangel innerer straffer Zucht erblickte. Jedes Ding zu rechter Zeit thun, jedes Ding mit ganzer Seele thun und jedes Ding so gut als irgend möglich thun, waren seine Maximen den großen Pflichten, wie den kleinen Obliegenheiten des Lebens gegenüber.

Noch im ersten Jahre des Aufenthalts in Saarlouis begab Hüser sich mit seiner Familie zum Besuch seines Schwagers, des Professors der Theologie K. H. Sack, nach Bonn, und diese Reise

pflegte von nun an während einer längeren Zeit fast in jedem Herbste sich der, durch Dienstgeschäfte erforderten Anwesenheit in Coblenz anzureihen. Am letztgenannten Orte sich des erneuten Verkehrs mit seinem Jugendfreunde, dem nunmehrigen General von Bardeleben, Inspecteur der Artillerie, erfreuen, sowie den Umgang des Obersten von Stosch, den er als Commandanten von Coblenz und des Major von Wussow, den er als Chef des Generalstabes des achten Armeecorps wiederfand, abermals genießen zu dürfen, gewährte Hüser eine herzliche Befriedigung und trug nicht wenig dazu bei, ihn den rheinischen Verhältnissen zu befreunden. Auch mit dem Wiedererbauer der Feste Ehrenbreitstein, dem General Aster, bildete sich eine nähere Verbindung, und der scharfsinnige Verstand, die reiche Fülle von Kenntnissen, welche dieser ausgezeichnete Mann unter der unscheinbarsten und schlichtesten Form verbarg, erfüllten Hüser mit größter Hochachtung.

In anderer Weise boten die Besuche in Bonn Genuß und Anregung. Von dem ernsten Hintergrunde des brüderlichen Pfarrhauses hoben manche lebenvolle Gestalten sich ab. Zunächst die des immer sich selbst gleichen, treuen Freundes Arndt, der wie ein Wahrzeichen Bonn's mit seiner sanften Gattin, der Schwester Schleiermacher's, und seinen reckenhaften Knaben in seinem, damals noch vereinzelt stehenden Häuschen am Rheinufer festen Fuß gefaßt hatte und, wiewohl gezwungener Weise privatisirend, doch mächtigen Einfluß übte. Außerdem erregte die Bekanntschaft mit den Eltern der jungen Schwägerin, Professor Sack's Gattin, Hüser's lebhaftes Interesse. Der Vater derselben, Medizinalrath Max Jakobi, Sohn und Geisteserbe des berühmten Düsseldorfer Philosophen, lebte als Director der großen Provinzial-Irrenanstalt zu Siegburg, und stand mit einer, auf tiefen psychologischen Studien und ebenso tiefer Menschenliebe begründeten Sicherheit, seinem schwierigen Berufe vor. Seine Gattin, Matthias Claudius', des Wandsbecker Boten, den Hüser so oft las und so sehr liebte,

jüngste Tochter Anna, voll seelischen Lebens und sprudelnder Frische gleich dem Vater, war eine höchst anmuthende Erscheinung. Unter den übrigen neuen Bekanntschaften, welche im Hause des Schwagers sich knüpften, war es vorzugsweise die des Professors und Universitätspredigers Nitzsch, die Hüser in ihrer feinen, geistigen Bedeutsamkeit anzog. Seine Predigten, in denen er die scharfe Logik und reine Stimmung Schleiermachers, wenn auch nicht dessen durchsichtige Klarheit des Vortrags, wiederfand, fesselten und erbauten ihn in hohem Grade, und noch viele Jahre später, als Nitzsch in Berlin in der Dorotheenkirche Universitätsgottesdienst hielt, fehlte Hüser selten unter seinen Hörern.

Auch August Wilhelm von Schlegel wurde bei einer dieser Anwesenheiten in Bonn aufgesucht. Hüser hatte in früheren Jahren Gelegenheit gehabt, seine Bekanntschaft zu machen und benutzte dieselbe gern, um die sehenswerthe Sammlung indischer und chinesischer Alterthümer, welche der berühmte Mann besaß, in Augenschein zu nehmen. Schlegel empfing seinen Gast so artig und herablassend, als die Wichtigkeit, die er seiner eignen Person beilegte, es irgend zuließ, und freute es ihn, seine Schätze vor wißbegierigen Blicken zu entfalten. Minder angenehm war, daß er, dem Freunde Arndts gegenüber, dem Antagonismus, in welchem er sich gegen den letzteren befand, sehr bittere Worte lieh, ohne Hüser, der ihm schweigend zuhörte, von der Gerechtigkeit seiner Anklagen zu überzeugen, wie er ihm denn ebensowenig den Glauben an die Vortrefflichkeit der Religion des Buddha, die Schlegel mit Wärme vertheidigte, beibringen konnte.

In Bonn lebte zu Ende der zwanziger Jahre, während der Studienzeit ihres Sohnes, des Kurprinzen, auch die Kurfürstin von Hessen, geborene Prinzessin von Preußen, im vormals erzbischöflichen Schlosse. Nach den traurigsten Erfahrungen von ihrem Gemahl getrennt, suchte die unglückliche Frau ihren einzigen Trost in dem Verhältniß zu ihrem Sohne, und bestrebte sich leider durch

allzu nachgiebige Liebe, dessen kindliches Gefühl, das bereits bedenklich abzuirren begann, zu fesseln. Hüser und seine Gattin wurden durch die Fürstin empfangen und, ersterer als Kindheitsgespiele, letztere als Tochter ihres, von der hohen Frau sehr verehrten Religionslehrers, gütig und vertrauensvoll aufgenommen. Auch dem Kurprinzen wünschte dieselbe ihre Gäste vorzustellen, allein der junge Herr mied schon damals die Gesellschaften seiner Mutter, und was man von seinen Neigungen erfuhr, erfüllte mit einer, nur allzuschnell verwirklichten Besorgniß. —

Im Sommer 1829 war der Commandant von Saarlouis, Oberst von Bergh, gestorben, und wurde während der Vakanz der Stelle Hüser, der schon zuvor zum wirklichen Regiments-Commandeur ernannt worden, mit der zeitweiligen Uebernahme der Commandantur beauftragt. Die definitive Wiederbesetzung verzögerte sich in ungewöhnlicher Weise. Zwar ward noch im Laufe des Jahres der Oberst von Pfuel, bisher Commandeur des Regiments Alexander, zum Commandanten ernannt, demselben jedoch der Tausch mit der, ebenfalls vakanten Commandantur von Spandau gestattet. Der Berliner Witz knüpfte an diesen Wechsel die Bemerkung, Pfuel sei zum Tode verurtheilt, aber zu Spandau begnadigt worden; doch, was damals in der allgemeinen Meinung als Tod galt, der Commandantenposten von Saarlouis, blieb unbesetzt. Hüser hatte fast dreiviertel Jahre neben seinem Regiment die Geschäfte jener Stellung geführt, als endlich, im März 1830, der Oberst von Wedell, bisher im großen Generalstabe, zum Commandanten ernannt ward, derselbe, der in der Schlacht von Bautzen, in Begleitung des damaligen Lieutenants von Gerlach, als Hüser's Retter erschienen war und ihn, den Verwundeten, dem Feuer des Feindes entzogen hatte. Ein freundschaftliches Verhältniß ließ mithin sich voraussetzen; der Oberst indessen hatte noch für den ganzen Sommer Urlaub und gedachte erst im Spätherbst seine Stellung anzutreten. So geschah es, daß der Ausbruch der Juli-

revolution Hüser auf dem unter diesen Umständen bedeutsamen Posten fand. Ihm lag es ob, alle jene Maßregeln zu treffen, welche die Sicherheit der Grenzfestung beanspruchte, und bei der Entlegenheit des Orts und der damaligen Schwerfälligkeit der Verkehrsmittel hieß es in raschem Entschluß auf eigene Gefahr und eigene Verantwortung handeln. Daß durch die, großentheils mit Frankreich sympathisirende, bei dieser Gelegenheit auf eine Umkehr der Verhältnisse hoffende Einwohnerschaft Schwierigkeiten entstanden, war unvermeidlich, indessen wurden die Sicherheitsmaßregeln in solcher Weise getroffen und die militärische Disciplin so vollständig aufrecht gehalten, daß, außer einzelnen, unwesentlichen Reibungen zwischen Soldaten und Bürgern, keine Ruhestörungen stattfanden. Als im Herbste der Oberst von Wedell sein Amt antrat, war bereits alles geordnet, und man konnte mit Fassung dem, zu jener Zeit täglich erwarteten Beginn der Feindseligkeiten entgegensehen. In großer Spannung verging der Winter. Der Eintritt der polnischen, der belgischen Revolution, die Unruhen in Deutschland selbst hielten die Gemüther in Athem, und bisher unbekannte Meinungen und Strebungen fanden auch im Vaterlande einen Ausdruck. Das aber waren die freien, frommen und fröhlichen Ideen nicht, die einst Hüser und seine Gesinnungsgenossen bewegt. Für die Volksbeglückung, die man von Frankreich importiren, für die Verfassungen, die man nach französischem Muster copiren wollte, besaß er nicht die geringste Sympathie, und alles, was an Revolution erinnerte, war der strengen, soldatischen Zucht seines Wesens durchaus zuwider.

Die Führung der Commandanturgeschäfte in so schwieriger Zeit und die dabei getroffenen Maßnahmen hatten die Zufriedenheit der Behörden erlangt, und ihm im Dezember die Verleihung des rothen Adler-Ordens dritter Klasse eingetragen. In gleicher Weise sollte es ein allerhöchster Vertrauensbeweis sein, als im März 1831, nachdem Oberst von Wedell Brigade-Commandeur geworden, Hüser an

seiner Statt zum Commandanten von Saarlouis ernannt wurde. Er aber vermochte in dieser Wendung seines Schicksals nur den Abschluß seiner militärischen Laufbahn zu erblicken, und mit herbem Schmerze schied er, seiner Meinung nach für immer, vom activen Dienste und seinem, ihm so theuern Regiment. Unter seinen Tagebuchfragmenten findet sich ein Blatt, überschrieben: „Am 9. April, als am Tage des Verlustes meines Regiments", welches nur die Worte Wallensteins enthält:

„Die Blume ist hinweg aus meinem Leben,
Und kalt und farblos seh' ich's vor mir liegen,
Denn was ich ferner auch erstreben mag,
Das Schöne ist doch weg, das kommt nicht wieder!"

„Allerdings hatte," lesen wir später, „meine neue Stellung auch ihre angenehmen Seiten. Die Vermehrung meines Einkommens, die schöne Wohnung im Commandanturgebäude, die so räumlich war, daß auf meinen Wunsch auch meine gute Schwester sich für ein ganzes Jahr häuslich bei uns einrichten konnte, dies alles machte mir Freude, konnte mir aber das Glück nicht ersetzen, das ich in meiner früheren Thätigkeit gefunden hatte. Grade in dem Augenblick, in dem ich das Regiment verlor, würde meine dienstliche Stellung sich wahrscheinlich noch angenehmer gestaltet haben, indem an Ryssel's Stelle der General von Hoffmann zum Commandeur der 16. Division ernannt worden. In ihm, den ich bereits als Lieutenant in Berlin gekannt hatte, fand ich zwar einen Sonderling, aber sehr verständigen Mann, voller Ideen und Kenntnisse, dessen Wunderlichkeiten, die meistentheils aus großer Zerstreutheit und aus Nichtachtung aller Aeußerlichkeiten entstanden, sein klares militärisches Urtheil nicht beeinträchtigten. Es begegnete ihm wohl, daß er, Morgens in aller Frühe in grüner Pikesche von Trier ausreitend, in Gedanken immer weiter ritt, und als er Nachmittags eine Festung vor sich liegen sah, den begleitenden Adjutanten fragte, was für ein Ort das wohl

sein könne. Auf die Erwiederung, daß es Saarlouis sei, war der General zwar anfangs erstaunt, entschloß sich aber, die erst für die nächste Woche anberaumte Truppenbesichtigung nun schon am folgenden Tage vorzunehmen. Das geschah, im grünen Rock erschien er andern Morgens auf dem Excercierplatz, und hatte den Vortheil, die Truppen zu sehen, wie sie wirklich waren, und nicht, wie sie etwa für sein Auge zurecht gemacht wurden. — Zur großen Beruhigung gereichte es mir übrigens, mein liebes 29. Regiment bei meinem Nachfolger, dem Obersten von Hirschfeld, in so tüchtiger Hand zu sehen."

In Folge der bedenklichen politischen Verhältnisse und um, angesichts derselben, eine engere Verknüpfung der Rheinlande mit dem preußischen Königshause zu bewirken, war der Prinz Wilhelm, Bruder des Königs, zum Generalgouverneur der Provinz ernannt worden, und hatte mit seiner Gemahlin, Prinzessin Marianne von Hessen-Homburg, und seinen Kindern in Cöln Residenz genommen. Bekanntlich zeichneten beide Herrschaften sich durch die edelsten und gewinnendsten Eigenschaften aus, und waren somit in vollem Maße der ihnen übertragenen Aufgabe gewachsen. Während des Sommers 1831 bereiste die hohe Familie mit größerem Gefolge die rheinischen Städte, und auch der Festung Saarlouis ward ein Besuch abgestattet. Selbstverständlich wurde im königlichen Commandanturgebäude das Absteigequartier genommen, und Hüser, sowie seine, der Königsfamilie auf's wärmste ergebene Gattin, betrachteten es als hohes Glück, in so bewegter Zeit, an der Grenze des Landes, die von ihnen persönlich hochverehrten prinzlichen Herrschaften bei sich aufnehmen zu dürfen. Ein eigenes Mißgeschick wollte indessen, daß Hüser, der seit einer Reihe von Jahren kein Unwohlsein gekannt hatte, durch plötzliche Erkrankung, wenige Tage vor der Ankunft der hohen Gäste verhindert ward, denselben als Commandant und Hausherr die Honneurs des Empfanges zu machen. In heftigem Fieber liegend, konnte er dem, ihn gütig

aufsuchenden Prinzen nur in erregten Ausdrücken sein Bedauern aussprechen, und während Frau von Hüser in den, zur Wohnung der prinzlichen Herrschaften eingerichteten vorderen Räumen des Hauses die Wirthin machte, befürchtete der Arzt im kleinen Hinterzimmer den Ausbruch des Nervenfiebers. Zu größtem Schrecken seiner Umgebungen jedoch stand der Kranke in der Frühe des folgenden Morgens auf, kleidete sich an, ließ die Pferde satteln, und verwaltete sein Amt als Festungs-Commandant, indem er den Prinzen und dessen Gefolge durch das ganze Rayon geleitete, und mit völliger Klarheit die erforderlichen Erläuterungen gab. Eine außerordentliche Willenskraft hatte die Macht der Krankheit bewältigt, und erst nach der Abreise der hohen Gäste brach der übermäßig angestrengte Körper zusammen, glücklicherweise, um in ein zwar hartnäckiges, doch ungefährliches Wechselfieber zu verfallen, das, dem Ausspruch der Aerzte zufolge, seine Rettung wurde.

Ziemlich wieder hergestellt, konnte er am 3. August der Feier des königlichen Geburtstages beiwohnen, die in diesem Jahre von der Garnison in großem Styl und nicht ohne drohende Hinweisung nach Westen begangen wurde. Einige unbedeutende Zänkereien, die bei dieser Gelegenheit zwischen Soldaten und Einwohnern vorfielen, gaben den französischen Zeitungen Anlaß zu den entstelltesten Berichten und gehässigsten Angriffen auf die preußische Armee, so daß eine große Untersuchung angeordnet wurde, die jedoch zu geringen Resultaten führte.

Vom Schlusse des Jahres 1831 finden wir in Hüser's Aufzeichnungen den folgenden Passus:

„Außer von den politischen Unruhen ist in dieser Zeit ein großer Theil Europa's, und auch Deutschland, durch eine neue, aus Asien stammende Krankheit heimgesucht worden, die man die Cholera nennt. Bisher hat Gott unsere Gegenden noch davor bewahrt, an den Ostgrenzen unseres Staats jedoch forderte sie viele Opfer, darunter das edelste, unser herrlicher Gneisenau, dem

der Befehl über die Truppenlinie übertragen war, welche an der Ostgrenze Preußens gegen Einschleppung der Seuche gezogen worden. Wie viel hat seine Familie, die Armee und der Staat, wie viel habe auch ich durch seinen Tod verloren!

„Nehmt All's in Allem ihn, er war ein Mann;
Ihr werdet niemals seines Gleichen sehn!“ —

Das Jahr 1832 verging unter vielfachen Geschäften, da in Folge des Einrückens der Franzosen in Belgien, die Festung Saarlouis in vollständigen Vertheidigungszustand versetzt, armirt und verproviantirt werden mußte. Dennoch blieb ihrem Commandanten manche Mußestunde, sowohl zur Vervollständigung seiner verschiedenen Sammlungen, die er mit unermüdlicher Geduld zusammenzubringen und zu ordnen wußte, als auch zu kriegswissenschaftlichen Studien, wie sie längst seine Lieblingsbeschäftigung bildeten. Bereits in Danzig hatte er während der Wintermonate den Offizieren seines Bataillons, als Regiments-Commandeur in Saarlouis denen seines Regiments, Vorträge über die verschiedenen Feldzüge der preußischen, sowie der östreichischen Armee seit dem Jahre 1792 gehalten. Er benutzte dazu die Werke der anerkanntesten Militärschriftsteller, und verband die, denselben entnommenen Auszüge durch erläuternde Bemerkungen und Nutzanwendungen.*) Auch der Festungs-Commandant setzte diese, vielen jüngeren Militärs werth und interessant gewordenen Vorträge fort, übertrug außerdem einige kriegswissenschaftliche Werke aus dem Französischen in's Deutsche, und begann jene Selbst-

*) Diese Vorträge sind auch in seinen späteren Stellungen, von mehr oder weniger reger Theilnahme begleitet, alljährlich fortgesetzt und erst in Mainz im Jahre 1846 durch den Vortrag des Feldzuges von 1806 beendet worden. Er war dort ausdrücklich um die Behandlung dieses Themas ersucht worden, und ließ in seiner arglosen Art es sich nicht träumen, daß man in höheren Berliner Kreisen ihm die Darlegung der preußischen Unglücksfälle vor östreichischen Ohren verübeln könne.

biographie, welcher, sei es wörtlich, sei es in resumirendem Auszuge, der bei weitem größte Theil der vorliegenden Mittheilungen entnommen ist. Aber all' dieser Beschäftigungen ungeachtet, wollte das Gefühl schmerzlicher Resignation nicht weichen, und als während des Winters 1832/33 mancher Verlust Nahestehender hinzutrat, als im Januar gar der treue und gleichgesinnte Freund von Webern durch seine Versetzung in's siebzehnte Infanterie-Regiment dem kleinen, innig verbundenen Kreise entzogen ward, da fing Hüser ernstlich an, ein Zurücktreten vom Dienste in's Auge zu fassen. Bevor dieser Entschluß jedoch zur Reife gediehen, trat eine neue, für seine ganze fernere Zukunft entscheidende, überaus erfreuliche Wendung seines Schicksals für ihn ein. Am 30. März 1833 ward er mit Uebergehung mehrerer Vorderleute an Stelle des Generalmajors von Kinsky zum Commandeur der 16. Infanteriebrigade ernannt. „Ich bin vollkommen glücklich," schrieb er in sein Tagebuch: „ich sehe, daß der König mich noch gebrauchen kann, ich bleibe in den mir bekannten Verhältnissen, und mein liebes 29. Regiment kommt wieder unter meinen Befehl. Wie viel Theilnahme und Freude wird mir auch von allen Seiten bewiesen! Der Magistrat von Saarlouis hat ein Glückwunschschreiben an mich gerichtet, in welchem er mir Dank und Anerkennung ausspricht, und die Offiziere des Regiments wissen kaum, wie sie mir ihre Liebe beweisen sollen. Noch ehe die Cabinetsordre eintraf, hatte einer derselben eine Privatnachricht aus Berlin erhalten, während ich eine kriegswissenschaftliche Vorlesung begann, und ich wurde von Hereindringenden unterbrochen, die mich fast vom Lesepulte fort- und auf ihren Schultern über die Straße tragen wollten. Es war einer der schönsten Augenblicke in meinem militärischen Leben, und mit herzlichem Dank gegen Gott und gegen den König gehe ich meinem neuen Beruf entgegen."

Dreizehntes Kapitel.

Wirksamkeit und Erfahrungen als Commandeur des sechszehnten und der vierzehnten Infanterie-Brigade. Verhältnisse und Persönlichkeiten in Trier und Düsseldorf. Beförderung zum Divisionscommandeur. Antritt des Amts. 1833—1839.

Trier, der neue Garnisonsort, bot, ungeachtet der erfreulichen Dienstverhältnisse, in welche Hüser eintrat, ungeachtet einer anmuthreichen Gegend und der interessanten Denkmäler einer großen historischen Vergangenheit, wenig Anheimelndes; es bedurfte mehr als eines Jahres, um die Familie den dortigen Zuständen vertraut und geneigt zu machen. Fühlte der preußische Militär- und Civilbeamte sich doch zu jener Zeit überhaupt im Rheinlande gewissermaßen in der Fremde. Noch hatte die Verschmelzung sich nicht vollzogen, die Wechselwirkung nicht eingestellt, welche den Kindern der älteren wie der neueren Provinzen Preußens das Bewußtsein gleicher Staatsangehörigkeit, gleicher vaterländischer Interessen geben sollten. Mit Mißtrauen trat man an einander heran, Mißgriffe von beiden Seiten erweiterten die Kluft, und gegenseitige Duldung war das äußerste, was man erreichte. Trier zumal bildete ein in sich abgeschlossenes Gemeinwesen, das von der Welt jenseits seiner Berge wenig wußte, noch weniger wollte. Irrthümlich wäre es gewesen, seine Bürger einer bewußten Hinneigung zu

Frankreich zu bezichtigen, außer in so fern letzteres für die Beschaffung mancher Bedürfnisse näher und erreichbarer lag, als das endlos fern erscheinende, unbekannte Preußen. Trier war eben nichts anders, verlangte nichts anders zu sein als Kur-Trier, und für das Glück, sich innerhalb der weiten Arena eines großen und mächtigen Staats zu befinden, fehlte damals noch jedes Verständniß. Dazu entfremdete der strenge Katholicismus der Einwohner sie dem protestantischen Fürstenhause, wie den zumeist protestantischen Beamten. Von der höheren, namentlich der Militär-Behörde wurde das Prinzip der Trennung, auch in geselligen Beziehungen, aufrecht erhalten, und Hüser, der keine in dieser Hinsicht selbstständige oder maßgebende Stellung einnahm, fügte sich den zur Geltung gebrachten Auffassungen, was ihm um so leichter ward, als er gern sich auf kleinere Umgangskreise beschränkte. In seinem dienstlichen Leben durchaus und nach allen Seiten befriedigt, gewann er vorzugsweise für seinen nächsten Vorgesetzten, den Divisionscommandeur, Grafen zu Dohna, die höchste persönliche und militärische Achtung. Der freundschaftliche Verkehr mit dem, in soldatischen und vielen menschlichen Angelegenheiten gleich denkenden Manne gewährte Hüser die genußreichsten Stunden; wo man getrennte Interessen verfolgte, hinderte man einander nicht, auch war es jenen Tagen gemeinsamer Richtung auf gleiche Zwecke nicht eigenthümlich, einzelne abweichende Anschauungen zu scharf ausgeprägtem Bewußtsein zu bringen. Hüser sagt in seinen Aufzeichnungen über Dohna, wie derselbe in jener Periode vereinten Wirkens ihm entgegentrat, Folgendes:

„Dohna habe ich als Menschen, wie als Soldaten und Befehlshaber, in hohem Grade verehren und lieben gelernt. Er ist zwar etwas langsam und umständlich in der Auffassung und sein geistiger Kreis etwas beschränkt, weniger, weil er keinen weiteren auszufüllen vermöchte, als weil ihm von früh an durch Verhältnisse und Ansichten gewisse Grenzen gesteckt worden. Was er er-

kannt hat, weiß er klar durchzudenken und energisch auszuführen. Sehr entfernt von Ueberschätzung seiner selbst, bringt er vielmehr zuweilen den Eindruck hervor, als ob er sich durch die Urtheile Anderer bestimmen lasse. Dies ist aber höchstens bei Kleinigkeiten oder Privatangelegenheiten, in denen es ihm an Gewandtheit fehlt, der Fall. In militärischen Dingen bildet er sich ganz seine eigne Ansicht und handelt nach derselben mit Entschiedenheit und ohne Schwanken. Im Kriegsfall wird die Armee einen der ausgezeichnetsten Führer an ihm haben. Dabei ist er ein wahrhaft tüchtiger und frommer Mensch, ein gläubiger Christ ohne alle Kopfhängerei."

Mit seinem unmittelbaren Vorgesetzten vollkommen einig über die Ziele soldatischer Ausbildung, konnte Hüser jetzt in weiterem Kreise als früher, manche Einrichtungen beseitigen, die er als unzweckmäßig betrachten gelernt, und Verbesserungen einführen, denen er längst nachgestrebt. In besonderem Grade richtete in dieser Hinsicht er sein Augenmerk auf die militärischen Schulen und die darin herrschende Unterrichtsmethode, mit welcher er wenig einverstanden war.

„Endlich," schreibt er, „kann ich, nun ich selbst Brigadecommandeur bin, diesem Unwesen steuern, gegen das ich bisher erfolglos ankämpfte! Die nützliche Einrichtung der Schulen ist meistentheils so verkehrt verstanden und unvernünftig getroffen worden, daß manche tüchtige Unteroffiziere dadurch allein aus dem Dienste gescheucht worden sind. Statt den oft ganz ungebildeten Leuten die ersten Elemente des Wissens zu geben und bei denen, die besondere Lust und Fähigkeit zeigen, etwas weiter darauf fortzubauen, quält man die armen, unwissenden Menschen von Anfang an mit Wissenschaften wie grammatische Sprachlehre, höhere Rechnungsart, Geschichte und Geographie, ja manche sind noch weiter gegangen. Und dies alles zu dem einzigen Zweck, damit die, mit Auswendiglernen Gemarterten ein glänzendes Examen

vor dem Herrn Brigadecommandeur ablegen konnten, der alsdann über diese Staarmatzerei seinen Beifall aussprechen sollte! Wie froh bin ich, in meiner Brigade die Sache auf ihren wahren Zweck zurückführen zu können." —

Vom Schlusse des Jahres 1833 lesen wir Nachstehendes:

„Das wichtigste öffentliche Ereigniß der letzten Monate war die Reise des Kronprinzen durch die Rheinlande. Hier in Trier traf derselbe am achten November ein und hielt sich zwei Tage auf, an denen ihm verschiedene Festlichkeiten veranstaltet waren und im Allgemeinen die Aufnahme eine recht gute war. Selbst diese kühlen Moselländer sind durch die Persönlichkeit des Kronprinzen einigermaßen angeregt worden, und vielleicht dient dieser Besuch zu einem kleinen Fortschritt auf dem Wege der Amalgamation mit uns. Ueberall hat, wie man hört, das Benehmen unsres Thronerben einen guten Eindruck gemacht; er gewann alle Herzen durch seine Milde, Frische und Natürlichkeit, wie durch seinen Verstand und die genaue Kenntniß der Verhältnisse und Wünsche des Landes. Ich halte dafür, daß er ein ausgezeichneter Regent werden kann, wenn er es versteht, eine gewisse Stetigkeit in seine Stimmungen zu bringen und in seinen Ideen und Liebhabereien, die zum Unpraktischen neigen, nicht zu alt wird, ehe er zum Thron gelangt."

Das Jahr 1834 brachte zwei, das Gemüth Hüser's nahe berührende Todesbotschaften.

„Schleiermacher ist am zwölften dieses Monats hinübergegangen!" berichten die Tagebuchblätter vom Februar des erwähnten Jahres. „Wie viel ist er der Welt, wie viel auch mir gewesen. Nie kann ich ihm genugsam danken, was er an meiner Seele gewirkt hat. Wenn ich vor der Bekanntschaft mit ihm und seinen Predigten auch ein gutes religiöses Gefühl besaß, so habe ich doch erst durch ihn mit Klarheit über sittliche und christliche Begriffe denken und einen festen Willen auf sie richten gelernt. Ich hoffe, ihm in der Ewigkeit noch meinen Dank abtragen zu können."

In anderer Art, doch nicht minder schmerzlich, ward der Tod der Stiefmutter empfunden, zu welcher schon seit längeren Jahren sich ein durchaus freundliches, gegenseitig anerkennendes Verhältniß gebildet hatte. Allein auch der Gedanke, selbst vielleicht in nicht ferner Zeit und auf plötzliche Weise vom irdischen Schauplatz abberufen zu werden, ward im gleichen Zeitraum bei Hüser geweckt, nachdem er zweimal — das erste Mal zu Pferde und auf dem Exerzierplatze — von tiefen, krampfartigen Ohnmachten befallen worden. Ihm, dem sonst so Kräftigen, der jede Hemmung möglichst rasch zu beseitigen, jedes Hinderniß zu überspringen sich gewöhnt hatte, ward das durch diese unerklärt gebliebenen Zufälle entstehende Gefühl der Unsicherheit zur schwer lastenden Bürde, von der er sich erst wieder befreit fühlte, als die Ohnmachten für eine lange Reihe von Jahren nicht wiederkehrten. In jener Zeit der, im Stillen getragenen, Sorge jedoch nahm die, ihn von nun an periodisch immer wieder beschleichende Vorstellung, seinen Verpflichtungen nicht mehr im vollen Umfange genügen zu können, ihren Ursprung. Nichts war ihm verhaßter, als das zähe Festhalten höherer Stellungen bei abnehmender Kraft und Gesundheit; die traurigen Bilder seiner Jugendzeit, welche sich mit dem schmählichen Sturze des Jahres 1806 verwebten, hatten in ihm die Ueberzeugung befestigt, daß eine Armee, um ihrer Aufgabe zu genügen, der vollen Körper- und Geisteskräfte ihrer Führer bedürfe. Bei der leisesten Beeinträchtigung derselben, die er an sich wahrnahm, trat ihm deßhalb der Gedanke nahe, zum Rücktritt verpflichtet zu sein, und bedurfte es stets des Zuredens wohlwollender Vorgesetzten, um ihn auf seinem Posten zu erhalten. So mußte es ihm zum Anlaß eines, allerdings vorübergehenden, Schwankens werden, als, kurz nach dem zweiten der oben erwähnten Zufälle, der General von Brause, welcher im Begriff stand, von seiner Stellung am Cadettencorps zu der des Directors der allgemeinen Kriegsschule überzugehen, ihm mittheilte, daß er ihn zu seinem

Nachfolger vorzuschlagen beabsichtige. Wie sehr indessen Hüser die wohlwollende und ehrende Gesinnung zu schätzen wußte, die einem solchen Antrage zum Grunde lag, wie verlockend alte, theure Erinnerungen sich geltend machten, der Kampf war dennoch ein kurzer. Mit dem praktischen Dienste, mit der lebendigen Thätigkeit eines Truppenführers hatte sein ganzes Wesen sich verschmolzen, und auf diesem Felde oder nirgends wünschte er fortan, so lange seine Kräfte es zuließen, dem Vaterlande zu dienen. Im Frühjahr 1835 aber sehen wir für's Erste die quälenden Zweifel an der eignen Tüchtigkeit in den Hintergrund gedrängt durch die Beförderung zum Generalmajor, die eine um so freudigere Bewegung hervorrief, als Hüser durch das noch kaum zu erwartende Avancement vollständig überrascht wurde.

Der Spätherbst desselben Jahres brachte auf ihrer, die Gemüther in lebhafteste Erregung versetzenden Reise durch Deutschland die beiden französischen Prinzen, den Herzog von Orleans und den Herzog von Nemours, auch nach Trier, woselbst sie die Cour der Behörden empfingen und letztere zur Tafel bei sich sahen. Die Julidynastie, in jener Zeit noch ein Gegenstand gespannter Aufmerksamkeit, und bemüht, sich allgemeine Sympathieen zu erwerben, hatte auch in deutschen, sehr conservativ gesinnten Kreisen sich ein gewisses Terrain erobert; Friedrich Wilhelm der Dritte zeigte sich persönlich der Familie Orleans geneigt, und nach manchen Kämpfen am preußischen Hofe selbst, schien man übereingekommen, den revolutionären Ursprung zu vergessen, und den Prinzen des neuen Königshauses allerwärts eine gute Aufnahme zu bereiten. In der Rheinprovinz, zumal in den der Grenze nahe gelegenen Theilen, war man allerdings in einigermaßen ängstlicher Spannung auf mögliche Kundgebungen französischer Gesinnungen, auch in Trier hatte man sich auf derartige Eventualitäten gefaßt gemacht. Indessen kam, bis auf einige geringfügige Demonstrationen des Pöbels, welche die Prinzen tactvoll zurückwiesen, nichts bedenk-

liches zur Erscheinung, die Persönlichkeiten der jungen Herzöge aber, besonders die edle, freie und ritterliche Art des Herzogs von Orleans, rechtfertigten allgemein die besten Erwartungen. „Sie benahmen sich durchaus artig und sprachen recht geläufiges Deutsch, und mehr konnte man von ihnen nicht verlangen," bemerkt Hüser bei dieser Veranlassung.

Eine weit größere, den vaterländischen Herzen sympathischere Versammlung fürstlicher Personen aber sollte der Herbst 1836 in die Rheinlande führen. Nachdem anfänglich eine gemeinschaftliche Revue des siebenten und achten Armeecorps in der Gegend von Cöln vor dem Könige beabsichtigt gewesen, wurden im Laufe des Sommers veränderte Bestimmungen getroffen, denen zufolge das achte Armeecorps allein bei Coblenz zusammengezogen und die Revue, statt von dem Könige selbst, vom Kronprinzen in Begleitung der andern königlichen Prinzen abgenommen ward. Die militärischen Vorbereitungen sowohl, als die festlichen Veranstaltungen setzten die halbe Provinz in lebhafte Bewegung. Hüser erzählt darüber Folgendes:

„Unter mannigfachen Zurüstungen war der Zeitpunkt des Abmarsches nach Coblenz herangekommen. Gleich nach meiner Ankunft daselbst traf der Prinz Wilhelm (Sohn des Königs) von Ems ein, besah den Ehrenbreitstein nebst den übrigen Festungswerken und nahm die Parade des 19. und 29. Regiments ab, die ich ihm vorführte. Er äußerte sich zufrieden, und hatte ich zum ersten Male Gelegenheit, diesen Prinzen näher kennen zu lernen. Er machte mir einen sehr tüchtigen, verständigen Eindruck, hat manche Aehnlichkeit mit seinem Vater, aber eine gewinnendere Art sich zu geben. In Coblenz fand nun eine Reihe von Festlichkeiten, Diners, Bälle u. s. w. statt, die ganz betäubend wirkten, zumal der Dienst ziemlich anstrengend war. Ich übte meine Brigade (d. h. das 29. und 30. Regiment — denn das 19. war zu einem andern Verbande in der Reserve bestimmt und verlor ich

es überhaupt aus der Brigade, da es den Befehl erhielt, nach dem Manöver nach Posen abzumarschiren) einige Tage lang auf der Karthause zum Corpsmanöver ein, worauf die Truppen ein Lager bei Urmitz, Neuwied gegenüber, bezogen. Dort waren außer den Zelten eine Masse hölzerner Buden aufgeschlagen, die man fast Häuser nennen konnte und in denen sich Restaurationen, Kaufläden, Theater und dergleichen befanden. Da die Witterung indessen sehr schlecht geworden und während der ganzen Manöverzeit regnerisch, rauh und stürmisch blieb, so fanden die armen Leute schwerlich ihre Rechnung. In dem größten, ganz elegant ausgestatteten Holzgebäude sollte dem Kronprinzen, den Prinzen und Prinzessinnen ein Fest gegeben werden, und ich Unglücklicher wurde von dem General von Borstell zum Festordner ernannt. Fremd am Orte, unerfahren und ungeschickt in solchem Geschäft, dabei durch das fürchterliche Wetter gehindert und gekreuzt, befand ich mich in einem trostlosen Zustand. Nur der Gewandtheit und dem Eifer eines meiner Gehülfen, des Majors von Riesewand, war es zu danken, daß alles in ziemliche Ordnung gebracht und bei der Ausführung nichts wesentliches vermißt wurde. Dem ganz abscheulichen Wetter und andern Uebelständen zum Trotz, schienen auch die hohen Personen, der Kronprinz, die Prinzen Wilhelm und Carl nebst ihren Gemahlinnen, die Prinzen Albrecht und August, befriedigt zu sein, und unsern guten Willen für die That zu nehmen. Im Gefolge der Prinzen befand sich zur Beiwohnung des Manövers eine große Anzahl fremder Offiziere, darunter die östreichischen Generale von Welden und Piré, der baierische General, Fürst Thurn und Taxis, der holländische General Gädeke u. s. w. Auch ein belgischer General hatte sich eingefunden, da er sich indessen vom Kronprinzen völlig unbeachtet sah, reiste er wieder ab. Vergebens hatten wir noch bis zuletzt auf den König gehofft; er kam nicht, und der Kronprinz hielt die Revue ab. Dieselbe verlief im Ganzen recht gut, besonders der letzte Tag, an

welchem bei Bassenheim ein Manöver im ausgedehnten Sinne stattfand. Der Kronprinz bezeugte mit allem seine Zufriedenheit; leider aber ist er so kurzsichtig, daß er schwerlich den Bewegungen der Truppen überall mit dem Auge zu folgen vermag, auch kann man sich des Gefühls nicht erwehren, daß er sich den militärischen Interessen nur aus Pflicht und ohne eigentliche Neigung widmet."

Das Ordensfest des Jahres 1837 brachte Hüser die zweite Klasse des rothen Adlerordens, der Herbst desselben Jahres aber eine sehr überraschende Versetzung. In der Absicht den großen Manövern bei Berlin im September beizuwohnen, hatte er einen längeren Urlaub erbeten und die erste Hälfte desselben dazu benutzt, seine in Schlesien verheirathete jüngste Stiefschwester zu besuchen. Von dort aus in Berlin eingetroffen, waren ihm zwei unerfreuliche Nachrichten entgegengetreten. Der damals noch so ängstlich gefürchtete, heimtückische Feind, die Cholera, hatte, in der Hauptstadt mit Heftigkeit ausbrechend, die Absage der angekündigten großen Herbstübung veranlaßt, und Hüser selbst war als Commandeur der 14. Infanterie-Brigade nach Düsseldorf versetzt worden. Anfänglich sehr betreten durch den, ihn aus liebgewonnenem Wirkungskreise entfernenden, mit keinem pekuniären Vortheil verknüpften Wechsel, ward er dennoch genöthigt, bei näherer Kenntniß der Umstände, auch hierin eine Gunst des Schicksals und ein ehrendes Vertrauen seines obersten Kriegsherrn zu erblicken. Der General von Rauch, zu jener Zeit Kriegsminister, theilte ihm mit, daß in Folge der häufigen Abwesenheit des, die 14. Division befehligenden Prinzen Friedrich von Preußen, der König als ältesten Brigadecommandeur dieser Division einen besonders tüchtigen Mann gewünscht und persönlich die Wahl Hüser's für diesen Posten getroffen habe. Und als letzterer in Charlottenburg an königlicher Tafel speiste, richtete Friedrich Wilhelm III. in der ihm eigenthümlichen Weise die Worte an ihn: „Versetzung Ihnen wohl unangenehm? Thue dergleichen eigentlich nicht gern, weil das immer

derangirt. Ging aber diesmal nicht anders. Sie sind mir als ein Mann bekannt, dem ich vertrauen kann, habe immer viel Gutes von Ihnen gehört."

So huldvoll beschieden, durfte Hüser sich mit etwas leichterem Herzen von den vertrauten Verhältnissen trennen, und wie schmerzlich er und seine Gattin von dem kleinen Kreise bewährter Freunde, den man in Trier erworben, sich ablösten, es überwogen dennoch schließlich die heitern Erwartungen eines vielseitig angeregten Lebens im kunstgeschmückten Düsseldorf.

Allein der glänzenden Außenseite, welche der neue Wohnort darbot, ward durch die vorhandenen Zustände anfänglich wenig entsprochen. Den militärischen Beziehungen des siebenten Armeecorps fast völlig fremd, in seinem, durch die andauernde Abwesenheit des Prinzen ihm auferlegten, stellvertretenden Berufe mannigfach gehemmt, fand sich Hüser in dienstlicher Rücksicht weniger leicht und behaglich zurecht, als es in früheren Stellungen ihm gelungen war. Eine besondere Schwierigkeit bildeten die, im Winter 1837/38 zum Ausbruch kommenden Streitigkeiten mit dem erzbischöflichen Stuhle von Cöln, die bekanntlich die Entfernung des Erzbischofs von Droste-Vischering herbeiführten. Bei der Unberechenbarkeit der Folgen dieses Ereignisses für die katholischen Landestheile, durften auch von militärischer Seite die nothwendigen Vorsichtsmaßregeln nicht versäumt werden, und Hüser empfing demzufolge von Münster aus, wo der General von Müffling noch das siebente Armeecorps befehligte, die desfallsigen Instruktionen. Glücklicherweise trat die gefürchtete Eventualität nicht ein; unbehaglich aber wirkte die herrschende Stimmung auf jene geselligen Cirkel Düsseldorf's, zu denen der rheinisch-westfälische Adel im Winter ein bedeutendes Contingent zu stellen pflegt.

Indessen gab es auch andere, von den drückenden Zeitverhältnissen minder berührte, ihre Bedeutung in sich selbst tragende Kreise. War die erste Jugendblüthe der Düsseldorfer Kunstschule

auch bereits vorüber, und hatten manche Täuschungen den idealen Schwung gelähmt, welcher von dort her, durch Immermann und seine Freunde, der deutschen Bühne und der deutschen Dichtkunst überhaupt zu gute kommen sollte, waren obenein Kunst- und Geistesgenossen durch persönliche Zwistigkeiten bereits in verschiedene Lager getheilt, es wehte unter ihnen dennoch ein Hauch frischen, schöpferischen Lebens, der jeden Empfänglichen anregend berühren mußte. Allein die Aufnahme in die Geselligkeit der Künstler und Kunstfreunde war eine Vergünstigung, die nicht Allen zu Theil ward, die sie erstrebten, da innerhalb jener Kreise man sich durch fremdartige, prosaische Elemente in seiner harmlos heitern und zugleich idealistischen Stimmung nicht gern stören und beengen ließ. Hüser, dessen ganzer Wesenheit grade diese Art geselligen Verkehrs entsprach, würde dennoch schwerlich den Zutritt gefunden haben, wären nicht durch mehrere sich vereinende Umstände ihm und seiner Familie die größeren und kleineren Versammlungen zugänglich geworden, in denen Dichter, Maler und Musiker ihre Gaben entfalteten. So war es eine günstige Fügung zu nennen, daß Hüser bei Gelegenheit der fünfundzwanzigjährigen Feier des Aufrufs der Freiwilligen, die zu Cöln begangen ward, Anlaß fand, Immermann näher zu treten und durch den von ihm selbst ausgebrachten Toast dessen Interesse zu erregen*). Nach anderer Seite hin — denn Karl Immermann und Wilhelm Schadow bildeten bereits zwei getrennte Pole — entwickelte sich aus einer früheren oberflächlichen Bekanntschaft mit dem Director der Akademie, Schadow, ein freundschaftliches Verhältniß, das von dem meist so zurückhaltenden und düstern Meister vorzugsweise gesucht und aufrecht erhalten wurde. Und Hüser, der Gegner des Katholicismus und vor allem des Proselytenthums, erwiederte nichtsdestoweniger mit Wärme die ihm

---

*) Ueber diese Feier selbst und die ebenso schwungvolle als maßvolle Weise derselben spricht Hüser sich höchst erfreut aus und verweist im Uebrigen auf die von K. Immermann herausgegebene Schrift: Das Freiwilligenfest zu Cöln 1838

entgegengetragene Neigung, und verbrachte manche angenehme Stunde im interessanten Gespräch mit dem vielerfahrenen Manne, der in diesen Unterhaltungen keineswegs den Asceten herauskehrte. Vielmehr liebte es Schadow, dem militärischen Freunde seine reichen Beobachtungen auf dem Gebiete der Kunst und des Lebens mitzutheilen, oder als witz- und humorbegabter Berliner mit dem Heimathsgenossen gemeinsame Erinnerungen auszutauschen.

Durch das gastliche, den größten Theil der interessanten Persönlichkeiten Düsseldorfs versammelnde Haus des Geheimeraths von Sybel, eines Jugendbekannten Hüser's, ward gleichzeitig ein ansprechender Verkehr mit hervortretenden Elementen der literarischen und künstlerischen Kreise vermittelt. Um Karl Immermann's imponirende Persönlichkeit und beherrschenden Geist schaarte sich eine Vereinigung bedeutender Talente und genialer Individualitäten, welche eine geistbelebte, durch Ernst und Scherz, wie durch künstlerische Veranstaltungen gewürzte Geselligkeit erschufen, in der es Hüser mit den Seinen außerordentlich behagte. Unter den in diesen Cirkeln ihm näher tretenden Personen befanden sich der scharfsinnige Kunstkritiker Karl Schnaase, der als Schriftsteller bekannte Landgerichtsrath Friedrich von Uechtritz, sowie die zu jener Zeit hochgefeierten Koryphäen ihrer Kunst, die Maler Julius Hübner, Ed. Hildebrandt und Adolf Schrödter. Ueber die in diesen Kreisen verlebten, genußreichen Stunden, wie über die großartigen Maskenfeste und Theateraufführungen der Maler, sprechen Hüser's Erinnerungsblätter sich höchst befriedigt aus, und mußten diese Vorzüge des Düsseldorfer Lebens dazu dienen, über manche weniger erfreuliche Erfahrungen leichter hinweg zu helfen.

Der 30. März, damals noch der, zur Erinnerung des siegreichen Einzuges in Paris, den Beförderungen in der Armee gewidmete Tag, führte im Jahre 1838 eine Veränderung in Hüser's dienstlichen Beziehungen herbei, welche, indem sie das Motiv seiner Versetzung nach Düsseldorf beseitigte, ihn anfänglich stutzig machte,

bald jedoch ein durchaus angenehmes Verhältniß begründete. Prinz Friedrich war auf seinen Wunsch von dem Commando der 14. Division entbunden, und der General Graf von der Gröben, bis dahin Adjutant des Kronprinzen, mit dem Befehl derselben betraut worden. Glücklicherweise galt die Persönlichkeit des neuen Vorgesetzten, welche Hüser seiner stellvertretenden Pflichten enthob, als eine ebenso ehren= als liebenswerthe. „Ich habe," sagen die Aufzeichnungen dieser Periode, „Gröben immer mehr schätzen gelernt, nicht blos als edeln, liebenswürdigen Menschen, sondern auch als gescheuten Mann und guten General. Seine Freundlichkeit und vortrefflichen militärischen Ansichten gewinnen ihm das Zutrauen seiner Untergebenen. Etwas Exaltation und Ueberschwänglichkeit muß man freilich in den Kauf nehmen; diese Richtung gehört aber den Kreisen an, in denen er sich bisher bewegte, und halte ich ihn für durchaus wahr und aufrichtig. Ueberhaupt besteht hier unter uns vier Generalen der Division ein selten glückliches Zusammenwirken; alle sind von gleichen militärischen Grundsätzen beseelt, alle durch die freundschaftlichsten Gesinnungen verbunden. Als Cavallerie=Brigade=Commandeur bekamen wir den General von Barner, der ein vortrefflicher Cavallerieführer und ein guter Kamerad ist. Den Landwehr=Brigade=Commandeur von Holleben halte ich für einen höchst begabten Militär, und würde er im Kriegsfall einen ausgezeichneten Feldsoldaten und Anführer abgeben. Zu meiner großen Freude ist auch der General von Müffling als commandirender General durch den General von Pfuel ersetzt worden, und ist das Zusammenkommen mit diesem geistvollen Manne und tüchtigen Vorgesetzten stets angenehm und belehrend."

Ueber die Verhältnisse zu seinen Untergebenen in der jetzigen Stellung enthalten die Denkwürdigkeiten fast gar keine Andeutung, doch erfahren wir anderweitig, daß die Soldaten der zur Brigade gehörigen Regimenter den „Wietkop", wie die ehrlichen Westfalen

Hüser wegen seiner völlig weißen Haare nannten, sehr gern hatten und ihm unter den vier eng verbundenen Generalen in ihrem einfachen Sinne die Palme zuerkannten. Eine große, sich stets gleich bleibende Freude bildete die erneute dienstliche Verbindung mit dem Freunde von Webern, der als Bataillons-Commandeur im 17. Infanterie-Regiment zu Wesel stand. Ueberhaupt hatte Wesel und der durch Besichtigungen veranlaßte öftere Aufenthalt daselbst einen bedeutenden Platz in Hüser's Herzen errungen, vornehmlich durch den lebendig patriotischen Sinn seiner Bewohner, der sich bei jeder Gelegenheit ansprechend zu erkennen gab. So im Herbste 1838, als man daselbst die Feier der Schlacht von Leipzig beging, und die Bürgerschaft sowohl, als auch die Bewohner der umliegenden Dörfer, die wärmste Anhänglichkeit an König und Vaterland darlegten. Wenige Tage zuvor hatte auch Düsseldorf am Geburtsfeste des Kronprinzen, dem 15. October, eine Collectivfeier gehalten, die zum Theil der Bedeutung des Tages selbst, zum Theil der fünfundzwanzigjährigen Erinnerung der Leipziger Schlacht, zum größten Theile aber der Eröffnung einer Eisenbahn zwischen Elberfeld und Düsseldorf gewidmet war. Monatelang zuvor war der Bau dieses Schienenweges, des zweiten in Deutschland, Gegenstand allgemeiner Theilnahme gewesen, und von den verschiedenen Standpunkten aus, das kühne Unternehmen verschieden kritisirt worden. Dem Anschein nach wurde dasselbe mehr im Lichte einer grillenhaften Spielerei, denn einer folgenschweren, alle Lebensgebiete berührenden Erfindung beurtheilt, und von diesem Gesichtspunkte aus die Wichtigkeit belächelt, welche die Unternehmer der festlichen Inauguration beilegten.

Der diesen Feierlichkeiten vorhergehende Sommer hatte in Folge der übertriebenen Gewissenhaftigkeit, die wir bereits kennen gelernt, erneute Abschiedsgedanken bei Hüser angeregt. Ein, vermuthlich nervöser, Muskelschmerz in der Hüfte, der ihn bei anhaltendem Reiten befiel, und ihm die gewohnte Freiheit der raschen,

vielstündigen Bewegung zu Pferde zeitenweis schmälerte, schien ihn mit Invalidität zu bedrohen, und machte ihn sehr unglücklich, besonders als der Gebrauch der Bäder in Wiesbaden und Schwalbach ziemlich wirkungslos an dem mehr oder weniger heftig auftretenden Leiden vorübergegangen. Doch war es dem Zureden seiner Vorgesetzten und Freunde, von denen er bei dem am 1. Juli höchst solenn gefeierten fünfzigjährigen Dienstjubiläum des Generals von Borstell in Coblenz eine große Zahl angetroffen, wiederum gelungen, das allzu hochgespannte Pflichtgefühl herabzustimmen, und ein Hinausschieben des beabsichtigten Abschiedsgesuchs zu erwirken. Zogen doch auch wieder ferne Kriegeswetter am Horizont herauf, welche das Zusammenfassen aller militairischen Kräfte bedingten.

„Bald nach Neujahr,“ (1839) berichten die Tagebuchblätter, „wurden die Beschlüsse der europäischen Großmächte in Hinsicht des Verhältnisses Belgiens und Hollands bekannt. Die Belgier sollen die dem Könige von Holland gehörigen Theile von Luxemburg und Limburg räumen; wollen sie dies nicht freiwillig, so soll mit Waffengewalt eingeschritten werden. Belgien droht nun mit Widerstand, das ganze Land scheint sich zu waffnen, der König Leopold hat den polnischen Revolutionsgeneral Skrzinecky in seine Suite berufen, und hofft man dadurch noch mehr polnisches, unzufriedenes Gesindel nach Belgien zu locken; Frankreich wird, wenn es zum Kriege kommen sollte, schließlich auf die belgische Seite treten, auch rechnet man dort auf einen Aufstand der katholischen Rheinlande, den belgische und bairische Pfaffen und Emissaire, die sich allerwärts herumtreiben, nach Möglichkeit schüren. Ich aber rechne auf den gesunden deutschen Sinn unserer Landsleute und auf Gottes Führung, die Unrecht und Unsinn nicht zur Herrschaft kommen lassen wird. Wir haben inzwischen die Infanterie der 14. und 15. Division, also auch meine Brigade, auf die Kriegsstärke gesetzt, und warten der Dinge, die da kommen

mögen. Der Krieg ist immer ein entsetzliches Unglück, auch wenn er siegreich ist, und ihn zu wünschen, um selbst eine Rolle spielen zu können, ist ein Verbrechen. Doch bitte ich Gott, daß, wenn es wirklich dazu kommen sollte, er mir die körperliche und geistige Kraft geben möge, die mir anvertrauten Truppen mit Ehren zu führen und mich des Namens eines preußischen Generals werth zu zeigen."

Bekanntlich kam es nicht zum Kriege, doch rückte ein großer Theil der Truppen der 14. Division gegen Ende des Winters an die belgische Grenze, und Hüser machte sich mit dem Gedanken vertraut, ihnen folgen und vielleicht längere Zeit ohne kriegerische Action in Cantonnirungs-Quartieren verbringen zu müssen, als das Frühjahr seinen Wirkungskreis abermals veränderte, und er als interimistischer Commandeur an die Spitze der 16. Division gestellt ward. Der Ueberraschung, mit welcher er diese, nicht im Mindesten vorgeahnte Beförderung empfing, kam seine Freude gleich. „Ich trete," schreibt er bei dieser Gelegenheit, „in durchaus befreundete Verhältnisse zurück, erhalte meine lieben alten Truppen wieder unter meinen Befehl, und wenn die allgemeinen Zustände in Trier einige Schwierigkeiten mit sich bringen, so ist das Angenehme doch überwiegend. Ungern scheide ich freilich von manchen Vorzügen Düsseldorf's, von befreundeten Menschen und von meiner Brigade, die ich recht lieb gewonnen habe, wie ich denn auch mehrere Beweise erhalte, daß man mich nicht gleichgültig fortgehen sieht. Die schwerste Trennung ist die von meinem Freunde Webern, dem ich leider das Commando des 17. Regiments, welches er fast ein Jahr mit großer Auszeichnung geführt, nicht habe verschaffen können. Zu meinen Wünschen oder Erwartungen gehörte es übrigens nie, eine Division zu bekommen; ich mißtraue meinen Kräften, einem so wichtigen Beruf in seinem ganzen Umfange gewachsen zu sein. Nahm ich auch jede Veränderung meiner Geschäftsstellung immer mit einer gewissen Be-

fangenheit entgegen, so scheint mir doch die gegenwärtige von zu großer Bedeutung, als daß ich mein neues Amt nicht mit Herzklopfen antreten sollte. Des Königs Kabinetsordre war so vertrauensvoll, daß ich mich gedrungen fühlte, in mein Dankschreiben die Besorgniß einfließen zu lassen, so gnädigen Erwartungen vielleicht nicht entsprechen zu können. Viele ermuthigende und ehrende Briefe erhielt ich bei dieser Veranlassung, darunter ein sehr gütiges Handschreiben des Prinzen Wilhelm (Sohn des Königs) und einen äußerst freundlichen Bewillkommnungsgruß meines neuen, oder vielmehr alten, commandirenden Generals von Borstell. In Coblenz, sowie in Trier, schien es mir auch, als ob ich von den Truppen mit Freude empfangen werde. Am letzteren Orte, wo ich meinen Vorgänger, den General Grafen Dohna, noch antraf, ordnete ich sogleich eine große Parade zu Ehren des scheidenden Divisions-Commandeurs an, bei welcher Gelegenheit letzterer von den versammelten Truppen Abschied nahm, und mich den Führern empfahl als seinen Freund und, wie er sagte, als einen der besten Generale der Armee. Es ist kein eitles Eigenlob, wenn ich diese Worte hier wiederhole, wo sie ja nur für mich selbst und meine Familie niedergeschrieben sind, da ich weit entfernt davon bin, mich für etwas außerordentliches zu halten. Mir ist es nur um Aufbewahrung der Erinnerung an Dohna's freundschaftliche Gesinnung zu thun, und solche Gesinnung wägt im erregten Moment die Ausdrücke des Wohlwollens nicht sorgfältig ab.

„Kaum von meiner ersten Besichtigung der Regimenter in Saarbrücken, Sarlouis und Luxemburg zurückgekehrt, hatte ich den Kronprinzen im Bereich der Division zu empfangen und zu geleiten. Derselbe erschien als Inspecteur des 7. und 8. Armeecorps, äußerte sich gegen mich sehr gnädig über meine Beförderung und zeigte sich überhaupt durchaus in bester Laune. Die Art seiner Besichtigung fand ich sehr zweckmäßig, wie ich auch diesmal

sein Urtheil über die Leistungen der Truppen vollkommen theilen konnte. In Saarlouis, wo die Inspizirung begonnen hatte, mußte ich nach dem Diner den Prinzen zu der ihm mehrfach empfohlenen Frau von Pöllnitz*) begleiten, gegen welche er sich höchst liebenswürdig und theilnehmend zeigte. Dann reisten wir nach Luxemburg, mit dem Umwege über die vom Kronprinzen erbaute Kapelle bei Castell; von Luxemburg nach Trier, wo nach der Besichtigung der Truppen von der Stadt ein ländliches Fest auf dem Weißhause gegeben ward. Andern Tages Beiwohnung des evangelischen Gottesdienstes und darauf eine Reise nach Bittburg, um die römischen Alterthümer zu betrachten, die vorzugsweise in wohlerhaltenen Mosaikfußböden bestehen. Tages darauf nach Coblenz, woselbst nach der Inspizirung und dem Diner eine prächtige Wasserfahrt auf verschiedenen, mit fröhlichen Menschen ganz vollgestopften Dampfböten stattfand. Der Kronprinz hatte sich bereits zu Lande nach seiner Burg Stolzenfels begeben, und als er bei Dunkelwerden von einem, für ihn schön ausgeschmückten Dampfschiff aufgenommen worden, begann unter Böllerschüssen und Jubelrufen eine herrliche Illumination der Burg. Bald in rothem, bald in weißem Lichte strahlte dieselbe von der Höhe, Flammen schlugen aus den Maueröffnungen und von den Zinnen und gewährten das vollendete Schauspiel einer brennenden Burg.

„Ich war nun so lange in der beständigen Gesellschaft des Kronprinzen gewesen, daß ich mir wohl ein Urtheil über ihn er-

---

*) Die in Saarlouis lebende Wittwe des früher dem 29. Infanterie-Regiment angehörenden Oberstlieutenants von Pöllnitz, von Geburt einer vornehmen französischen Adelsfamilie angehörig, welche theils auf der Guillotine, theils in den traurigsten Zuständen der Emigration, ihre Anhänglichkeit an die bourbonische Königsfamilie bewährt hatte. Das Leben der durch eben so seltene Schönheit als seltene Geistesgaben geschmückten Dame hatte sich von Anfang bis zu Ende zu einem Roman, vorherrschend tragischen Charakters, gestaltet, und war ihr von Seiten des preußischen Hofes vielfache Theilnahme gezollt worden.

lauben darf. Die ganze Zeit über fand ich ihn höchst liebenswürdig, milde, verständig, nur sehr selten in einer, ihm oft vorgeworfenen, gewissermaßen burschikosen Art ausfahrend, zwar scherzhaft, aber, wo es die Gelegenheit forderte, ernst und durchaus würdig. Wie viel Freude, Hoffnung und Beruhigung ich daraus entnommen, brauche ich wohl nicht erst zu sagen. Aber auch in unsern Gegenden zeigt sich eine große Zunahme guter, patriotischer Gesinnung. Fast allerwärts kam uns ungekünstelter, herzlicher Jubel entgegen, der sich steigerte, je weiter rheinabwärts wir kamen. Wie es schien, hat auch der Prinz an meiner Gesellschaft einigen Geschmack gefunden, da er mich auffordern ließ, über den Bereich meiner Division hinaus, ihn auf seiner Rheinreise zu begleiten. So gelangten wir nach dem prächtig geschmückten Cöln, und als hier der Kronprinz erfuhr, daß ich meine Familie noch in Düsseldorf habe, schlug er mir in gütigster Weise vor, ihm auch dorthin zu folgen. Das war denn ein unverhofft freudiges Wiedersehn mit den Meinen, wie mit mehreren lieben Freunden, unter welchen ich den armen Schadow sehr krank, und, wie mir schien, dem Tode nahe, antraf. Auch der Besichtigung der Truppen beizuwohnen, war für mich in Bezug auf die eben erst unter meinem Befehl gewesene Brigade sehr interessant. Im Uebrigen waren die Tage durch ein Souper beim Prinzen Friedrich, ein wahrhaft fürstliches Diner in Calcum beim Grafen Hatzfeld, und einen Ball im sogenannten Rath der Alten ausgefüllt. Auch die Taufe des Dampfschiffs: „Kronprinzessin" fand mit Feierlichkeit statt, worauf der aus dem Haag anlangende Großfürst-Thronfolger von Rußland empfangen ward. Derselbe sieht bleich aus, scheint sehr zurückhaltend, und man bekommt den Eindruck, daß er entweder sehr tief, oder sehr unbedeutend ist. Am Abende dieses Tages gaben die Künstler den hohen Herrschaften zu Ehren eine Wiederholung der, uns schon im verflossenen Winter so sehr erfreuenden Aufführung von Wallensteins Lager, wobei Uechtritz in

der Rolle des ersten Cuirassier einen, der Gelegenheit angepaßten Epilog hinzufügte. Hierauf folgte das von Immermann gedichtete Festspiel: „Ost und West,“ dem sich lebende Bilder anschlossen, alles in größter künstlerischer Vollendung. Nächsten Morgens, den 4. Juni, verließen der Kronprinz und der Großfürst die Stadt; beim Abschiede sagte mir der erstere sehr gütig, daß er meine Gesellschaft, die ihm zur lieben Gewohnheit geworden, ungern entbehren werde. Ich aber war trotz aller erfahrenen Ehre und Freundlichkeit froh, nicht stets der Begleiter so anstrengender fürstlicher Reisen sein zu müssen, ruhte mich einen Tag bei meiner Familie, die mir ja nun bald folgen sollte, aus, und begab mich dann zu den Besichtigungen meiner verschiedenen Landwehr-Bataillone, die ich bei dem Bataillon Neuwied beendete. Von hier aus ging ich nach Ems, um dem die dortige Kur brauchenden Prinzen Wilhelm (Sohn) meine Aufwartung zu machen, und nicht ohne Bangigkeit legte ich diese Fahrt zurück, da in letzter Zeit über die Gesundheit des Prinzen so besorgliche Gerüchte in Umlauf gesetzt worden. Gottlob fand ich ihn weit besser als ich befürchtet, wiewohl sein Aussehn doch übel genug war. Möge er seinem Vater und dem Lande erhalten bleiben! Ich erfreute mich sowohl seiner Freundlichkeit gegen mich, als des guten Eindrucks, den er hervorbringt. Wie mir scheint, hat er noch an Ernst und männlicher Reife zugenommen, was um so dankenswerther ist, als er bei der Kinderlosigkeit des Kronprinzen möglicherweise auch zum Thron berufen werden könnte.“

Ein mehrwöchentlicher Aufenthalt Hüser's in Burtscheid zum Gebrauch des dortigen Bades, das indessen nicht die gehoffte Wirkung auf die bald schwächer, bald stärker hervortretenden Hüftschmerzen äußerte, schloß sich den dienstlichen Reisen an, und erst der spätere Sommer vereinte die Familie zum bleibenden Aufenthalte in Trier, wo alte freundschaftliche Verbindungen rasch ein Heimathsgefühl wieder herstellten, das für Hüser in militäri-

scher Beziehung nie verloren gewesen. Sich als Führer derjenigen Division zu sehen, welcher er als Regiments- und Brigade-Commandeur angehört, und mit der auch als Commandant von Saarlouis er in naher geschäftlicher Beziehung gestanden, war der Höhepunkt seiner soldatischen Befriedigung.

Vierzehntes Kapitel.

Hüser als Commandeur der sechszehnten Division. Tod König Friedrich Wilhelm's III. und Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's IV. Häusliche Kümmernisse. Politische Stimmungen und clericale Kundgebungen. Beförderung zum Generallieutenant. Ernennung zum Vicegouverneur von Mainz. Schmerzlicher Abschied von Trier. 1839—1844.

Wie in der ganzen Provinz, hatten die letztvergangenen Jahre auch im alten, schwerlebigen Trier eine gesteigerte Regsamkeit, und zugleich ein Bewußtsein der Gemeinschaft mit dem preußischen Staate, seinen Institutionen und Interessen geweckt. Eine freundlichere Beziehung zu den Beamten und ihren Familien war angebahnt, und das offene, vertrauensvolle Benehmen Hüser's, mit welchem er, der in selbstständiger und verantwortlicher Stellung Zurückkehrende, der Einwohnerschaft entgegentrat, bewirkte allmälig einen vollständigen Umschwung der Stimmung. Bei wohlwollender und billiger Beurtheilung beider Theile ward binnen Kurzem die soziale Spaltung beseitigt, welche Militär und Bürgerschaft bisher auseinander gehalten, und der neue Divisions-Commandeur, der seine eigene Meinung zwar stets rückhaltlos äußerte, bei Andern jedoch gleichfalls das Beste voraussetzte, kleine, unvermeidliche Friedensstörungen beschwichtigte, und unerbittlich streng nur gegen wirklich unloyale und unpatriotische Kundgebungen auftrat, er-

langte unter den Einwohnern eine Beliebtheit, die — wir dürfen es zahlreichen gewichtigen Zeugnissen glauben — wesentlich zur Klärung der Verhältnisse beitrug. Mit den höheren Civilbehörden fand gleichfalls das beste Einvernehmen statt. Der Trierer Regierungsbezirk erfreute sich bereits seit längerer Zeit des Vorzugs, unter seinen Präsidenten eine Reihe der ausgezeichnetsten Beamten zu besitzen, und gleichzeitig denselben als Staffel für die höchsten Staatsämter zu dienen. Wie bei der früheren Anwesenheit Hüsers der spätere Minister des Innern, von Bodelschwingh-Velmede, und als sein Nachfolger der künftige Minister von Ladenberg jenen Posten bekleideten, so war es jetzt, nach Herrn von Ladenberg's bald eintretender Versetzung in's Cultusministerium, zunächst der Präsident von Schaper, mit welchem Hüser im treusten Zusammenwirken eine gemeinsame Richtung einhielt. Und nachdem derselbe einige Jahre später gleichfalls höheren Berufungen gefolgt, bildete sich auch mit dem geistvollen und vielgewandten bisherigen Ober-Bürgermeister von Königsberg, Herrn von Auerswald, ein amtlich, wie persönlich, durchaus freundliches Verhältniß. Allerdings vertrat letzterer, der nachherige Ministerpräsident, bereits die Ideen einer neuen Zeit, in welche einzugehen, älteren Beamten nicht immer leicht ward. Selbst wo keine prinzipielle Abneigung gegen deren Grundanschauungen obwaltete, waren die Formen, in denen sie zur Erscheinung gelangten, den Söhnen einer früheren Periode weder geläufig, noch bequem. Indessen, wie schon bemerkt, es war der Zeitpunkt noch nicht eingetreten, wo die, durch allgemein patriotische und royalistische Gesinnung Verbundenen, über wesentlichere oder unwesentlichere Verschiedenheiten Abrechnung mit einander gehalten hätten, wo auch der Einzelne überall dazu gelangt wäre, in sich selbst das volle Facit seiner politischen Ueberzeugungen nebst deren Consequenzen zu ziehen.

Im besten geschäftlichen, wie geselligen Verkehr stand man auch mit dem späteren Minister von Westfalen, der während meh-

rerer Jahre hier, bei der Trierer Regierung, als Oberregierungsrath wirkte, und war es hier vorzugsweise dessen edle und durch eine seltene Bildung ausgezeichnete Gemahlin, welche den freundschaftlichen Umgang mit dem Hüser'schen Hause vermittelte.*). Unter den militärischen Genossen seinen frühen Jugendfreund, den einstigen Justizcommissarius, nachmaligen Landwehrcapitain Pochhammer als Commandeur der 16. Landwehrbrigade in Trier wiederzufinden, gewährte Hüser eine besondere Freude, um so mehr, als der vielseitig gebildete Mann, der unter dem Namen Wilhelm Martell als novellistischer Schriftsteller sich bei den Zeitgenossen einer nicht unverdienten Beliebtheit rühmen durfte, einen anregenden und angenehmen Umgang gewährte. In militärischer Hinsicht schätzte Hüser von seinen näheren Untergebenen vorzugsweise den Brigadecommandeur General von der Horst, dem eine reiche soldatische Erfahrung zur Seite stand.

Die Tagebuchblätter jenes Zeitabschnitts beweisen, mit welchem regen Eifer, welcher Liebe und Freudigkeit er selbst seinem wichtigen Berufe vorstand; wie und was er in demselben gewirkt, darüber müssen vorhandene Zeugnisse uns den Maßstab gewähren. Ohne Zweifel mochten Fehlgriffe, wie sie keinem Befehlshaber erspart bleiben und nirgends vielleicht rascher und schärfer empfunden werden, als in den Abstufungen militärischer Ordnung, auch in diesem Falle einzelne Irrungen hervorrufen. Auch konnte Hüser's

---

*) Die väterliche Familie des Herrn von Westfalen war seit längerer Zeit in Trier ansässig. Originell und begabt in den meisten ihrer Sprossen, hatte dieselbe in eigenthümlicher Weise nach rechts und links sich abgezweigt. Die jüngste, schöne und talentvolle Schwester des Ministers ward während Hüser's zweiter Anwesenheit in Trier die Gattin des Sozialistenapostels Karl Marx, damals Privatdocent von frühreifer Genialität und ungemessenem Selbstbewußtsein. — Auch mit andern, noch in der Knospe befindlichen künftigen Weltstürmern gab es einzelne Berührungen. So hatte die Hüser'sche Familie täglich Gelegenheit, über das unermüdliche Violinspiel des Gymnasiasten Ludwig Simon im Nachbarhause zu seufzen.

Handlungsweise, den bürgerlichen Kreisen gegenüber, zumal anfänglich, befremden und der ihm stets gegenwärtige Lieblingsgedanke, Armee und Volk als ein eng miteinander verschlungenes Ganze zu betrachten, in den Kreisen der Offiziere hier und da auf Widerstand stoßen. So, als er im ersten Jahre nach der Rückkehr, dem Trierer Civilkasino beitrat und mit den Seinen sowohl dessen geselligen Veranstaltungen, als auch den heitern Zusammenkünften der Trierer Liedertafel beiwohnte. Derartige Mißstimmungen indessen scheinen rasche Ausgleichung erlangt zu haben, und auch das Officiercorps empfand, wie die Truppen und die Einwohnerschaft, mit Befriedigung den Einfluß der leben- und theilnahmvollen Eigenthümlichkeit seines Vorgesetzten.*) Im Vollgefühl einer gesegneten Wirksamkeit konnte es Hüser demnach nicht verlocken, als schon im ersten Winter nach seiner Beförderung ihm durch den Kriegsminister von Rauch die Stelle des Directors des Oeconomiedepartements im Kriegsministerium angeboten wurde.

Das bedeutungsvolle Jahr 1840 war inzwischen angebrochen. Der Frühling desselben hatte dem achten Armeecorps den Wechsel seines commandirenden Generals gebracht, indem General von Borstell seine Zurdispositionsstellung nachgesucht und zu seinem Nachfolger den Generallieutenant von Thile II. erhalten hatte. Nicht ohne Wehmuth konnte Hüser, so zeitgemäß der Rücktritt des alten Herrn ihm auch erschien, ein langjähriges, bei gegenseitiger Achtung und Schonung ungetrübtes Verhältniß sich lösen sehen, doch leistete der Ruf, welcher dem neuen Vorgesetzten voranging, die Gewähr eines befriedigenden Ersatzes. Zwischen dem General von Thile und Hüser bildete sich denn auch eine auf Hochschätzung

---

*) Noch ist es nicht lange her, seit einer unserer ausgezeichnetsten Generale das Folgende schrieb: „Seit ich selbst Divisionscommandeur bin, vergeht kaum ein Tag, an dem ich nicht meines ersten Divisionscommandeurs von Hüser gedenke, der mir stets das Ideal eines Divisionscommandeurs geblieben ist.“ Und Aehnliches ist dem Herausgeber von verschiedenen Seiten bezeugt worden.

begründete Freundschaftsverbindung, welche, ungleich mancher andern feste Dauer versprechenden, bis zum Ende des Lebens aushielt. Noch nach Hüser's Tode hat der General von Thile die warme Anerkennung ausgedrückt, die er dem Menschen, wie dem Soldaten in seinem Freunde gezollt.

Die Grundsteinlegung des Denkmals, welches der König seinem großen Vorgänger, Friedrich dem Zweiten, in Berlin zu setzen beabsichtigte, sollte am 31. Mai auch in den Provinzen festlich begangen werden. Allein schon mischte die ernste Sorge um das Leben des alternden Königs selbst sich in die Vorbereitungen der patriotischen Feier. Man wußte den so geliebten Landesvater nicht unbedeutend erkrankt, und in der ernstesten Seelenstimmung hatte zu der in Trier stattfindenden großen Parade Hüser bereits das Pferd bestiegen, als eine Staffette ihn erreichte, welche die fast hoffnungslose Wendung der Krankheit meldete und zugleich die Unterdrückung aller Festlichkeiten anordnete. Diesem Befehl Folge zu leisten, war es zu spät, die Truppen harrten bereits in Paradeaufstellung, und ihr Befehlshaber mußte es wagen, die empfangene Ordre für den Augenblick zu verläugnen. Erst bei dem Mittags stattfindenden Gastmahl eröffnete er, indem er die Gesundheit des Königs ausbrachte, den Versammelten die schmerzliche Kunde, und die stille Rührung, welche von da an die Herzen der Getreuen erfüllte, weihte jene Tage ängstlichen Harrens zu einer ernsten, würdevollen Feierzeit. Der erste Funke eines öffentlichen, nationalen Lebens in gemeinsam patriotischer Empfindung entzündete sich wieder am Sterbebette Friedrich Wilhelms III., und er, der seine ganze Regierungszeit hindurch demonstrative Kundgebungen gescheut hatte, empfing im Tode eine Huldigung der Liebe und Ehrfurcht, wie Familien sie dem greisen Vater widmen, mit dem man Erfahrungen und Leiden getheilt, von dem man Gaben und Wohlthaten in Fülle empfangen, dessen Tugenden man ehrt, dessen Mißgriffe man vergessen hat, und dessen Hingang den

Abschluß einer Lebensperiode bedeutet. Hüser äußert sich in seinen Aufzeichnungen ungemein betrübt über den Tod des Königs, der seit dem zartesten Alter sein Kriegsherr gewesen und von dem er der Gnadenbeweise so vielfache empfangen. Allerdings hatte auch er es zugestehen müssen, daß eine Neugestaltung der Dinge unabweislich geworden, und der Schmerz über den erlittenen Verlust konnte ihn nicht verblenden gegen die Erwartungen sowohl, die man von dem Regierungswechsel hegte, als auch gegen die glänzenden Verheißungen, mit denen der neue Tag emporzusteigen sich anschickte. Von dem Taumel des Entzückens, welcher einen großen Theil der preußischen Staatsangehörigen in den ersten Monaten nach der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's IV. in eine neue Welt der Begeisterung und Hoffnung versetzte, ward Hüser zwar nicht in so hohem Grade ergriffen, wie manche Andere. Ein rasch emporflackernder Enthusiasmus lag nicht in seiner Natur, und der vorwiegend praktischen Betrachtungsweise derselben traten den, von höchster Stelle ausgehenden Verheißungen und Anregungen gegenüber, manche leise Bedenken hervor. „Wenn ich bei dem Allen nur nicht immer an den Zauberlehrling denken müßte," lautet eine Stelle der Aufzeichnungen aus dieser Periode, während die aufrichtigste Anerkennung und Bewunderung für das Auftreten des neuen Monarchen aus vielen andern Bemerkungen hervorleuchtet. Eine besondere Freude spricht sich auch bei dieser Gelegenheit über die zunehmend patriotische Gesinnung der Rheinlande, die sympathische Betheiligung auch der meisten Einwohner von Trier an den vaterländisch bedeutungsvollen Ereignissen aus. „Gottlob," schreibt Hüser, „alle Bessern fühlen sich auch in unsern Gegenden mit einander eins. Möchten wir doch einer Zeit entgegengehen, in der keine Trennung mehr zwischen Soldat und Bürger stattfände, und alle Stände in dem einen Gedanken des Vaterlandes verbunden und zu jedem gemeinsamen Opfer bereit wären!"

Unter den ersten Regierungshandlungen des Königs erfreuten ihn zumeist die Reactivirung Boyen's und Arndt's. Auf ein, an den letzteren gerichtetes Glückwunschschreiben erhielt er die folgende, von der ungebeugten Jugendfrische und hellen Einsicht des alten Freundes Zeugniß ablegende Antwort:

Bonn, den 30. Juli 1840.

Geliebter Freund! Aus vollem Herzen gebe ich Dir den treuen Händedruck und den treuen Glückwunsch zurück. Freilich meine besten Jahre sind dahin und für meine Thätigkeit und Wirksamkeit kommt diese Begebenheit 10 bis 15 Jahre zu spät; aber doch habe ich sie als ein fröhliches Zeichen empfangen, und auch an der Liebe, Freude und Theilnahme meiner Amtsgenossen und Mitbürger ersehen, daß sie auch ein solches Zeichen zu erblicken meinen — und so rufe ich mit Dir und mit Vielen: Gott segne und regiere unsern König! Ja Gott gebe ihm den Geist der Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit und jene Gleichheit und Festigkeit der Grundsätze, ohne welche man kaum ein kleines Haus, geschweige ein großes Königreich regieren kann! Gott mache diesen liebenswürdigen und geistreichen Fürsten zu einem leuchtenden Banner für Preußen und ganz Deutschland, unter welchem die Völker sich mit Lust versammeln mögen und auf welches die lauernden und listigen Moskoviter und Wälschen mit Furcht und Ehrfurcht schauen müssen! Amen.

Wir hören mit großer Freude, daß es Dir, Deiner Liebsten und Deinem Töchterchen wohl geht. Gott gebe Dir neue Lebensfrische im Herzen und neues Mark in den Knochen! Das jüngere Geschlecht bedarf solcher Führer und Muster, die unter dem Donnerwetter und Kanonenknall der fürchterlichen und großen Jahre von 1800—16 Jünglinge und Männer geworden sind.

Mit alter Treue

Dein E. M. Arndt.

Hüser selbst ward bei Gelegenheit der verschiedenen Huldigungs-feierlichkeiten durch mehrere Gnadenbeweise des neuen Herrschers erfreut. Von Königsberg aus empfing er die Bestätigung als Divisionscommandeur, vom Huldigungstage zu Berlin den Stern zum rothen Adlerorden zweiter Klasse. Indessen wollte es fast den Anschein gewinnen, als ob trotz dieser Gunstbezeigungen das alte System, mit dem man ja bis dahin amtlich noch nicht völlig gebrochen, sein Thun und Lassen argwöhnisch beaufsichtige. Am fünfzehnten October, dem Berliner Huldigungstage, hatte er bei dem im Casino stattfindenden Gastmahl einige, das Heil der preußischen und deutschen Zukunft feiernde Worte gesprochen, welche von den oben erwähnten Gedanken allgemeiner patriotischer Zusammengehörigkeit erfüllt waren. Wie die meisten seiner öffentlichen, durch ihre Unmittelbarkeit zündenden Reden, der Stimmung des Augenblicks entspringend und unaufgezeichnet, konnten die Worte des Toastes nur sehr unvollkommen wiedergegeben werden, als zu Hüser's Ueberraschung ihm das Manuskript derselben im Auftrage des Ministers von Rochow polizeilich abverlangt wurde. Eine weitere Folge dieser Maßregel ließ übrigens sich nicht spüren, und die Tage der Herrschaft des Herrn von Rochow neigten sich zu Ende. Zwanzig Jahre früher allerdings würde eine derartige Meinungsäußerung, im gegenwärtigen Augenblicke nur der schwache Widerhall königlicher Aussprüche, wahrscheinlich hingereicht haben, dem bereits Verdächtigen eine Anklage auf Hochverrath zuzuziehen.

Des Schwagers Eichhorn Ernennung zum Cultusminister schuf selbstverständlich im verwandtschaftlichen Kreise eine freudige Erregung, der sich indessen einige leise Bedenken gesellten, ob der in seiner bisherigen Thätigkeit so überaus hochverdiente Mann, seiner ganzen Wesenheit nach, sich zur Ausfüllung einer ersten Stelle im Staate eigne. Hüser, der, wiewohl in Folge der Verschiedenheit ihrer beiderseitigen Lebensführungen mit dem vielbe-

schäftigten Staatsmanne nicht in regem äußern Verkehr stehend, doch in warmer Zuneigung dem Jugendgefährten verbunden geblieben, maßte übrigens, um dies gleich vorauszuschicken, sich keinerlei Urtheil über dessen Leistungen in seinem neuen Wirkungskreise an. Einerseits lagen die Einzelheiten desselben seinem Verständnisse fern, andrerseits erblickte er in vielen der, im Laufe der Zeit gegen den Minister sich steigernden Anklagen den Ausfluß einer, auf religiösem Gebiet dem Christenthum feindlichen, auf politischem zur Revolution drängenden Gesinnung. Wir werden später auf das Verhältniß beider Männer zu einander zurückzukommen haben.

Die Tagebuchblätter dieser und der nächstfolgenden Zeit enthalten, neben den bereits angedeuteten Bemerkungen über die ersten Regierungsacte des neuen Königs, die mehrfache Erwähnung der von Frankreich her drohenden, durch die orientalischen Angelegenheiten heraufbeschworenen Kriegseventualität, sowie der durch sie abermals erzeugten Zweifel in die eigene Felddienstfähigkeit. Eine im Frühlinge 1841 mit seiner Familie nach Berlin unternommene Reise wird sodann als erfreulich und genußreich geschildert; die großen Veränderungen indessen, welche nicht nur das Aeußere der Hauptstadt, sondern auch die Lebensweise und Lebensrichtung derselben erfahren, traten zum ersten Male den Kindern des alten, in der Umgestaltung zur Weltstadt begriffenen Berlin fremdartig entgegen und die, auf kommende Ereignisse hindeutende Unruhe der Gemüther machte sich bereits fühlbar.

„Es ist Vieles sehr schön geworden," berichten hierüber die Aufzeichnungen, aber die alte Heimath ist es nicht mehr. Auch die hastige Lebensweise und selbst die Stimmung der Menschen gefällt mir nicht recht, großer Luxus und unruhige Geschäftigkeit verdrängen das gemüthliche Behagen. Sogar in unserm beiderseitigen Familienkreise, wo wir mit der größten Liebe aufgenommen wurden, macht sich dies geltend. Ueberall bilden sich Partheien, was mir für den Staat sowohl als für das gesellige

Leben sehr unersprießlich erscheint. Eichhorn fand ich durch die Last seiner Geschäfte und den häuslichen Kummer*) sehr angegriffen, aber geistig frisch und voll Muth und Thätigkeit in seinem Beruf. Von den Ideen des Königs ist er außerordentlich eingenommen. Sehr erfreut wurde ich durch die liebevolle Aufmerksamkeit der Offiziere der Berliner und Potsdamer Garnison, welche ehemals Cadetten meiner Compagnie gewesen. Sie hatten mich zu einem vereinten Mittagessen geladen und bezeugten mir ihre unveränderte Anhänglichkeit. Welch' ein eigenthümlicher Eindruck! Die ich als Kinder gekannt und wie meine Söhne behandelt hatte, sind jetzt reife Männer, zum Theil Familienväter, Mehrere schon in höherem Militärrange stehend, und gegen mich doch noch die Alten in Liebe und Dankbarkeit. Ich war sehr gerührt dadurch.

„Den König habe ich mehrmals gesprochen. Er war, wie auch die Prinzen, sehr gnädig gegen mich, kam aber immer wieder auf das, ihm so sehr am Herzen liegende Projekt, die Einrichtung der Maximinkaserne in Trier zur evangelischen Kirche, zurück und wurde sehr lebhaft, sobald man einige Einwendungen gegen diese Idee vorbrachte, die von allen Seiten Widerspruch erfährt.

„Einen wenig erfreulichen Eindruck machten mir die Berliner Theater. Welcher Contrast gegen meine Jugendzeit! Wie einfach damals alles, und welche Vollendung der Schauspielkunst! Jetzt viel Glanz, Oper und Ballet ausgezeichnet, aber das Drama — o weh! — Wo sind die Zeiten Flecks und der Bethmann geblieben!"

Der diesem Frühling folgende Sommer war ein so rauher und regnerischer, daß die Feldfrüchte nicht rechtzeitig eingeheimst werden konnten und demzufolge das, für die Herbstmanöver der 16. Division auserwählte Terrain nicht benutzbar ward. Eine andere, große Strecken unwirthbaren Haidelands bietende Gegend

---

*) Der Minister hatte wenige Monate zuvor seine älteste, an den Professor Göschen verheirathete Tochter durch den Tod verloren.

unweit Castellaun mußte noch kurz vor Beginn der Uebungen aufgesucht werden, und auch hier ließen die bedenklichen Folgen der traurigen Witterungsverhältnisse sich spüren. Hüser that manchen, sein warmes Mitgefühl anregenden Blick in Noth und Sorgen des Landvolks. Aber Noth und Sorge anderer Art sollten bei der Rückkehr ihn auch in seinem eignen Heim empfangen und dasselbe so bald nicht wieder verlassen. Der dunkle Schatten, der fast vom ersten Anfang seiner Ehe an, das Glück der Häuslichkeit beeinträchtigt hatte, die stete Kränklichkeit seiner Frau, war zur greifbar finstern Gestalt erwachsen. Und Hüser, so wenig Verständniß und Duldsamkeit für nervöse und hypochondrische Zustände ihm eigen, besaß für Leiden und Schmerzen, die er begriff, eine fast weiblich zarte, innige Mitempfindung. Die kurzen Aufzeichnungen während des folgenden Winters zeugen von seinem Ringen im Aufblick zu Gott, von dem er Hülfe und Kraft erflehte auch in Bezug auf die bedenkliche Operation, welcher das Uebel der Gattin entgegenreifte. Mit um so freudigerem Dank wird im März die Nachricht von der, unter den geschickten Händen des Professors Dr. Wutzer zu Bonn glücklich überstandenen Gefahr begrüßt. In die Liebe zu seiner Frau mischte von dieser Zeit an sich bei Hüser ein Gefühl der Bewunderung für die, von ihr in schweren Momenten bewiesene christliche Tapferkeit, während die Drohung des Verlustes ihn seinen Besitz nur um so höher schätzen lehrte. Erwies sich auch die Sorge nur für kurze Zeit in den Hintergrund gedrängt, man freute vorerst sich der Empfindung neugewonnenen Glücks, und das Leben hatte für die nächsten Jahre den heitern Character wieder erlangt, den Hüser so voll zu empfinden, so frisch und unbefangen zu genießen wußte.

Um so dankbarer mußte die häusliche Beruhigung aufgefaßt werden, als die zunehmende Mißstimmung auf politischem Gebiet, die Uneinigkeit, Partheisucht und Verworrenheit der Meinungen damals bereits in den Herzen conservativ gesinnter Vaterlands-

freunde trübe Vorahnungen hervorzurufen begann. Hüser, der mit ursprünglich freisinnigen Ideen große Achtung vor der gesetzlichen Autorität verband, ärgerte sich zumeist an dem oberflächlichen Raisonniren, das, während der Opposition jede legale Form der Aeußerung fehlte, zu jener Zeit ohne Maß und Ziel Erbitterung kund gab und Erbitterung schuf. Nicht alle Lobpreisungen der Regierung freilich gewährten den erwünschten Gegensatz; so konnte in Trier die plötzlich zur Schau getragene Verehrung des katholischen Clerus für den König keineswegs als ungefälschte Loyalität aufgefaßt werden. Nach dem vor mehreren Jahren erfolgten Tode des milden, dem Hermesianismus geneigten Bischofs Hommer war eine längere Vakanz des bischöflichen Stuhles dadurch eingetreten, daß Friedrich Wilhelm III. die auf den römischgesinnten Domherrn Arnoldi gefallene Wahl des Domkapitels nicht bestätigt hatte. Bei den, in den jetzigen Regierungskreisen zur Geltung gelangten kirchlichen Ansichten dagegen, war dem in erneuter Wahl abermals Erkorenen die königliche Bestätigung zu Theil geworden; es herrschte unter der Geistlichkeit und ihren Anhängern die größte Freude und die Behörden, welche einem, auf königliche Kosten veranstalteten Festmahle beiwohnten, mußten Lobsprüche auf den neuen Herrscher hören, die sie lieber nicht vernommen hätten. Hüser, genöthigt, den Toast auf den Bischof auszubringen, schreibt davon: „Nie ist mir eine Rede so schwer von der Zunge gegangen und ich glaube, daß sie auch trocken genug gewesen ist." Am darauf folgenden Königsgeburtstage betheiligten sich fast alle katholischen Geistlichen am feierlichen Mittagsessen, was bisher nie der Fall gewesen.

Ueber das große Königsmanöver, welches die beiden Armeecorps, das siebente und achte, im Herbst 1842 in der Cölner Gegend vereinte, und alle damit zusammenhängende und darauf folgende Festlichkeiten enthalten die Denkwürdigkeiten nur aphoristische Mittheilungen. Der Glanz des Hoflagers zu Brühl, die Fülle hoher und berühmter Persönlichkeiten, die sich um dasselbe

drängten, selbst die militärischen Evolutionen werden nur flüchtig erwähnt.

„Der König," heißt es, „war zuweilen wahrhaft großartig und hinreißend. Den Höhepunkt der Ereignisse, wie der Empfindungen, gab die Grundsteinlegung in Cöln, sowie der Moment an der Mittagstafel in Brühl, als der König dem Erzherzog Johann das 16. Infanterieregiment verlieh und den Toast auf Deutschland ausbrachte. Wie das Verheißene eigentlich zu Stande gebracht werden solle, fragte man sich in diesen Augenblicken höchster Begeisterung nicht."

König und Königin erschienen im Verfolg ihrer Reise auch in Trier, und abermals, wie vor Jahren, war auf dem reizend gelegenen Weißhause ein ländliches Fest veranstaltet, dem jedoch zum Theil in Folge der nassen Witterung, der rechte Schwung fehlte. „Nach den großartigen Festen am Rhein und bei sehr mangelhaften Anordnungen," sagen die Notizen, „fiel die Sache ziemlich matt aus; auch die hohen Herrschaften waren wohl etwas abgespannt, und die Persönlichkeit des Königs brachte hier weit geringere Wirkung hervor, als an den andern Aufenthaltsorten in der Rheinprovinz."

Durch eine sich diesen öffentlichen Festen anschließende persönliche Feier ward Hüser's freundschaftliche Theilnahme in hohem Grade angeregt. Das fünfzigjährige Dienstjubiläum seines alten, ihm unveränderlich treu verbundenen Jugendgenossen, des Generallieutenants von Bardeleben, führte ihn nach Coblenz. „Es war ein schönes Fest," schreibt er darüber, „an dem Untergebene und Freunde sich durch allerlei Beweise ihrer Achtung und Liebe betheiligten. Ein Rückblick auf fünfzig, in militärischer Wirksamkeit verlebte Jahre, Jahre, so reich an Begebenheiten, erweckt in der Brust manche längst schlummernde Gefühle, in der Erinnerung manches Ereigniß, das Schmerzen aufreißen, aber gewiß auch manche Freude wieder in's Leben rufen kann. So war auch meinem alten

Freunde diese Feier eine ernst-freudige; die wenigen Freunde aus vergangener Zeit aber, welche sich noch um ihn befanden, konnten ihm das Zeugniß geben, daß er seinem Vaterlande mit ganzer Liebe gedient, daß er stets höhere Gedanken festgehalten, in der trübsten Zeit den Muth nicht verloren und mit Gleichgesinnten an der Wiedergeburt Preußens gearbeitet hat, und daß er ein treuer Freund seiner Freunde geblieben."

„Am 26. März 1843," lesen wir einige Monate später, „empfing ich meine Beförderung zum Generallieutenant. Also auch dies sollte ich noch erreichen! Hätte mein theurer Vater geahnt, daß ich auf eine solche, nach seiner Vorstellungsweise so hohe Stufe gelangen werde, wie glücklich würde er sich dadurch gefühlt haben! Wenn sein verklärtes Auge jetzt auf mich herabschaut, mag es wohl mit einer andern Schätzung des irdischen Glanzes geschehen. Mit innigem Danke fühle ich die leitende Hand Gottes', die mir so vielfaches Gute gegeben. Neben manchem Leiden, von dem ich ja auch nicht verschont bleiben konnte, habe ich doch mein ganzes Leben hindurch so unendlich viel Ursache zum Dank gehabt, daß eigentlich jeder Aufblick zu Gott ein Lob seiner Güte wird. Möge Er mir Weisheit und Kraft schenken, das Vertrauen, welches der König und so viele Menschen mir bezeigen, zu rechtfertigen. Ich bin nicht über meine Leistungen verblendet und schlage meine Verdienste gering an. Um so gerührter fühle ich mich durch die allgemeine Theilnahme, die mir bei meiner jetzigen Beförderung und bei früheren Anlässen bewiesen wird, und die mir ein erhebendes Zeichen der Zuneigung meiner Mitbürger ist. Sonderbare Fügung! Damals, als ich Anerkennung zu verdienen glaubte, als ich mit Opfern jeder Art das Gute in den jungen Seelen meiner Zöglinge zu wecken und zu befestigen strebte, ward mir nur im nächsten Kreise Genugthuung, draußen viel Anfechtung und Feindschaft. Selbst der König war gegen mich eingenommen worden. Jetzt, da ich nur mit äußern Ordnungen zu schaffen habe, die doch Viele

geschickter behandeln würden, kommt mir Beifall und Vertrauen entgegen, als sollte das Versäumte aus früherer Zeit nachgeholt werden. Uebrigens macht es mir viele Freude, auch bei dieser Gelegenheit zu sehen, daß meine Untergebenen fortdauernd mit mir zufrieden zu sein scheinen und auch die hiesigen Einwohner mir ihre freundliche Gesinnung bewahren, wie sie bei einer, zur Feier meines Avancements von der Casinogesellschaft veranstalteten Mittagsmahlzeit mir kundgaben."

Zweier Todesfälle verschiedenartiger Persönlichkeiten wird im Laufe des Jahres 1843 Erwähnung gethan.

„Der Prinz August ist am 18. Juli auf einer Besichtigungsreise in Bromberg gestorben. Er war einst mein Regimentskamerad und ist mir stets ein wohlwollender Gönner geblieben, der mich aber, auch als ich schon General war, nie anders, als: „lieber Major", anredete. Die Artillerie verliert viel durch seinen Tod, da er vortrefflich für sie sorgte. Wie man sagt, hat er ein Vermögen von 10 Millionen hinterlassen. So geht Einer nach dem Andern der alten Gefährten dahin." —

„Wir haben den Tod des alten Baron Kottwitz erfahren," heißt es etwas später. „Er ist in Frieden zu seinem Herrn eingegangen, in dessen Nachfolge er wahrhaft gelebt hat, so weit die menschliche Unvollkommenheit es nur gestattet. Ein leiblicher und geistiger Wohlthäter der Armen und Verlassenen, hat er unendlich Vielen in der Noth geholfen und mehr Gutes gestiftet und größere Thaten vollbracht, als mancher in der Geschichte hochgefeierte Mann! Auch ich habe ihm viel liebevolle Ermunterung zu danken."

Im Sommer 1844 begegnen wir dem Ausdruck der tiefsten Empörung und Betrübniß über den, von ruchloser Hand gegen den König verübten Mordanfall, etwas später einer kaum minder lebhaften Entrüstung über das Unwesen, welches bei der Ausstellung des sogenannten heiligen Rocks getrieben wurde.

„Wer hätte glauben sollen," heißt es, „daß noch in unserm

Jahrhundert Aberglaube und Dummheit eine so große Rolle spielen könnten. Man wird es bei dieser Gelegenheit erst recht gewahr, welche Herrschaft die Pfaffen über die Menge ausüben. Schon seit fünf Wochen strömen die Menschenschaaren herbei, lagern auf allen Plätzen, treiben allerlei Unfug und meinen, ein Gott wohlgefälliges Werk zu thun, wenn sie den im hiesigen Dom auf einer Art von Estrade ausgestellten, angeblichen Rock unsres Heilandes anbeten, von dem man ungefähr nachweisen kann, daß er seit etwa tausend Jahren hier aufbewahrt wird, und der ein Gewebe zeigt, welches dem Feuerschwamm gleicht. Ueber siebentausend Menschen sind schon hier gewesen, und immer noch wimmelt Trier von diesen Schaaren, die plärrend und schreiend, mit Fahnen und Cruzifixen die Straßen durchziehen. Lahme und Kranke werden herbeigeschleppt und gefahren, und allerlei Wunder sollen an ihnen geschehen. Eins der größten, sagt ein Witzling, ist, daß die Geistlichen eine Heerde Schafe her- und eine Heerde Säue wieder fortführen. Und wirklich gerathen die Menschen während ihres hiesigen Aufenthalts in einen so verwahrlosten Zustand, daß man froh sein muß, daß keine ernsteren Ruhestörungen vorfallen. Ist es zum Verwundern, wenn diesem Unsinn gegenüber auch Aeußerungen fallen, die zugleich die Ehrerbietung vor dem wahrhaft Heiligen verletzen? Ich gehe stumm an allem vorüber, denn lauten Spott mit demjenigen zu treiben, was armen, verblendeten Menschen als das Göttliche erscheint, dünkt mich nicht die rechte Art der Widerlegung."

Schon im Laufe dieses Sommers waren Hüser mehrfache Gerüchte einer, ihm bevorstehenden Versetzung zu Ohren gekommen, und seine Stimmung in Betreff einer solchen konnte nur eine höchst gemischte sein. Aeußerst befriedigt in seinem dienstlichen Verhältniß, wie in allen persönlichen Beziehungen, mußte jede Veränderung ihm unersetzliche Verluste bringen, während die sich immer wieder aufdringende Ueberzeugung, durch sein nie völlig überwundenes

körperliches Uebel, den Anforderungen des activen Dienstes nicht mehr nach jeder Richtung und in jedem Moment gewachsen zu sein, ihm die ehrenvolle und bedeutende Stellung, von welcher für ihn gesprochen wurde, in wünschenswerthem Lichte erscheinen lassen mußte. So, noch nicht im Klaren über sein eigenes Hoffen oder Fürchten, empfing er am königlichen Geburtstage, dem 15. October 1844, die überaus gnädige Kabinetsordre, die ihn zum Vice-Gouverneur der Bundesfestung Mainz ernannte. „Ich weiß, daß ich dies wichtige Amt in die besten und treuesten Hände lege", hatte sein König ihm schreiben lassen, und die Freude über einen solchen Ausdruck des Vertrauens mußte vor der Hand die tief schmerzlichen Empfindungen überstrahlen, von denen das Scheiden aus einer geliebten Thätigkeit begleitet wurde.

„Ich habe die Division sehr geliebt", sagen die Aufzeichnungen, „und mit kurzer Unterbrechung seit sechszehn Jahren ihr angehört, so ist es natürlich, daß ich mit schwerem Herzen von ihr scheide. Und noch mehr! Ich fühle, daß mein eigentliches militärisches Wirken sein Ende erreicht hat, daß ich dem Berufe Valet geben muß, dem ich mein ganzes Leben gewidmet, dem ich mit so großer Liebe gedient. Die vielfachen Beweise der Anhänglichkeit und des Bedauerns über mein Scheiden, machen die Trennung nur noch schwerer, und ich fühle mich wahrhaft beschämt durch alle Zeichen der Theilnahme, die mir von den Offizieren, wie von Civil-behörden und Bürgerschaft dargebracht werden. Erstere beab-sichtigten, wie ich erfuhr, mir ein Geschenk zu machen, was ich jedoch durch meine Adjutanten ablehnen ließ. Weiß ich doch, wie sauer es Vielen wird, mit ihrem Gehalte auszukommen, und mit welchen Seufzern so Mancher zu einem solchen abgezwungenen Geschenke beiträgt. Möchten sie mir ein treues Andenken be-wahren, das ist mir genug. Habe ich doch nichts gethan, um mir besondere Belohnungen zu verdienen. Es war mir ja nie-mals vergönnt, meine Truppen im Felde ehrenvoll gegen den

Feind zu führen, und so den eigentlichen Beruf eines Generals zu erfüllen."

Hüser hatte Recht, jene höchste, ruhmreichste Aufgabe des Soldaten war ihm nicht vorbehalten gewesen; allein auch er hatte nicht erfolglos eine Mission getrieben, die dem Vaterlande kaum einen geringeren Nutzen, als der Sieg auf dem Schlachtfelde, einzutragen bestimmt ist. An der Grenze der Monarchie, in Gegenden, welche im Uebergangsstadium des widerwilligen Anschlusses zur bewußten Zusammengehörigkeit sich befanden, war er einer der Pioniere gewesen, die der preußischen Gesinnung den Weg bahnen, dem straffen preußischen Wesen, getragen durch eine liebenswürdige, in der besten Bedeutung des Wortes volksfreundliche Individualität, Achtung und Verständniß erringen sollten.

Unter der beinah erdrückenden Fülle von Beweisen des Wohlwollens, die beim Abschiede ihm zu Theil wurden, zeichnete sich eine, von fast 600 Bürgern unterzeichnete, von schlichten Männern überreichte Adresse aus, die, nach beiden Seiten ein ehrendes Zeugniß ablegend, uns vergönnt sein mag, ihrem Wortlaute nach hier anzureihen:

Excellenz!

Die Bürger Trier's schulden Ihnen zu viel, als daß sie es ihren Vertretern allein überlassen dürften, Ihnen dafür den Dank zu zollen. Selbst müssen sie es aussprechen bei dieser Veranlassung — die eine so freudige ist, weil des Königs Anerkennung Sie so ehrt, und zugleich eine so traurige, weil sie Ihr nahes Scheiden verkündigt — selbst müssen sie Ihnen sagen, daß sie es wohl wissen, daß das schöne gesellige Verhältniß, welches unter den verschiedenen Ständen der Bewohner ihrer Stadt herrscht, und das Vertrauen, das ihnen jetzt wieder höchsten Orts geschenkt wird, größtentheils Ihnen verdankt wird.

Excellenz! Nur der Mann, der sich völlig klar ist in seinen Ansichten, und sich seiner ehrenhaften Absichten bewußt ist, kann

seine Umgebungen richtig beurtheilen und kann es anerkennen, daß auch anders Urtheilende ebenso ehrenhaft sein können, wie er selbst. Denn nicht von den Ueberzeugungen allein, nein, mehr noch von ihrer freien Begründung und der Loyalität ihrer Ausführung hängt die Ehre des Mannes ab.

Dieser Grundsatz, Excellenz, war der Leiter Ihrer Handlungen unter uns, bestimmte Sie in Ihrem Umgange mit uns — daher das wechselseitige Vertrauen, das gleichzeitig mit Ihrem Erscheinen unter uns erstand, daher die Zeichen der Liebe und der Verehrung, die Ihnen bei Ihrem Abschiede von Trier von allen Seiten entgegenkommen.

Nehmen Sie, Excellenz, bei diesem Abschiede mit Wohlwollen die Versicherung unserer steten Dankbarkeit und Ergebenheit hin und beglücken Sie uns, indem Sie uns auch in der Ferne eines freundlichen Andenkens würdigen. In unserem Gedächtnisse, Excellenz, wird unsere Dankbarkeit Ihren Namen nimmer verlöschen lassen.

Trier, am 3. November 1844.

Fünfzehntes Kapitel.

Die Bundesfestung Mainz. Stellung daselbst. Hohe Besuche. Reise nach Oberitalien. Tod der Gattin. 1844—1847.

Mainz, damals eine deutsche Bundesfestung und von Oestreich und Preußen gemeinsam besetzt, empfing in fünfjährigem Turnus von beiden Mächten abwechselnd seinen Gouverneur in einem Prinzen des östreichischen oder preußischen Herrscherhauses, dem, da er nur eine kurze Zeit des Jahres diesen Posten persönlich einzunehmen pflegte, ein Vicegouverneur als Stellvertreter beigegeben war. Dem Letzteren fiel das volle Maß der Geschäfte sowohl als der Verantwortlichkeit der nach Umständen schwierigen und wichtigen Stellung zu. Neben und unter ihm stand der Commandant der Festung, dessen Nationalität gleichfalls wechselte und zwar so, daß mit dem Eintritt des östreichischen Gouvernements die Commandantur in preußische, mit dem des preußischen Gouvernements in östreichische Hände überging. In Bezug auf Artillerie- und Geniedirektion fand kein ähnliches Alterniren statt; erstere verblieb stets bei Oestreich, letztere bei Preußen.

Der im Herbst 1844 eintretende Wechsel führte den Prinzen Wilhelm von Preußen (Oheim des Königs) in die Stelle eines Gouverneurs zurück, welche er bereits in früheren Perioden bekleidet hatte, und brachte Hüser in das Verhältniß des Vicegouver-

neurs, das man allgemein als ein glänzendes und lucratives anzusehen sich gewöhnt hatte. In der nach den Befreiungskriegen verflossenen Zeit hatten sich unter verschiedenen Namen eine Anzahl von Emolumenten und Vergünstigungen gehäuft, daß das Einkommen der Stellung sich bedeutend höher, als das eines preußischen commandirenden Generals belief und, trotz hoher Repräsentations-Anforderungen die reichsten Ersparnisse gestattet hatte. Das mochte den hohen Bundestag schließlich befremdet haben. Man benutzte den Termin des diesmaligen Wechsels, um eine neue Ordnung der Dinge einzuführen und verfuhr dabei so summarisch, daß für den jüngst ernannten Vicegouverneur pekuniäre Schwierigkeiten entstehen mußten. So hatte Hüser fast noch vor dem eigentlichen Antritt des Amts mit Unannehmlichkeiten zu kämpfen, die ihn in eine trübe und gereizte Stimmung versetzten, bis nach vielfachen, sowohl an die Militärcommission des Bundestages, als an das preußische Kriegsministerium gerichteten Vorstellungen, ein befriedigender Compromiß zu Stande kam. Die ihm während der desfallsigen Verhandlungen mit großer Zuvorkommenheit begegnenden Persönlichkeiten des preußischen Bundestagsgesandten, Grafen Dönhoff, und des östreichischen Präses der Militärcommission in Frankfurt, General von Roditzky, werden in den Aufzeichnungen mehrfach höchst anerkennend erwähnt. Der Präsident des Bundestages, Graf Münch-Bellinghausen, war meistentheils abwesend und wenn zur Stelle, in eine Wolke der Unnahbarkeit gehüllt.

Der östreichische Vorgänger Hüser's als Vicegouverneur war der General Graf Leiningen-Westerburg gewesen, aus dessen Händen die Festung mit lebendem und todtem Zubehör am 29. October in die Hüser's überging. Er sowohl, als der neu ernannte östreichische Commandant, Feldmarschall-Lieutenant Baron Jetzer, mußten dem deutschen Bunde den Eid leisten und dies Gelöbniß mit ihrer Namensunterschrift bekräftigen. Die

Ceremonie der Truppen-Uebergabe beschreiben die Erinnerungsblätter folgendermaßen:

„Auf dem Paradeplatz war die Garnison aufgestellt, Graf Leiningen, der neue Commandant und ich begaben uns zu Pferde dorthin und ritten, während die Truppen präsentirten, die Front herunter und dann in die Mitte des Platzes, wo Graf Leiningen mit gezogenem Degen und den Worten: „Im Namen unserer Monarchen und der Bundesversammlung übergebe ich Ihnen hiermit die Garnison der Festung Mainz", mir den Rapport überreichte. Meinerseits zog ich hierauf den Degen, sagte: „Im Namen u. s. w. übernehme ich hiermit die Garnison der Festung Mainz", ließ schultern, in halben Zügen rechts abmarschiren, und führte die Garnison in Parade dem Grafen Leiningen vorbei. Ueber sämmtliche Formalitäten ward ein Protokoll aufgenommen, welches dem Könige, dem östreichischen Kaiser, der Bundesversammlung und dem wirklichen Gouverneur, Prinzen Wilhelm von Preußen, zugesendet wurde. Dann Vorstellung der Offiziere und große Mittagstafel, viel Speisen, viel Wein und endlose Toaste. Ich konnte ein wunderliches Gefühl nicht loswerden, mich gewissermaßen noch an einen andern Herrn, als meinen alten, angestammten, gebunden zu haben."

Mit seinem langjährigen, ihm stets so wohlgesinnten Gönner, dem Prinzen Wilhelm, in so enge Beziehungen zu treten war für Hüser eine große Freude. Allerdings bestanden dieselben während des größeren Theils des Jahres nur in Rapporten, welche dem wirklichen Gouverneur eingesendet wurden. Die Sommer von 1845, 46 und 47 jedoch brachten für einige Zeit durch die längere oder kürzere Anwesenheit des hohen Herrn eine lebendigere Wechselwirkung des persönlichen und geschäftlichen Verhältnisses. Hing damit allerdings eine gewisse Beschränkung seiner freien Selbstbestimmung zusammen, die von der despotischen Seite in Hüser's Natur nur in seltenen Fällen gern und leicht ertragen

wurde, so war es doch des Prinzen persönlicher Liebenswürdigkeit, sowie dem, von früh an bestehenden Vertrauen beider Theile zu danken, daß momentane geschäftliche Irrungen ohne weiteren Mißklang vorübergingen. Nur einmal, als im Winter von 1846/47 eine Schlägerei zwischen östreichischen und preußischen Soldaten, wie sie in jeder Garnison, auch unter den Angehörigen desselben Staats gelegentlich vorkommt, von den Zeitungen verbreitet und zu einer unverdienten politischen Wichtigkeit aufgebauscht ward, trat eine Verstimmung ein. Die ihm geringfügig erscheinende Sache, seiner Eigenthümlichkeit gemäß, rasch und entschieden zu Ende führend, hatte Hüser versäumt, dem Prinzen ausführlichere Meldung darüber zu machen. Letzterer, hierdurch in die peinliche Lage versetzt, dem Könige keine nähere Auskunft über einen, allerdings sehr übertrieben dargestellten Vorfall innerhalb seines eignen Geschäftskreises geben zu können, fühlte sich verletzt, und ein Paar darüber gewechselte Briefe lassen einige Gereiztheit auf beiden Seiten, zugleich aber das Streben nach voller Ausgleichung erkennen. Schließlich legt in edler, einfacher Weise der Prinz seinen Standpunkt vollkommen offen dar, während er demjenigen seines Stellvertreters alle Gerechtigkeit widerfahren läßt. Hiermit hatte der störende Zwischenfall sein Ende erreicht.

Ueber die prinzliche Familie war in eben diesen Jahren eine schmerzliche Heimsuchung verhängt worden. Die treffliche, auch von der Hüser'schen Familie so hochverehrte Prinzessin Marianne, Gemahlin des Prinzen Wilhelm, lag, während letzterer 1846 in Mainz residirte, in ihrem väterlichen Schlosse zu Homburg vor der Höhe schwer erkrankt an dem, daselbst zum Ausbruch gekommenen, leidenvollen und unheilbaren Uebel, welches im darauf folgenden Jahre ihren, in weiten Kreisen betrauerten Verlust herbeiführte. Das in der früheren fünfjährigen Periode der Gouverneursstellung des Prinzen so heiter belebte, großherzogliche Schloß zu Mainz, welches aus verwandtschaftlichen Rücksichten der prinz-

lichen Familie zur Residenz überlassen wurde, war zur verhältnißmäßig stillen und einsamen Wohnung des fürstlichen Herrn geworden. Durch hohe auswärtige Besuche, zumal seiner Töchter, ward derselbe zwar einigermaßen entschädigt und erheitert, doch ließ es sich niemals verkennen, wie tief der große Verlust empfunden, wie innig der edlen Verklärten Andenken bewahrt wurde. Wenn, wie es alljährlich zuweilen geschah, der Prinz, nur in Begleitung eines Adjutanten, im Hüserschen Hause einen Abend verbrachte, pflegte er einen oder den andern Zug aus dem Leben seiner Gemahlin zu erzählen, und durfte dabei auf die regste Theilnahme rechnen. Für Frau von Hüser schien der Prinz eine besonders gütige Gesinnung zu hegen, wie er es auch später, nach dem Tode derselben, dem Wittwer in einem höchst theilnahmvollen Schreiben bezeugte. Mit außerordentlicher Treue hatte er die Persönlichkeit ihres Vaters, seines Religionslehrers, des Bischof Sack, im Gedächtniß bewahrt, und wußte er manche Einzelheit über ihn anzuführen, welche selbst der Tochter unbekannt geblieben.

Unter den vorerwähnten hohen Gästen des prinzlichen Hauses erschien als der hervorragendste, das allgemeine Interesse am lebhaftesten anregende, der Besuch der Königin von England im Sommer 1845. In Mainz, wie überall, wo die, damals jugendliche Herrscherin des Inselreiches mit ihrem Gemahl und ihren englischen Umgebungen in Deutschland sich zeigte, fehlte es nicht an falschen Auffassungen, die zum Theil aus gegenseitiger Unkenntniß nationaler Bräuche und Eigenthümlichkeiten hervorgingen. Hüser erwähnt der Anwesenheit der Königin mit folgenden Worten:

„Eine Hauptbegebenheit dieses Sommers war der Besuch der Königin von England bei unserm Könige, der sie in Cöln empfing und in Brühl und Stolzenfels bewirthete. Die Feste und Empfangsfeierlichkeiten, die dabei stattfanden, litten durch die zum Theil regnichte Witterung, auch erzählt man sich von manchen Verstößen, die auf allen Seiten vorgekommen sein sollen. Hier

in Mainz, wo die Königin auf der Durchreise nach Coburg ebenfalls einen Tag verweilte, wurde sie vom Prinzen Wilhelm, als Gouverneur, im Schlosse empfangen. Er selbst war etwas unruhig und wir Alle ziemlich gespannt, wie die Sache ablaufen werde. Endlich war denn der Augenblick da, wo die kleine Königin in großer persönlicher Einfachheit mit dem Dampfschiff anlangte. Sie zeigte bei der Vorstellung und der darauf folgenden Abendtafel sich sehr schweigsam, machte aber Jedem, der ihr präsentirt wurde, so tiefe Verneigungen, daß man dadurch in Verlegenheit gerieth. Ihre Umgebungen benahmen sich stolz und kalt, zumal Lord Aberdeen und Lord Fitzclarence hielten sich ganz von uns Preußen zurück, nur Lord Liverpool näherte sich uns freundlich. Daß der Prinz von Coburg bei der großen Parade sämmtlicher Truppen im Paletot erschien, mochte wohl englische Sitte sein, brachte aber bei uns keinen angenehmen Eindruck hervor. Der Prinz Wilhelm athmete auf, als die Geschichte überstanden war."

„Etwas später," fahren die Erinnerungsblätter fort, „machte ich dem Könige, der sich noch in Stolzenfels aufhielt, dort meine Aufwartung. Ich fand ihn in ziemlich niedergeschlagener Stimmung, die durch einen etwas gewaltsamen Humor zuweilen unterbrochen wurde. Die Stimmung in Königsberg, in den Rheinlanden, die Landtagsverhandlungen, dies alles schien ihn zu drücken. Kein Wunder! Es ist eine Unruhe in den Gemüthern, die den innern Frieden des Einzelnen, wie des Staates stört. Religiöse Zerwürfnisse und politische Uebertreibungen, Deutschkatholiken, Lichtfreunde, Ultramontane, Altlutheraner, Judenreformatoren, Sozialisten, Communisten, Radicale, Liberale tauchen überall auf und stoßen sich gegeneinander. Wohin werden wir noch gelangen?"

In Folge seiner Lage ward Mainz fast unausgesetzt von durchreisenden oder verweilenden, hohen Herrschaften besucht. Ungeachtet mancher interessanten Begegnung, waren die an Hüser dadurch

herantretenden Verpflichtungen, gleichwie die häufigen Aufwartungen am hessischen und nassauischen Hofe, die öfteren Visiten bei den Bundestagsgesandten in Frankfurt, nicht ganz nach seinem Geschmack. Ueberhaupt läßt sich nicht läugnen, daß die halb diplomatischen, halb hofmännischen Anforderungen seiner jetzigen Stellung nicht geeignet waren, die glänzenderen Seiten seines Wesens auf's Vortheilhafteste zur Geltung zu bringen. Fehlte ihm doch vor allem die lebendige Einwirkung auf die Truppen, nach welcher er niemals aufhörte, eine tiefe, schmerzliche Sehnsucht zu empfinden.

Sehr günstig gestaltete sich sein Verhältniß zu den östreichischen Behörden und der östreichischen Garnison überhaupt, mit der in bestem Einverständniß zu leben, sein Grundsatz war, weßhalb er auch stets bemüht blieb, kleine, unvermeidliche Eifersüchteleien und Reibungen unter den beiderseitigen Offiziercorps im Keim zu ersticken. An dem östreichischen Commandanten, Feldmarschalllieutenant von Jetzer, besaß er einen verlässigen Beistand, der, während er die Eigenschaften diplomatischer Klugheit und Wendungsfähigkeit, an denen es Hüser fehlte, in hohem Grade besaß, doch der offnen Gradheit seines preußischen Collegen eine, noch in der Folgezeit mehrfach ausgesprochene, freundschaftliche Achtung zollte.

In den ersten Sommern des Mainzer Aufenthalts pflegte, als Bewohner seines Schlosses Johannisberg auf einige Wochen der östreichische Staatskanzler, Fürst Metternich, im Rheingau zu erscheinen, und Hüser's Stellung brachte es mit sich, daß er in Begleitung des Commandanten daselbst seine Aufwartung machte.

„Das hätte ich mir vor dreißig Jahren nicht träumen lassen," bemerken die Aufzeichnungen nach dem ersten Besuch, „daß ich noch einmal veranlaßt sein werde, Metternich meine Cour zu machen. Aber ich kann mit Wrangel sagen, daß ich hier nur „ein Amt, aber keine Meinung" habe. Der Fürst ist jetzt ein alter Mann, sieht abgelebt aus, empfing uns zwar artig, aber sehr ein-

silbig und überließ die Unterhaltung vorzüglich seiner Gemahlin, die, wie man sagt, sehr schön gewesen sein soll."

In Bezug auf die Stellung zu den Mainzer Einwohnern, welche bis dahin sich der höchsten Festungsbehörde vorzugsweise genähert hatten, sobald dieselbe von öſtreichiſcher Seite besetzt worden, finden wir in den Tagebuchblättern folgende Andeutung:

„Wie mir scheint, gewinnen die Mainzer Bürger einiges Vertrauen zu mir, und vielleicht gelingt es, ihnen eine bessere Meinung von Preußen beizubringen, als diese Leute leider der Mehrzahl nach haben. Den höheren Ständen scheint es zu gefallen, daß ich viel Gesellschaft bei mir sehe, und es will mir vorkommen, als ob man sich in meinem Hause behage."

Mit den hessischen Civilbehörden fand ein durchaus gutes Einvernehmen statt, auch als nach dem Tode des Präsidenten von Lichtenberg an die Spitze der Mainzer Regierung Herr von Dalwigk trat, der eine außerordentliche persönliche Freundschaft für Hüser an den Tag zu legen pflegte.

Am Krönungsfeste 1846 ward Hüser durch Verleihung der ersten Klasse des rothen Adler-Ordens geehrt, was ihn als Beweis der fortdauernd gnädigen Gesinnung des Königs erfreute. „Aber freilich," fügt er dieser Aeußerung hinzu, „die Freude kann bei mir nicht mehr recht Platz finden. Das Leiden meiner armen Frau nimmt wieder zu und ich sehe mit banger Sorge in die Zukunft."

Noch in den letztvergangenen Sommern hatte das Befinden seiner Gattin ihm erlaubt, in deren Gesellschaft kleine Reisen nach Süddeutschland und dem Elsaß zu unternehmen, die ihm viel Genuß bereiteten; jetzt, im Jahre 1846, konnte er nur noch daran denken, in Begleitung seiner Tochter ein Unternehmen auszuführen, welches lange in seinen Wünschen gelegen hatte. Die Schweiz und Oberitalien sollten besucht werden, und da es Hüser in letzterem Lande vornehmlich daran lag, die Schauplätze kriegerischer Vor-

gänge und die damals noch östreichischen Festungen zu sehen, so war es ihm sehr willkommen, von Seiten des Baron Jetzer an verschiedene östreichische Militärpersonen im damaligen lombardisch-venetianischen Königreiche Empfehlungen zu erhalten.

Aus dem über diese Reise erhaltenen Tagebuch lassen wir, die Schilderung aller, Hüser's lebhaften Natur- und Kunstsinn mächtig ergreifenden Genüsse übergehend, einzelne Auszüge folgen, die zum Theil Persönlichkeiten berühren, welche in der nahen Folgezeit eine historische Rolle spielen sollten.

„In Mailand machte ich dem in der Lombardei commandirenden General, Feldmarschall Radetzky, meinen Besuch. Obgleich der eigentliche Sitz des Generalcommando's Verona ist, so hält der Feldmarschall sich doch meistentheils hier auf, war aber bei meiner Ankunft eben im Begriff, eine Dienstreise anzutreten, weshalb er bedauerte, mich nicht länger bei sich sehen zu können. Auf meinen ihm ausgesprochenen Wunsch, die Festungen Mantua, Verona und Venedig besehen zu dürfen, gab er sogleich seine Erlaubniß und versprach mir, die dazu nöthigen Befehle ausfertigen zu lassen. Ich war erstaunt, den alten Herrn noch so rüstig und eigentlich nicht sehr verändert zu finden, seitdem ich ihn in Paris zuweilen bei Gneisenau gesehen. Artiger Weise behauptete er, sich auch seinerseits meiner zu erinnern, was ich denn als höfliche Redensart aufnahm. Auch an seinen Generalquartiermeister, den General von Schönhals, war ich empfohlen und lernte ich in ihm einen sehr gebildeten und interessanten Mann kennen, der uns viele Aufmerksamkeiten erwies und mich namentlich über den besten und für meine Zwecke passendsten Weg durch die Lombardei orientirte."

Diese Zwecke in vollem Maße zu erreichen und das Terrain der von Hüser so vielfach studirten östreichisch-französischen Feldzüge genau kennen zu lernen, mußte in Folge der eintretenden großen Hitze, die das Umherwandern auf den baumlosen Ebenen der Lombardei in hohem Grade erschwerte, aufgegeben werden.

Unabläſſige Sonnengluth und ſchlechte Ernährung in den von der großen Straße abſeits gelegenen Ortſchaften, erſchöpften die Kräfte des alternden Mannes und er war genöthigt, ſich an der Beſichtigung der Feſtungen genügen zu laſſen. Mantua und Verona, erſteres zumal durch ſein vortreffliches Schleuſenſpiel, letzteres durch die weit vorgeſchobenen Werke der befeſtigten Berge, intereſſirten ihn außerordentlich, und überall hatte er der, durch Radetzky's Beſtimmungen veranlaßten Zuvorkommenheit der Militärbehörden ſich zu erfreuen. Aus Venedig, deſſen Wunderwelt ihre bezaubernde Wirkung auf ſeine Einbildungskraft nicht verfehlte, berichtet er unter anderm:

„Gleich am nächſten Morgen machte ich, natürlich immer per Gondel, meine Beſuche beim Erzherzog Friedrich, den ich ſchon voriges Jahr in Mainz kennen gelernt, beim Commandanten, Feldmarſchallieutenant Grafen Zichy, und dem Generalſtabschef des Erzherzogs, dem General Lebzeltern, den ich ja auch ſchon in Mainz geſehen. Der Erzherzog, der ein ſchöner, freundlicher junger Herr iſt und hier ſehr beliebt ſein ſoll,*) hatte die Güte, mich für den nächſten Tag zum Diner einzuladen und vorher mich perſönlich im Arſenal zu empfangen, wo er durch einen Offizier mich in der merkwürdigen Sammlung von Waffen und Modellen, ſowie in den ſehr intereſſanten Artillerie- und Schiffshandwerksſtätten herumführen ließ. Graf Zichy**) beſtimmte mir ebenfalls einen der nächſten Tage, um mir die Befeſtigungen, welche am Rande der Lagunen Venedig einſchließen, zu zeigen. Schon um 6 Uhr Morgens erſchien er in ſeiner Gondel, begleitet von dem Ingenieur, Oberſtlieutenant Mosdorfer, der, den Plan in der Hand, alles auf's Genaueſte erklärte. Nach dem nächtlichen Gewitter war es glücklicherweiſe faſt kalt geworden, wodurch meine er-

---

*) Er wurde ein Jahr ſpäter ermordet, wie man ſagt, aus Privatrache.

**) Bekannt durch ſeine ſchmachvolle Uebergabe Venedigs im Jahre 1848.

schöpften Kräfte wieder zunahmen, so daß ich die sehr anstrengende, sechsstündige Besichtigung durchzumachen im Stande war. Vom Lido, wo ein vortreffliches Frühstück uns stärkte, fuhren wir nach Malamocco, und fand ich die sehr eigenthümlichen Befestigungen höchst zweckmäßig angelegt. Um drei Uhr nahmen wir ein ausgezeichnet feines Diner bei Zichy ein, wo alle Leckerbissen des Landes und des Meeres uns aufgetischt wurden, dazu die feinsten Weine. Der Graf belehrte uns über jeden Gang und nannte die Namen von Speisen, die ich nie gehört habe. Er schien es nicht einmal gern zu sehen, wenn andere Gespräche bei Tische aufkamen, und er soll, wie ich höre, sich persönlich sehr genau um das Küchendepartement bekümmern. Er ist ein kleiner, dicker, sehr höflicher Herr; wie es mit dem Soldaten bei ihm steht, möchte ich nicht entscheiden."

Aus dem Jahre 1847 finden wir fast nur kurze schmerzliche Hindeutungen auf das sich steigernde Leiden der Gattin, welches den Angehörigen auch keine längere Entfernung mehr gestattete. Nur in der Mitte des September begab Hüser auf wenige Tage sich nach Coblenz, wo der König über das achte Armeecorps die Revue abhielt.

„Der König," heißt es, „wohnte diesmal im Coblenzer Schlosse, welches ganz herrlich ausgebaut worden. Er kam mir sehr huldvoll entgegen und zog mich an beiden Tagen meiner Anwesenheit zur Tafel. Es waren die beiden Hauptmanövertage meiner alten Division, und denselben als Zuschauer beizuwohnen, war mir eine schmerzliche Freude. Der König äußerte sich zufrieden, wiewohl das Manöver des ersten Tages gänzlich mißlang, wogegen das des zweiten (Angriff und Vertheidigung des Dorfes Bassenheim) recht gut ausfiel. Sehr erfreulich war es mir, bei dieser Gelegenheit nach so langer Zeit Dohna wiederzusehen, den der König zur Beiwohnung der rheinischen Manöver berufen hatte. — In der Mainzer Garnison haben fast gleichzeitig

Veränderungen stattgefunden. Der General von Below hat seinen Abschied erbeten und der General von Stockhausen die Inspection der Besatzungstruppen erhalten, was ich für die militärischen Verhältnisse als entschieden günstig betrachte. Kurz darauf marschirten die bisher hier garnisonirenden Bataillone des östreichischen Regiments Khevenhüller nach Böhmen ab, und rückte als Ersatz das Regiment Erzherzog Rainer hier ein. An seinem Commandeur, dem Grafen Degenfeld, haben wir einen sehr tüchtigen und intelligenten Mann hierherbekommen."

Das Ende des häuslichen Leidens stand bevor. Ausgangs November ward die Kranke, an deren Lager in den letzten Wochen Hüser jede geschäftsfreie Stunde verbracht, den Ihren durch den Tod entrückt. Der kräftige, heitere Mann brach vollständig zusammen. Wie tröstlich ihm die Anwesenheit seiner Schwester war, wie sehr er sich an den Umgang mit seiner Tochter gewöhnt hatte, er konnte den Verlust der Frau nicht verschmerzen, die ihn so grenzenlos geliebt. Erst den Erschütterungen des Frühjahrs 1848 gelang es, ihn aus dem trüben Brüten aufzurütteln, dem er sich, seiner Gewohnheit zuwider, ergeben hatte. Die ersten Worte seiner Aufzeichnungen nach dem Bekanntwerden der Pariser Februar-Revolution lauten:

„In Frankreich ist einmal wieder der Teufel los und, wie gewöhnlich, wird Deutschland sich beeilen, die französische Mode mitzumachen. Die Anzeichen dazu sind vorhanden, und nach allem Vorhergehenden ist zu vermuthen, daß wir ernsten Dingen entgegengehen. Mir selbst wird eine Erschütterung wohlthun, da ich mich aus eigner Kraft nicht aus meinem Kummer aufzuraffen vermag."

In welcher Weise die Ereignisse der Revolutionsperiode auf ihn selbst und seine amtliche Stellung zurückwirkten, möge der ausführliche Bericht erzählen, der in den hinterlassenen Papieren sich vorfindet und den wir fast unverkürzt wiedergeben.

Sechszehntes Kapitel.

Hüser's Aufzeichnungen während der Unruhen von 1848 und 1849. Aufhören seiner Gouverneursstellung und Beschluß seiner militärischen Laufbahn.

„Schon in den ersten Tagen nach Bekanntwerden der Pariser Ereignisse gaben an vielen deutschen Orten sich Anzeichen revolutionärer Absichten kund, und auch in Mainz zeigten sich am 28. Februar bereits die ersten Spuren. Ich mußte die Wachen verstärken, Patrouillen ausrücken lassen u. s. w. Der Advokat Zitz, ein gemeines Subjekt, das bisher in keiner besondern Achtung unter seinen Mitbürgern gestanden hatte, wiegelte das Volk allerwärts durch seine Reden auf. Am 29. Februar erschien eine Adresse an die zweite Kammer in Darmstadt mit einer Menge von Forderungen, wodurch große Aufregung entstand. Der beständigen Zusammenläufe wegen, ließ ich den Civilbehörden militärische Hülfe anbieten, ward aber ablehnend beschieden, da sie sich viel zu sehr vor dem Pöbel fürchteten, um energisch gegen seine Ungezogenheiten einzuschreiten. Von Anfang an und in immer steigendem Maße benahmen sie, besonders aber der Bürgermeister, sich über alle Beschreibung feige, rathlos und erbärmlich, was meine Stellung überaus erschwerte. In einer preußischen Festung hätte ich vielleicht anders gegen sie auftreten können, hier

aber waren mir durch hundert diplomatische Rücksichten die Hände gebunden. Auf die hessische Regierung, auf die Bundesversammlung, die bald genug in Auflösung gerieth, auf die östreichischen Truppen mußte Rücksicht genommen werden; in Berlin hatte man alle Hände voll mit sich selbst zu thun und konnte oder wollte meinen wiederholten Vorstellungen kein Gehör schenken. Dazu kam die für derartige Fälle sehr ungünstige Einrichtung, daß die Garnison nicht unter dem unmittelbaren Befehl des Gouverneurs stand, kurz es vereinte sich alles, um meine Lage zu keiner beneidenswerthen zu machen.

„Um die Truppen vor Insulten zu schützen, blieben sie in den Kasernen; im Zeughause ward Sicherheits halber eine Wache etablirt. Am zweiten März revolutionirte Wiesbaden, wobei die Mainzer Turnerbande gute Dienste leistete. Ich ließ die nach Wiesbaden sehenden Wälle mit Kanonen besetzen. Die mit obengedachten Forderungen von Mainz nach Darmstadt gesendete Deputation kehrte am Abend des nämlichen Tages (2. März) wieder zurück, vom Pöbel mit Geschrei und Tumult empfangen, bei welcher Gelegenheit einem unbeliebten Abgeordneten, dem Obergerichtsrath Aul, die Fenster eingeworfen wurden, weitere Excesse aber nicht vorfielen. Am 5. März erschien darauf eine Bekanntmachung des Großherzogs von Hessen, welche die Erhebung des Erbgroßherzogs zum Mitregenten verkündete. Unter gleichem Datum langte aus Heidelberg die Nachricht des Zusammentritts von fünfzig deutschen Männern an, welche zum Heil unsres gemeinsamen Vaterlandes sich berathen und Vorschläge machen wollten. Es waren edle Namen darunter, wie Gagern, Bassermann und Andere, aber auch Hecker, Struve, Brentano ꝛc.

„Unterdessen taumelten die Mainzer in Ungebundenheit umher und in Vielen regte sich der alte Jakobinersinn, den sie schon mit der Muttermilch eingesogen hatten. Die man Gutgesinnte nennen durfte, waren hier wie allerwärts schwach, furchtsam, auf die eigne Sicherheit

bedacht. Der Lärm auf den Straßen nahm täglich zu, man hörte bereits Schimpfreden auf Fürsten und Beamte, und ganz besonders wurde das Verlangen nach Volksbewaffnung und Bürgerwehr laut. Ich erklärte, daß ich reglementsmäßig nur eine, unter meinem Befehl stehende Bürgerwehr anerkennen werde, und damit hatte es denn für's Erste sein Bewenden. An einem Abende zu Anfang März fand auf dem Gutenbergsplatze wieder große Volksversammlung statt, bei welcher Gelegenheit der Advokat Zitz vom Balkon des Schauspielhauses herab in wahrhaft pöbelhaften Ausdrücken die Fürsten im Allgemeinen und insbesondere den Prinzen Emil von Hessen, wie auch den Prinzen von Wittgenstein beschimpfte, endlich niederknieete und dem Volke schwur, daß er ihm seine volle Freiheit erringen oder sterben wolle. Daneben stand der Herr Bürgermeister, und als Schlußact dieser Komödie umarmten sich Beide. Von dieser Stunde an ward Zitz der Gefeierte des Volks und fing an, den verderblichsten Einfluß zu üben.

„Nachdem in Darmstadt alle Forderungen des Volkes bewilligt worden, sollte zur Verherrlichung dieser sogenannten Errungenschaften, sowie zur Feier des Antritts der Regentschaft des Erbgroßherzogs, eine allgemeine Illumination stattfinden. Ich stellte es den Offizieren anheim, ob sie ihre Fenster erleuchten wollten oder nicht, indem ich darauf hindeutete, daß die Feier zum Theil doch, wenigstens angeblich, zu Ehren eines Fürsten veranstaltet werde, daß wir in Hessen gewissermaßen Gäste seien, welche die politische Gestaltung der Landesangelegenheiten nichts angehe, und daß es endlich nicht gerathen erscheine, bei der schon vorhandenen Aufregung neue Gereiztheit hervorzurufen. Von den meisten Offizieren wurde denn auch illuminirt, Andere, die es unterließen, erfuhren deswegen nichts Widerwärtiges. Der General von Stockhausen aber, der überhaupt bei vielen Gelegenheiten sich durch gehässige Aeußerungen im schroffsten Sinne verhaßt machte, illuminirte nicht allein nicht, sondern ließ seine sämmtlichen Fenster

ausnehmen, um dadurch recht deutlich zu zeigen, daß er nichts anders, als ihr Einwerfen erwarte. Dies wurde ihm natürlich auch von wohlgesinnten Bürgern sehr übel genommen und nicht mit Unrecht, zumal in jener ersten Zeit noch gar keine Ursache vorhanden, allgemeine Verachtung auszusprechen. Es war eben ein Rausch, der die Menschen ergriffen hatte, wirklich Verbrecherisches war nicht geschehen, und hätte man mit Energie gegen die Hauptschreier vorgehen dürfen, so wäre vielleicht alles gütlich abgegangen. Sehr bald aber sollte freilich diese Lage der Dinge sich zum Schlimmen verändern.

„Von nun an erreichte uns eine Schreckensnachricht über die andere. Am 15. März wurde bekannt, daß Constanz sich zur Republik erklärt habe. Am 20. kam der Erbgroßherzog, der neue Mitregent, nebst Gemahlin nach Mainz. Viel Lärm, viel Festlichkeit und Getümmel, bei welchem jedoch keine Unordnungen vorfielen. Die am Abende wieder stattfindende Illumination war freilich schon nicht mehr so harmlos als die frühere, sondern ließ auf manchen Transparenten die eigentlichen Intentionen der Revolutionsparthei durchblicken, und der Name Zitz erschien dabei fast öfter, als der des Landesherrn. Der Erbgroßherzog machte zu allem gute Miene, äußerte sich mir gegenüber aber ganz offen in der für einen Fürsten in diesem Moment natürlichen Weise.

„Während die Behörden zur Tafel bei ihm versammelt waren, erhielt der Erbgroßherzog — ich weiß nicht mehr, ob aus Frankfurt, oder vom hessischen Gesandten in Berlin — eine Stafette. Er las das Blatt mit sehr ernster Miene und reichte es mir, nachdem wir von Tische aufgestanden. Es waren die ersten Nachrichten der unglücklichen Ereignisse des achtzehnten März in Berlin. Mit großer Sorge hatten schon die Unruhen der vorhergehenden Tage uns erfüllt, doch war am Morgen des zwanzigsten mir eine kurze Nachricht aus Frankfurt zugekommen, daß der König eine Verfassung bewillige und selbst verkündigen wolle, wodurch

man denn allen ferneren Störungen vorzubeugen hoffe. Und nun diese entsetzlichen, niederschlagenden, ja vernichtenden Nachrichten! Gott weiß es, mit welchem Herzen ich Abends dem Festtheater und der Illumination beiwohnte. Als ich nach Hause kam, fand ich bereits Zeitungen, sowie directe Benachrichtigungen der Frankfurter Gesandtschaft vor, die das Traurigste ausführlicher berichteten. Der König, und in ihm das preußische Königthum, der Gewalt des Pöbels sich beugend, die Armee verhöhnt, entwürdigt, der Prinz von Preußen zum Verlassen des Landes genöthigt! Das waren entsetzliche Tage, die uns nach einander diese Botschaften brachten. Dergleichen vergißt sich nie wieder, so wenig, als die Schmach von 1806!

„Am 21. Abends wurde mir die anscheinend verbürgte Nachricht zugesendet, der König sei durch den Schuß eines Polen getödtet worden. Ich berief sogleich den Inspecteur und die Regiments-Commandeure, um für den Fall der Bestätigung dieser Schreckenskunde die nöthigen Vorkehrungen zu treffen. Aber noch in der Nacht ward mir aus Frankfurt die bestimmte Versicherung, daß das Gerücht erfunden sei, wahrscheinlich, um die Verwirrung zu vergrößern. Wie wenig in diesem Augenblicke auch beim Militär die Stimmung dem Könige günstig war, wir dankten doch innigst Gott, daß unserem Lande ein solches Verbrechen erspart geblieben, dessen nächste Folge auch wahrscheinlich die Proklamirung der Republik gewesen sein würde.

„Mitten in diese traurige Zeit fiel ein für mich merkwürdiger, erinnerungsreicher Tag, den ich wohl in anderer Stimmung und mit anderen Hoffnungen zu feiern gewünscht hätte. Am 31. März waren fünfzig Jahre vergangen, seit ich Offizier geworden. Ich hatte außer meiner Familie Niemand von diesem Jubiläum in Kenntniß gesetzt, da erzwungene Aufmerksamkeiten, oder gar zusammengetriebene Geschenke, mir stets zuwider und unter den gegenwärtigen Verhältnissen und Umgebungen doppelt drückend gewesen

wären. Nur ich selbst veranstaltete eine Feier, indem ich sämmtliche Stabsoffiziere der Garnison zu Tische bat, und ihnen dort die Bedeutung des Tages für mich eröffnete. So gereizt aber war grade damals die Stimmung der preußischen Offiziere, und aus anderen Ursachen auch die der Oestreicher, die schon anfingen, Preußens Einfluß auf Deutschland zu fürchten, daß ich es nicht wagte, den Toast auf den König in gewohnter Weise auszubringen. Ich sprach also ungefähr die folgenden Worte:

„Erlauben Sie mir, m. H., mein erstes Glas einem Gefühl zu widmen, das mich heute mit einer ganz besonders innigen, wenn auch schmerzlichen Wärme erfüllt. Es gilt meinem Verhältniß zu meinem Könige. Wir leben in einer so erregten und schwierigen Zeit, daß ich Niemand, der nicht mit mir gleich empfindet, veranlassen will, mir Bescheid zu thun. Mich aber lassen Sie an diesem, für mich feierlichen Tage die Worte des Dichters gebrauchen:

Wenn Alle untreu werden,
So bleib' ich dir doch treu,
Daß Dankbarkeit auf Erden
Nicht ausgestorben sei.

Gott segne, erhalte und stärke den König!"

Wenn denn auch kein lauter Hochruf erfolgte, so stießen die Meisten doch mit mir an, und es war wenigstens jede peinliche Mißstimmung vermieden. In Berlin war übrigens mein Jubiläum nicht so unbeachtet geblieben, als ich geglaubt; am folgenden Tage ward ich durch ein sehr gnädiges königliches Kabinetsschreiben und die Verleihung des Sterns zum rothen Adlerorden in Brillanten überrascht, und gleich darauf erhielt ich einen gütigen Glückwunschbrief des Prinzen Wilhelm."

Dieser Brief möge hier eine Stelle finden:

Ew. Excellenz

feiern in diesen Tagen Ihr goldenes Dienstjubiläum, da werden Sie es natürlich finden, wenn ein Ihnen an Jahren gleich alter

Kriegeskamerad den allerherzlichsten Glückwunsch zu dieser seltenen Feyer schriftlich darbringt, indem es leider nicht mündlich geschehen kann. Es nimmt wohl Niemand einen größeren Antheil daran als ich; haben wir uns doch schon von frühester Jugend an gekannt; sahen meine Augen Sie nicht blutend auf dem Schlachtfelde? und ist es mir doch vergönnt seit bald vier Jahren Zeuge zu sein, mit welchem regen jugendlichen Eifer, mit welcher Selbstverleugnung Sie sich dem wichtigen Geschäfte unterziehen, das besonders in dieser Zeit der allerhöchsten Aufregung von Ihrer sichern treuen Hand so einsichtsvoll geleitet wird. Der König würdigt dies gewiß im höchsten Grade, die äußere Ehrenbezeugung, welche er Ew. Excellenz jetzt eben zugedacht, spricht dieses deutlicher vor dem Vaterlande aus, als es einfache Worte allein gethan haben würden.

Auf die Fortdauer Ihrer Freundschaft für mich fest rechnend, verbleibe ich meinerseits zeitlebens

Ew. Excellenz
getreuer Freund
Wilhelm, Pr. v. P.

Berlin, den 29. März 1848.

„Ich kehre," fährt Hüser in seinem Berichte fort, „zu den Ereignissen in Mainz zurück. Schon in den, meinem Jubiläum vorhergehenden Tagen war die Aufregung auf einen hohen Punkt gestiegen, und meine Hoffnung, daß die berauschten Gemüther sich bei dem Errungenen beruhigen würden, ging immer mehr verloren. Immer deutlicher trat es zu Tage, daß es den Leuten weder um eine gemäßigte Freiheit, noch um die Einigkeit Deutschlands zu thun sei, vielmehr um die Republik, das heißt, um schrankenlose Ungebundenheit, ja selbst um eine Vereinigung mit dem demokratischen Frankreich. Diesen Gelüsten stand nun die Garnison von Mainz im Wege, worunter die Preußen wiederum die verhaßtesten waren. Den Oestreichern suchte man theils auf

alle Weise zu schmeicheln, theils mußte man, da ein großer Theil nur böhmisch verstand, sie unbehelligt gehen lassen, während unsere Soldaten auf jede Weise durch Flugschriften, Karrikaturen und Schimpfreden auf unsern König gereizt wurden.

„Am 25. März war unter Kanonenschüssen, Glockengeläut 2c. die deutsche Fahne auf dem Rheinkehlthurm aufgepflanzt und von der preußischen Garnison die deutsche Kokarde angelegt worden. Aber dies Einigungszeichen, von dem ich versöhnliche Wirkungen hoffte, brachte keine Einigkeit hervor, und leider trugen auch die Soldaten einen Theil der Schuld. Die einberufenen Kriegsreserven waren eingetroffen, aber auch bei ihnen machte sich die Zuchtlosigkeit dieser Zeit geltend. Unwillig über ihre Einberufung, gaben sie viel Anlaß zur Klage. Häufig betrunken mit blanken Säbeln durch die Straßen ziehend und überall Streit anfangend, ja sogar ruhige und wohlgesinnte Bürger insultirend, wurden sie die Ursache des größten Verdrusses für mich. Ich mußte den begründeten Klagen der Bürger Gerechtigkeit widerfahren lassen, wobei ich mich als Soldat innerlich schämte; denn welcher Anblick ist wohl betrübender für einen alten Militär, als der einer Soldatenbande ohne Disciplin! Andrerseits entstand eine fortwährende Reibung mit den Offizieren, welche nirgends mit der von mir geforderten Strenge gegen das zuchtlose Treiben ihrer Untergebenen einschritten, da sie, unbekümmert um die weiteren Folgen, gern eine Rache gegen die immer demokratischer sich aussprechende Bürgerschaft ausüben sahen. Durch die täglich vorkommenden kleinen Excesse dachten sie mir das Verbot der die Soldaten aufregenden Flugschriften u. s. w. abzunöthigen, wozu ich durchaus nicht berechtigt war. Wie wenig ich in meinen Bemühungen, den Frieden so lange als möglich zu erhalten, unterstützt wurde, zeigt folgender Vorfall. Nach einer abermaligen Klage anständiger Bürger wurde von einer Deputation derselben mir die Bitte vorgestellt, das Tragen der Säbel außer Dienst zu verbieten, worauf ich indessen

abschlägig erwiedern mußte. Um jedoch einen Beweis des Entgegenkommens zu geben, redete ich jeden einzelnen Truppentheil an, ermahnte zur Verträglichkeit, verhieß gründliche Untersuchung jeder Klage, verbot jedoch die Selbsthülfe und stellte den Leuten schließlich vor, daß sie freiwillig ohne Säbel in die Wirthshäuser gehen möchten, um sich selbst vor der Versuchung zu bewahren und den Einwohnern ein Zeichen des Zutrauens zu geben. Gleich darauf erschien ein Befehl des General von Stockhausen, daß meiner, die Säbel betreffenden Vorstellung durchaus keine Folge gegeben werden dürfe. Nun war zwischen mir und ihm keine Verständigung mehr möglich. Obgleich ich den ehrenwerthen Mann und tüchtigen Soldaten in ihm achtete, konnte ich die Schroffheit nicht billigen, mit der er einen Zusammenstoß herbeizuführen strebte, den ich, wenigstens damals noch, zu vermeiden hoffte. Ich trug demnach auf seine Versetzung an, die denn auch nach einiger Zeit erfolgte.

„Unterdessen ward die gegenseitige Stimmung immer feindseliger. An einem Abende der letzten Märztage wurden mehrere Offiziere und Soldaten insultirt, und vielleicht wäre es schon jetzt zu ernsten Ereignissen gekommen, hätte ich nicht durch Generalmarsch die Garnison gesammelt, während ich allein unter die tumultuirenden Massen ritt und sie durch Zureden zu beruhigen versuchte. Bald genug sah ich ein, daß es fruchtlos sei, eine tobende Menge zur Ruhe zu sprechen, kehrte daher auf dem Domplatze um und ritt, von einem brüllenden Volkshaufen gefolgt, dem Thiermarkt zu. Dort standen bereits Truppen und Geschütze aufgestellt. Als das Gesindel sie erblickte, stutzte es und blieb stehen, plötzlich jedoch fielen aus seiner Mitte zwei Schüsse. Ich ließ nun die Straßenecken besetzen und drang, unter Androhung des Schießens von Seiten der Truppen, auf augenblickliches Auseinandergehen. Dies erfolgte denn auch, wenngleich anfangs etwas widerstrebend. Hierbei und bei einigen andern Gelegenheiten that eine Art unbewaffneter Bürgerwehr, zu der sich eine Anzahl braver Einwohner

vereinigt hatte, gute Dienste. Einzelne Abtheilungen derselben begleiteten damals stets unsere Patrouillen, um gegen Ungebührlichkeiten von Civilpersonen einzuschreiten, und wäre diese Einrichtung auch in der Folge bestehen geblieben, so würden die späteren Thätlichkeiten wahrscheinlich nicht vorgekommen sein. Statt dessen aber organisirte sich, ohne vorherige Erlaubniß des Gouvernements, eine bewaffnete Bürgerwehr, für welche die hessische Regierung, der man vorgestellt hatte, daß man sich gegen die Angriffe der preußischen Soldaten schützen müsse, tausend Gewehre aus Darmstadt zur Bewaffnung herüber schickte. Zu ihnen gesellten sich die Turner, und zum Obersten der ganzen Compagnie ward der Aufrührer Zitz gewählt, der sich einen seiner würdigen Adjutanten, Namens Metternich, zulegte. Diese Kerle geberdeten sich auf eine lächerlich militärische Weise, leisteten aber bei einzelnen Tumulten nicht das Geringste. Was konnte ich gegen sie thun, da der Großherzog selbst die Bildung dieser Truppe sanctionirt hatte? Meine Lage war die schwierigste. In Frankfurt wußte Niemand mehr, was gesetzlich oder gesetzwidrig sei; die Bundesversammlung hatte auch genug mit sich selbst zu thun. Da es nun doch möglich gewesen wäre, daß, bei einem Angriffe von Seiten der Mainzer, die vom Pöbel geliebkosten Oestreicher der preußischen Garnison keinen Beistand geleistet hätten, so erschien mir die Verantwortlichkeit eine zu ernste, als daß ich nicht gewünscht hätte, sie mir zu erleichtern. Ich schickte also den Obersten von Brandenstein, Commandeur des 38. Regiments, nach Berlin, um mir von dort aus Verhaltungsbefehle holen zu lassen. Allein umsonst! Ohne jede Bestimmung kehrte er zurück. Er hatte in Berlin Alles völlig rathlos gefunden, Keiner hatte aus noch ein gewußt. Ich blieb mir also völlig selbst überlassen und mußte nun, Gottes Beistand erbittend, ganz nach eignem Ermessen handeln. Glücklicherweise besaß ich an meinen Adjutanten sehr thätige und willige Helfer, und unter ihnen namentlich an der Gewandt-

heit und Umsicht des Lieutenants von Korth*) die beste Unterstützung.

„Unterdessen traten die Absichten der Revolutionspartei immer deutlicher an den Tag. In der Umgegend wurden Volksversammlungen gehalten und der offene Aufruhr gepredigt, wobei die Mainzer Turner redlichen Beistand leisteten. In der Stadt riß ein Bürgercomité fast alle Gewalt an sich, demokratische Vereine wurden gestiftet, in denen der edle Zitz und ein Zeitungsschreiber Bamberger, dem es nicht an Geist fehlte und der um so nachtheiliger wirkte, die dreistesten Reden hielten. Endlich bildete sich sogar eine Abtheilung Sensenmänner, und wahre Scheusale durchzogen in rothen Blousen mit der blanken Waffe die Straßen. Ich erklärte dem Bürgermeister, daß, wenn ich auch aus Rücksicht auf die hessische Regierung die von derselben nach Mainz geschickten Waffen dulde, ich die Sensen doch keinenfalls dulden werde, er möge deshalb die Abgabe derselben sogleich veranlassen. Wie ich später erfuhr, hat er kein Wort über die Angelegenheit verloren; die Sensen blieben also. Dem Territorialkommissarius von Dalwigk schrieb ich wiederholt, daß ich die ganze Bürgergarde nicht länger dulden könne, wenn die hessische Regierung nicht endlich sich entschließe, die Angelegenheit in Gemeinschaft mit dem Gouvernement zu reguliren.**) Aber Herr von Dalwigk bewirkte nicht das Geringste.

---

*) Als Generallieutenant z. D. gestorben.

**) Der auf diese Angelegenheit bezügliche Paragraph 14 des Reglements für die Bundesfestungen lautete: „Wenn in der Festung irgend eine bewaffnete Macht, eine Nationalgarde, Bürgergarde, Landwehr, Landsturm, Gensdarmerie, Schützengilde (oder welche Bezeichnung ihr gegeben werde) existirt, so steht solche in Bezug auf alle militärischen Angelegenheiten unter den Befehlen des Festungsgouvernements, welches berechtigt ist, deren Auflösung, so oft es mit ihrem Geiste nicht zufrieden ist, und zwar im Kriegszustande zu jeder Zeit zu verfügen, im Friedensstande aber von der oberen Territorialbehörde zu verlangen, welche einem solchen Ansinnen jedesmal ohne Verzug zu entsprechen hat. Unabhängig von dem Festungsgouvernement kann keine

„Mittlerweile trat in Frankfurt die deutsche Nationalversammlung zusammen, der man mit einiger Spannung entgegensah. Wird die gemäßigte oder die republikanische Parthei die Oberhand gewinnen? Wie wird sie sich zu den Regierungen und wie werden sich die Regierungen zu ihr stellen? Wird sie uns die Einheit Deutschlands schaffen, die uns dann über die traurigen Vorgänge dieser Zeit einigermaßen trösten kann? — Ich persönlich freute mich, durch diese Veranlassung manche alte Bekannte wiederzusehen, die als Abgeordnete nach Frankfurt kamen; besonders meinen Freund Flottwell sprach ich oft und wir tauschten unsere Gedanken über die verworrenen, zum Theil ganz trostlosen Zustände aus. Auch meinen lieben alten Arndt begrüßte ich mehrmals in Frankfurt. Konnte ich auch nicht alle seine Ansichten theilen, so ward unsere Freundschaft doch nicht im Mindesten dadurch gestört; weniger erfreulich war mir Jahn's Wiedersehn. Er erschien eines Tages in Mainz, um sich von den hiesigen Turnern feiern zu lassen und ich muß gestehen, daß das brüderliche Du aus alter Zeit, mit dem er mich vor dieser Gesellschaft anredete, mir nicht ganz angenehm klang."

„Arndt hatte schon bei einer früheren Gelegenheit*) in einer Rede der preußischen Soldaten sich angenommen, auf die man überall zu schimpfen sich erfrechte, und hatte dafür von den hiesigen preußischen Offizieren eine Dankadresse erhalten. Seiner offiziellen Antwort lag noch ein besonderer Brief an mich bei."

---

bewaffnete Macht in der Festung bestehen, und ohne Wissen und Willen des Festungsgouvernements durchaus keine Anordnung der Art getroffen werden, noch eine National-, Bürger-Garde, Land- oder Stadtwehr unter den Waffen erscheinen. Wenn sich aber die Bürger bereit zeigen, auf Veranlassung des Festungsgouvernements und unter dessen Leitung, sich mit Genehmigung des Landesherrn, oder der von demselben dazu beauftragten landesherrlichen Behörde, zu bewaffnen, sich militärischer Ordnung zu unterziehen und für die Wehrhaftigkeit der Festung Dienste zu leisten, so ist es Pflicht des Gouverneurs, solche Institutionen sowohl im Ganzen als in Bezug auf jedes einzelne Individuum zu schützen rc."

*) Bei welcher Gelegenheit, ist nicht erwähnt.

Wir theilen dies Schreiben Arndt's an Hüser nachstehend mit:

Bonn, den 14. Frühlingsmonds 1848.

Tausend Dank Dir, geliebter Freund, für Dein liebes Schreiben und Dir und allen edlen Kriegsgenossen für das Ehrenzeichen. Ich bin zu alt und zu verständig, um davon einen dummen Gebrauch zu machen. Indem man derb auf die Bösewichter klopft, muß man doch mit Klugheit zwischen den Halbguten und Halbneidischen und auch zwischen fantastischen Thoren ohne Lüge durchzupilgern suchen.

Wir sind nun einmal in einer Umwälzung. Unser König und seine Herren Minister haben die Zeit vertrödelt und vertändelt, zuletzt schwächlich und endlich schmählich mit den kleinen Schweizerbalgereien vertändelt und darüber vergessen, was sie zu Hause zu thun hatten. Sie haben keine leichte Entschuldigung, denn seitdem sogar der Pabst sich rührte und mit seinen heiligen Fingern mit drein rührte, durfte Preußen, das geistreiche, wissenschaftliche Land, nicht träumen und säumen wollen. Der König hat leider alles zu sehr durch eine mittelaltrige Brille gesehen und Canitz in Metternich's Tasche und der verwünschte überkluge jesuitische Radowitz haben nur zu viel Gewicht auf ihn geübt.

Du siehst wohl aus den Zeitungen, ich fasse trotz meiner schneeweißen Haare die alte schon mürbe Lanze wieder und kämpfe gegen den franzosirenden republikanischen Satanas, nämlich wenn Du die Kölner Zeitung und die Deutsche Heidelberger liesest. Eben habe ich auch etwa 4 Bogen geschrieben zur Belehrung des Bürgers- und Bauers-Manns, welche in diesen Tagen in Druck gegeben werden.

Wolle Gott aus all' diesem wilden und wüsten Schwall doch endlich wieder festes und grünes Land hervorgehen lassen! Gebe Gott Dir Stärke und Gesundheit! Denn Muth hat er Dir genug gegeben. Du bist jetzt ein nothwendigster Mann, der einen deutschen Hauptschlüssel in der Hand hat.

Wir Alle grüßen Dich sehr und Dein Töchterlein, das treue Herz.

In alter Treue

Dein

E. M. Arndt.

Hüser erzählt weiter:

„Im Mai war die Erbitterung auf beiden Seiten so hoch gestiegen, daß man täglich auf ernste Ereignisse gefaßt sein konnte. Sonntag, den 21., war des Morgens abermals die Truppe der Sensenmänner, und zwar sogar mit Trommelschlag, durch die Straßen gezogen, und nochmals hatte ich einen entschiedenen Protest dagegen bei den Behörden eingelegt. Zugleich befanden sich aus Holstein zurückkehrende Freischärler in der Stadt, die singend und mit größmäuligen Redensarten die Wirthshäuser füllten. Nachmittags entspann sich mit Einem dieser letzteren ein Streit; Prügelei und Lärm zogen Patrouillen sowohl von Militär als Bürgerwehr herbei, bald war die ganze Stadt in Unruhe versetzt. Soldaten, welche von den Patrouillen aus den Wirthshäusern vertrieben wurden, liefen über den Gutenbergsplatz, woselbst im Theatergebäude die Bürgerwehr ihre Wache etablirt hatte. Von dieser aus wurde auf die Soldaten geschossen und etliche fielen getroffen. An andern Stellen der Stadt und auf den Promenaden, wo Soldaten friedlich spazieren gingen, wurden sie gleichzeitig meuchlerisch angefallen, einzelne getödtet, viele verwundet, alle im Rücken, mehrere durch spitze Dolchmesser. Am Fenster meiner Wohnung stehend, sah ich plötzlich einige Todte und Verwundete nach der Kaserne vorübertragen und zugleich langten die Schreckensnachrichten von allen Seiten bei mir an. Gewissermaßen mußte ich diesen Vorfall willkommen heißen, da er mir endlich das Recht verlieh, die Bürgerwehr anzugreifen und zu entwaffnen, wenn ich jedoch die lange unterdrückte Wuth der Soldaten bedachte, so mußte ich ein unübersehbares Blutbad und Gräuelthaten an Un=

schuldigen befürchten, sobald ich es zum Straßenkampf kommen lasse. Während ich mich in aller Hast ankleidete und Generalmarsch schlagen ließ, beschloß ich deßhalb, die Garnison zu sammeln und ihr dadurch Genugthuung zu gewähren, daß ich die Stadt mit Beschießung bedrohen lasse, wenn in einer gewissen Frist nicht alle Waffen, welche sich bei der Bürgerwehr oder bei Privatpersonen fänden, abgeliefert seien. Es war dies kein leichtsinniger und gewiß kein grausamer Entschluß, den ich aus Rücksichten der Menschlichkeit faßte, und unbegreiflich ist es mir, daß selbst gutgesinnte Einwohner sich später nicht davon überzeugen konnten, wie sehr ich in ihrem eignen Interesse gehandelt habe. Sie schienen zu glauben, daß wüthende, zum Theil betrunkene Soldaten sich im Straßenkampf nur die einzelnen Uebelthäter herausgesucht haben würden.

„Die Garnison wurde nun auf dem sogenannten Käſtrich versammelt, die Artillerie gegen die Stadt aufgestellt, Kugeln wurden glühend gemacht und alle Anstalten zu einer ernstlichen Beschießung getroffen. Es war später Abend geworden, als diese Maßregeln ausgeführt waren. Um zehn Uhr erließ ich folgende Bekanntmachung:

„„Nachdem die Waffen gemißbraucht und mehrere Soldaten getödtet und verwundet sind, verlangt das Festungsgouvernement die sofortige Ausführung folgender Maßregeln: 1. Sämmtliche zur Bewaffnung der Bürgerwehr- und Turner-Compagnieen verwendeten Gewehre, Büchsen, Sensen und Pistolen sind sofort in der Hospitalkaserne dem königl. preußischen Oberstlieutenant Heusler abzugeben, welcher dieselben, auf Verlangen gegen Quittung, zu übernehmen beauftragt ist. 2. Die bewaffnete Bürgergarde ist aufgelöst und kann erst mit Erlaubniß des Festungsgouvernements wieder organisirt werden. 3. Die Polizeimaßregeln werden, bis sichere Gewährleistung zur Herstellung der Ruhe geleistet ist, im Sinne des Festungsreglements vom Festungsgouvernement gehandhabt.

4. Es dürfen keine öffentlichen Zusammenrottungen und keine Versammlungen von mehreren Personen auf der Straße stattfinden. Jede Aufforderung auseinanderzugehen, ist sogleich zu befolgen. Bei Widersetzlichkeiten werden Arrestationen erfolgen und nöthigenfalls die Waffen angewendet werden. 5. Jede andere noch zur Aufrechthaltung der Ordnung sonst erforderliche Maßregel behält sich das Festungsgouvernement vor. 6. Die strengste Untersuchung und Bestrafung der heute verübten Tödtungen und Verwundungen wird durch eine gemeinschaftliche Commission sofort veranlaßt werden. 7. Wenn innerhalb zweier Stunden nach Publikation dieser Vorschriften die Waffen nicht abgeliefert sind, wird die Stadt beschossen.""

„Eine Deputation der Stadt erschien bald darauf mit der dringenden Bitte um Aufschub, da es unmöglich sei, die Bekanntmachung so schnell herumzubringen; es wurde deshalb zuerst ein weiterer Termin bis zum frühen Morgen, endlich, besonders auf Verwenden des österreichischen Commandanten, der mir übrigens mit größter Energie zur Seite stand, eine nochmalige Frist bis 12 Uhr des nächsten Vormittags bewilligt. Die Truppen bivouakirten auf dem Walle. Es war eine klare, kühle Mainacht, die ich in einer sehr ernsten Stimmung verlebte. Meiner Verantwortlichkeit war ich mir sehr wohl bewußt. Zwischen allen andern Gedanken quälte mich auch die Vorstellung, daß die Aufrührer sich meiner Tochter, die ich mit weniger Dienerschaft in dem unbewachten Gouvernementsgebäude hatte allein lassen müssen, als Geisel bemächtigen könnten. Ich mußte auch das Gott anheimstellen; auf meine Handlungsweise hätte eine solche Bedrohung keinen Einfluß üben dürfen.

„Im Laufe des Vormittages des 22. traf die Nachricht ein, daß sämmtliche Waffen abgeliefert worden; die Garnison rückte also wieder in ihre Quartiere. Der Bundesversammlung machte ich sogleich Anzeige meiner Maßregeln und erhielt umgehend

volle Billigung. Die Redakteure der hiesigen Zeitungen ließ ich mit völligem Verbot ihrer Blätter bedrohen, wenn dieselben im bisherigen Sinne fortgeführt werden sollten. Den Belagerungszustand ließ ich zwar nicht eintreten, als aber am 23. abermals Soldaten angegriffen wurden, sammelte ich die Garnison von neuem und ließ bekannt machen, daß ich den Belagerungszustand verhängen werde, sobald nochmals ein ähnlicher Angriff stattfinde, was denn von jetzt an unterblieb. Am 25. wurden die am 21. getödteten Soldaten mit allen militärischen Ehren und ohne Störung beerdigt, wobei der Garnisonprediger König eine vortreffliche Leichenrede hielt. (Später ist ein hübsches Denkmal inmitten der Grabhügel gesetzt worden.)

„Am Tage vor dem Begräbniß aber war mir eine unvermuthete Untersuchung über den Hals gekommen. In der Frankfurter Nationalversammlung hatte Zitz die Mainzer Ereignisse in der entstelltesten und gehässigsten Weise vorgetragen, dadurch aber den Anlaß gegeben, daß mehrere tüchtige Männer, wie der Fürst Lichnowsky, Herr von Schmerling, auch der Professor Welcker und Andere, für Preußen und die militärische Ordnung das Wort genommen hatten.*) Die Versammlung beschloß jedoch, eine Deputation nach Mainz zu senden, um sich von den dortigen Zuständen zu unterrichten. Bei der ganz ungewissen Stellung, welche das Parlament zu unsern Regierungen einnahm, und da dasselbe überhaupt gar keine exekutive Gewalt besaß, konnten wir Festungsbehörden diese Herren natürlich nur als Privatpersonen betrachten, denen wir indessen aus Artigkeit alle von ihnen erbetene Auskunft gaben. Die Zusammenkunft fand in meiner Wohnung statt. Da erschien Herr Hergenhahn aus Wiesbaden, welcher dort zwar die Revolution begünstigt hatte, übrigens aber ein ganz vernünftiger

*) Man vergleiche den „Stenographischen Bericht über die Verhandlungen der deutschen constituirenden Nationalversammlung zu Frankfurt am Main," I. Band, Seite 55—63. S. 76 ff. S. 85 ff. S. 93—114. S. 656 ff.

Mann war und später als nassauischer Minister äußerst loyal auftrat; dann der würdige Herr von Lindenau, wie ich glaube, altenburgischer Minister; ein östreichischer Oberst Meyer und noch einige Andere, darunter auch Robert Blum, der mich während der Conferenz mit verhaltenem Grimm anstierte. Ein eigenthümlicher Zufall wollte, daß ich mich in der Nacht auf den Wällen erkältet und die Stimme beinahe ganz verloren hatte, so daß der östreichische Commandant, General von Jetzer, fast den ganzen Bericht erstatten mußte, was er mit der größten Klarheit und Unpartheilichkeit that, so daß die Herren nun die volle Rechtfertigung meiner Handlungsweise nicht aus meinem eignen, sondern aus östreichischem Munde empfingen. Das machte denn doppelten Eindruck. Es wurde in der Nationalversammlung ein wahrheitsgetreuer Bericht abgestattet, worauf der Antrag auf Uebergang zur Tagesordnung über diese Angelegenheit zur Annahme kam. Als ersten Sieges der gemäßigten Parthei über die Aufrührer mußte man sich dieses Beschlusses erfreuen.

„Auch für mich und meine Stellung brachte die ganze Begebenheit, wie ein lange drohendes Gewitter, das sich endlich entladen hat, manches Gute mit sich. Einerseits konnte ich, wie schon gesagt, der Stadt gegenüber nun viel entschiedener auftreten, andrerseits mußten die Truppen, besonders die Offiziere, erkennen, daß ich sie im richtigen Augenblicke zu schützen verstehe. Von jetzt an bemühten sich letztere auch, und öfters mit großer Entschlossenheit und selbst persönlicher Gefahr, Zucht und Ordnung unter den Mannschaften wieder herzustellen, was um so nöthiger war, da die Demokraten, nachdem sie mit Gewalt nichts ausgerichtet, sich bei den Soldaten jetzt auf's Schmeicheln verlegten und sie ihrer Pflicht abwendig zu machen suchten. Dieselben Soldaten, die sie vorher verthierte Söldner, Bluthunde u. s. w. geschimpft, bewirtheten sie jetzt in den Kneipen, luden sie in die Volksversammlungen und versprachen ihnen Wunderdinge. Ganz erfolglos

blieben diese Einflüsse nicht, es gab während des übrigen Jahres mehrere lärmende Auftritte durch Soldaten des 40. Regiments, die erst ihr Ende erreichten, als mehrere derselben kriegsrechtlich zu vieljährigem Festungsarrest verurtheilt worden. Allerwärts war es den Truppen heilsam, wenn sie in dieser Zeit kriegerisch beschäftigt wurden; so hatte man für die Berliner Regimenter den Krieg gegen Dänemark freudig begrüßt. Auch die unsrigen fanden im Laufe des Jahres mehrfache Beschäftigung, doch will ich zuvor noch einiges andere erwähnen.

„Am 8. Juni erhielt ich von dem bei der Bundesgewalt accreditirten preußischen Gesandten von Usedom ein sehr anerkennendes Schreiben über mein Benehmen am 21. Mai.

„Ende Juni hatte die Nationalversammlung bis zur definitiven Bestimmung eines Reichsoberhaupts eine provisorische Regierung und den Erzherzog Johann von Oestreich zum Reichsverweser gewählt. Nachdem die deutschen Regierungen ihn als solchen anerkannt, ward er am 12. Juli in die Frankfurter Nationalversammlung eingeführt. Zur Feier dieses, für die deutsche Geschichte denkwürdigen Tages hielt ich in Mainz eine große Parade ab, wobei mit 101 Kanonenschüssen salutirt ward. Als späterhin der zum Reichskriegsminister ernannte preußische General von Peuker der Centralgewalt eine allgemeine Anerkennung zu bewirken glaubte, indem er eine Proklamation des Reichsverwesers veranlaßte, die für den 12. August eine Parade aller deutschen Truppen als Huldigung des Reichsverwesers anordnete, konnte ich den General Peuker auf die bei uns bereits zu Ehren des Erzherzogs abgehaltene Parade verweisen. So kam ich um dies peinliche Ansinnen herum, welchem preußischer Seits nicht Folge geleistet wurde und das in Berlin große Mißstimmung erregte. Peuker versicherte mich übrigens, daß das anstößige Wort „Huldigung“ nur im Sinne einer Ehrenbezeigung gemeint worden; jedenfalls hätte ein weniger zweideutiger Ausdruck gewählt werden sollen. Von

hier an begannen eigentlich schon die Eifersüchteleien zwischen Preußen und Oestreichern, das Bestreben der letzteren, besonders innerhalb der Nationalversammlung, Preußen von dem Platze zu drängen, der ihm durch seine Machtstellung in Deutschland zukam. Wie sehr dies Bestreben sich steigerte und endlich zu der Verbindung der östreichischen, der ultramontanen und der demokratischen Elemente im Parlament führte, ist bekannt. Für die Verhältnisse der Mainzer Garnison entstanden daraus gleichfalls Schwierigkeiten, doch gelang es bei gegenseitigem gutem Willen den Frieden zu erhalten, d. h. unter den Offizieren, denn von den ganz böhmischen Soldaten konnte hierbei keine Rede sein. Sie bewiesen auf's deutlichste, daß Oestreich eben kein deutscher Staat und nicht berufen sei, das Geschick unseres Vaterlandes zu bestimmen.

„Von sehr störendem Einfluß war für mich die Ernennung des Generalmajor Aschoff zum Inspecteur der preußischen Besatzung an Stockhausen's Stelle. Man hatte diesen Intriguanten aus Berlin zu entfernen gewünscht und dadurch einen Mißgriff begangen, daß man ihn grade in die hiesigen Verhältnisse brachte. Er suchte sich seine Parthei zu bilden, sich in Frankfurt beliebt zu machen und mir, dem östreichischen Commandanten, sowie andern ehrenwerthen Leuten, hinter dem Rücken entgegen zu arbeiten. Ich kam also aus den Schwierigkeiten und Verdrießlichkeiten nicht heraus.

„Zur Stillung der am 17. Juli in Wiesbaden ausgebrochenen Unruhen, an welchen sich sogar die Nassauer Artilleristen betheiligt hatten, wurden, unter Befehl des Obersten von Brandenstein, zwei Bataillone (ein östreichisches und ein preußisches vom 40. Infanterie-Regiment) nebst einer halben Escadron des 4. Dragonerregiments, zwei preußische und zwei östreichische Kanonen am 18. Juli nach Wiesbaden geschickt. Die Truppen rückten ohne Widerstand ein, die Ruhe ward hergestellt und die Einwohner, die sich des Schutzes freuten, gewannen die Soldaten ihres guten Benehmens wegen lieb. Am 25. desselben Monats kehrten diese Truppen nach Mainz zurück.

„In Frankfurt war im Laufe der Sommermonate die republikanische Parthei immer frecher geworden, je mehr sie bemerkte, daß sie zuletzt nicht die Oberhand behalten werde. Sie veranstaltete endlich eine Bedrohung der Nationalversammlung durch den aufgewiegelten Pöbel, und es kam am 17. und 18. September zu den bekannten Ereignissen. Nachrichten über Nachrichten trafen in diesen Tagen bei mir ein, und die Sache schien sich sehr ernsthaft anzulassen. Von Mainz aus mußten schleunigst Truppen zum Schutz der Nationalversammlung entsendet werden. In der Nacht vom 17. auf den 18. ging ein östreichisches Bataillon und das erste Bataillon 38. Regiments unter Major von Knobloch nach Frankfurt ab, am 18. folgte noch ein östreichisches und das zweite Bataillon 35. Regiments nebst zwei östreichischen und zwei preußischen Geschützen. Den Befehl über das Ganze erhielt der östreichische Brigadier, General Schirnding. Am 19. rückte auch das erste Bataillon 35. Regiments nach. Unterdessen hatte die grausame Ermordung des Fürsten Lichnowsky und des Generals von Auerswald stattgefunden, sowie ein Straßenkampf zwischen unsern Truppen und den Aufrührern. Hauptmann Hübner und Lieutenant von Hüllesheim vom 38. Regiment waren erschossen, mehrere Soldaten, Oestreicher wie Preußen, theils verwundet, theils getödtet, der Aufstand aber vollständig besiegt worden.

„Auch in Baden war unter Hecker und Struve eine Empörung ausgebrochen, die durch großherzoglich hessische und badische Truppen niedergeschlagen wurde, wobei leider deren Anführer, General von Gagern, seinen Tod fand. Jetzt rückte auch das Bataillon des 38. Regiments, welches in Frankfurt gekämpft hatte, nach Baden bis Kehl und erwarb den, in Süddeutschland damals so viel geschmähten Preußen durch sein Betragen allerwärts Achtung und Liebe.

„Am 7. October ward für Mainz der Name Bundesfestung in Reichsfestung abgeändert, am 30. von mir und den übrigen

Festungsbehörden der provisorischen Centralgewalt ein Eid geleistet. Dazwischen war am 15. October der Geburtstag des Königs mit einer Parade der ganzen Garnison und dem großen Diner in meinem Hause gefeiert worden wie alljährlich, freilich aber mit Empfindungen, wie sie an diesem Tage noch nie die preußischen Herzen bewegt hatten.

„Im November schienen endlich die Wünsche für einen bessern Zustand der Dinge in Erfüllung zu gehen. Durch das tüchtige Ministerium des Grafen Brandenburg wurde den Nichtswürdigkeiten der Berliner zweiten Kammer und der Schwachheit der bisherigen Ministerien ein Ziel gesetzt, wodurch alle Wohldenkenden sich erfreut und gekräftigt fühlten.

„Schon seit den Vorgängen im Mai hatte ich manche Zeichen von Theilnahme und Beistimmung, selbst von ganz fremder Seite, erhalten. Im Januar 1849 erging an mich unter sehr ehrenden Ausdrücken die Aufforderung eines Wahlcomité's in Mülheim an der Ruhr, die Stelle eines Abgeordneten zur neuen zweiten Kammer anzunehmen. Die Bitte war so dringend, daß ich, da in Mainz augenblicklich nichts Besonderes vorlag, in's Schwanken gerieth, wo ich mich wohl nützlicher machen könne, hier oder in Berlin. Da ich nicht mit mir einig werden konnte, wandte ich mich direct an den König mit dem Ansuchen, mir seinen Willen kundgeben zu wollen. Ich erhielt keine Antwort, unterdessen verstrich die Zeit und man mußte einen Andern wählen.

„Immer näher rückte nun der Zeitpunkt, in welchem die Frage über das definitive Reichsoberhaupt zur Entscheidung kommen mußte, und immer gespannter wurde die Stimmung in und außer der Nationalversammlung. Nach vielen Kämpfen gelang es endlich den Bemühungen Gagerns und seiner Gesinnungsgenossen, den Beschluß durchzusetzen, daß Deutschland einen erblichen Kaiser im Könige von Preußen erhalten solle. Eine Deputation ging nach Berlin, dem Könige die Kaiserkrone anzubieten.

Freilich, die Verfassung war durch allerlei Machtbeschränkungen und andere bedenkliche Zuthaten sehr mangelhaft zu nennen, aber hätte sie nicht bei einer Revision modifizirt werden können? Der König hat abgelehnt — ich sage leider! Aber Gott kennt seine Motive und erst die Geschichte wird die richtigen Aufklärungen bringen!

„Den Revolutionärs war eine willkommene Gelegenheit geboten, an vielen Orten im Namen der Reichsverfassung von neuem Aufruhr zu stiften, gegen den mit Gewalt der Waffen eingeschritten werden mußte. Auch in unserm preußischen Lande gab es in mehreren Städten ernste Auftritte, überall aber trugen die Truppen den Sieg davon. In Rheinhessen, der Rheinpfalz und Baden hatten die Republikaner einen großen Aufstand organisirt, gegen welchen die in und um Frankfurt stehenden Reichstruppen und zwei preußische Armeecorps aufgestellt wurden. Zu dem Corps der Reichstruppen, welches der General von Peuker befehligte, mußten noch mehrere Truppentheile der Mainzer preußischen Besatzuug abgegebeu werden, was mich veranlaßte, bei allen Behörden dringend auf Verstärkung der sehr geschwächten preußischen Garnison anzutragen. Die ungefähr 30,000 Mann starke, preußische Armee wurde von den Generalen von Hirschfeld und Graf Gröben commandirt, den Oberbefehl über sämmtliche drei Armeecorps erhielt der Prinz von Preußen. Hier in Mainz kam der Prinz mit den, unter ihm commandirenden Generalen zusammen und verabredete mit ihnen die Operationen. Nach allem Schmerzlichen, was vorangegangen, ihn wiederzusehen, war mir sehr ergreifend. Sein Benehmen war ein durchaus edles und entschlossenes, gegen mich außerordentlich gütig. Er erlaubte mir, mich über meine Lage gegen ihn auszusprechen, doch verwarf er meine Absicht, schon jetzt meinen Abschied zu nehmen, wozu ich mich durch die Opposition des General Aschoff gedrängt fand. Aschoff wurde darauf als Commandant nach Breslau versetzt.

Der Prinz fuhr von Mainz nach Creuznach. Unterwegs, bei Ingelheim, wurde auf ihn geschossen, Gottlob ohne Erfolg; der Thäter ward zwar ermittelt, aber nicht überwiesen. — In Baden war unterdessen das Unerhörte geschehen. Sämmtliche Truppen, mit Ausnahme einer halben Escadron, hatten sich mit den Rebellen vereinigt, und der Großherzog mit seiner Familie, sowie eine Menge von Offizieren, waren zur Flucht genöthigt worden. Viele der letzteren nahmen ihren Aufenthalt in Mainz, darunter der Oberst von Roggenbach, Commandeur des badischen Dragonerregiments; sein Bruder, der Oberstlieutenant von Roggenbach vom Kriegsministerium, ein Major Böckh und mehrere Andere, mit denen ich häufig und gern verkehrte. Auch die verwittwete Großherzogin Stephanie hatte mit einer Hofdame und ihrem Hofmarschall von Schreckenstein, Bruder unsres preußischen Generals, sich hierher geflüchtet und wohnte im Regierungsgebäude bei Herrn von Dalwigk. Sie war eine geistreiche Frau, mit der man sich höchst angenehm unterhielt. Um ihr die Zeit zu vertreiben, machte ich ihr öfter meine Aufwartung und gab ihr eine Gesellschaft in meinem Hause, die sie freundlich aufnahm.*) Etwas später traf auch der Großherzog von Baden, nachdem er bisher sich in Coblenz aufgehalten, in Begleitung seines Bruders, des Markgrafen Max, seines zweiten Sohnes, des Prinzen Friedrich, des Oberstallmeisters und Flügeladjutanten Oberst von Seldeneck, des

*) Die interessante Unterhaltung der Adoptivtochter Napoleon's hatte für Hüser eine Anziehungskraft, der seine Vorurtheile nicht Stand hielten und auch die hohe Dame schien Geschmack an seinem Umgang zu finden. Unter mancherlei Mittheilungen aus ihrem vielbewegten Leben und den daraus hervorgehenden Meinungsäußerungen, blieb ihm später ihr Urtheil über den damaligen Prinzen Louis Napoleon (Napoleon III.) besonders merkwürdig. Bei jeder Gelegenheit kam die Großherzogin darauf zurück, welch' ein tiefer Geist und bedeutender Character in diesem, ihrem, von der allgemeinen Stimme zu jener Zeit noch ziemlich niedrig taxirten Neffen verborgen sei und welche große Rolle die Zukunft ihm übertragen werde.

Ministers Klüber und mehrerer anderer Personen in Mainz ein, um sich einige Zeit hier niederzulassen.

„Zur Freude des Großherzogs, sowie aller Wohlgesinnten, und zur Ehre unsrer Truppen wurde der Feldzug gegen die Rebellen geschickt und glücklich geführt und beendet. Nach der Einnahme von Rastatt, das am Längsten Widerstand geleistet, fand in allen Kirchen des preußischen Staats, sowie auch in Mainz, ein Dankgottesdienst für die Garnison statt, der wohl nirgends einen so feierlichen und ergreifenden Eindruck hervorbringen konnte, als hier, wo der Großherzog selbst beim Gottesdienste zugegen war. Kurz darauf reiste ich nach Rastatt, um mir die Festung anzusehen, die mein Freund, der General von Holleben, jetzt Gouverneur derselben, mir in allen Theilen zeigen ließ. Sie ist vortrefflich angelegt und gebaut, hat eine Menge von Kasematten und Kasernen zur Unterbringung der Truppen, woran hier in Mainz so großer Mangel ist. Drei Forts, durch kasemattirte Wälle unter einander verbunden, aber auch selbstständig bestehend, bilden die Befestigung, vor ihnen sehr geeignete Annäherungshindernisse. Gegen Norden liegt eine Waldung der Festung zu nahe, welcher Uebelstand nothwendig entfernt werden muß. Für den Augenblick machte der Aufenthalt von 5000 scharf bewachten Gefangenen das Verweilen im Orte sehr unerfreulich. In Heidelberg, wo ich einige Stunden zubrachte, war alles voll vom Lobe der preußischen Soldaten.

„Acht Tage nach meiner Heimkehr kam der Prinz von Preußen nach Frankfurt, zur Besichtigung der dortigen, aus zwei Bataillonen des 30. Infanterie-Regiments, vier Escadrons Kuirassier und einer reitenden Batterie bestehenden, preußischen Garnison. Ich ging nach Frankfurt, fand den Prinzen würdig und bescheiden in seinem neu errungenen Feldherrnruhm und sah an seiner Tafel eine Menge alter Bekannte. Abends war man im Theater, wo der berühmte französische Sänger Roger in der weißen Dame

sang, ein großer Genuß, der mir nur dadurch beeinträchtigt wurde, daß Roger französisch sang und sprach, während seine Mitspieler sich in deutscher Sprache vernehmen ließen. Würde man auf einer französischen Bühne dergleichen dulden?

„Wenige Tage später, am 17. August, reiste der Großherzog von Baden nebst seinen Umgebungen nach Karlsruhe zurück. Sein Abschied war herzlich und wahrhaft rührend. „Gott wolle Ihren König und Ihre Armee davor bewahren, Aehnliches zu erleben, wie ich es erlebt habe," sagte er mir unter Anderm. Mit äußerst gütigen Worten überreichte er mir zum Andenken das Großkreuz des Zähringer Löwenordens.

„Am 10. September besichtigte der Prinz von Preußen die hiesige Garnison und nahm zu unsrer großen Ehre und Freude bei uns ein Gabelfrühstück ein, bei welchem auch die Commandeurs der hiesigen Truppen gegenwärtig waren. Darauf fuhr der Prinz nach Biebrich zum Herzog von Nassau zur Mittagstafel, an welcher ich mich auch befand. Am 15. war ich wieder beim Prinzen in Frankfurt zur Tafel. Am 17. September hielt der Reichsverweser, Erzherzog Johann, eine Parade über die Mainzer Garnison ab und wohnte den Versuchen mit präparirter Baumwolle bei, mit der sowohl aus kleinem Gewehr, wie aus Kanonen gefeuert wurde. Die Stellung des alten Herrn, dem es bei aller gutmüthigen Einfachheit nicht an Schlauheit fehlen soll, hat denn nun wohl auch bald ihr Ende erreicht."

Hiermit schließen die zeitgeschichtlichen Mittheilungen aus einer Periode, die, den vorhandenen Zuständen entsprechend, in den verhältnißmäßig engen Umkreis der deutschen Bundesfestung einige ihrer grellsten Schlaglichter hineinwerfen mußte. Auch Hüser's amtliches Wirken neigte sich dem Schlusse zu. Seinem alten Grundsatze getreu, den Dienst verlassen zu wollen, bevor ihn selbst die Kräfte verließen und die allgemeine Stimme zu solchem Schritte drängte,

hatte er schon einige Monate vor dem Zeitpunkt, an welchem seine jetzige Stellung ihr Ende erreichte, sein Abschiedsgesuch eingegeben. Zwar waren militärische Freunde bemüht gewesen, diesen Entschluß rückgängig zu machen; auch der Prinz Wilhelm, der im Herbste Mainz noch einmal besuchte, um vor seinem Rücktritt vom Gouvernement sich vom Offiziercorps zu verabschieden, hatte sich bestrebt, Hüser zu längerem Bleiben in der Armee zu veranlassen. Für ihn jedoch, der zwar noch keine Beschwerden des höheren Alters, wohl aber nach den theils traurigen, theils widrigen Erfahrungen der letzten fünf Jahre eine innerliche Ermüdung empfand, hatte es nur einen einzigen Moment des Schwankens gegeben. Als der General von Thile das Commando des achten Armeecorps niedergelegt, war Hüser die Möglichkeit nahe getreten, dessen Nachfolger und somit der Befehlshaber des ihm so vertrauten und so theuern Truppenverbandes werden zu können. Sobald er jedoch erfuhr, daß der Generallieutenant von Hirschfeld, der das Corps schon eine Zeit lang interimistisch geführt, zu dessen Commandirendem designirt sei, kehrte Hüser, der trefflichen Wahl sich neidlos erfreuend, unwiderruflich zu seinem früheren Entschlusse zurück.

Gegen Ende October 1849 erhielt er durch Kabinetsordre den erbetenen Abschied mit dem Character eines Generals der Infanterie, und gleichzeitig ein Handschreiben des Prinzen Wilhelm, das wir nachstehend mittheilen:

Ew. Excellenz!

Seiner Majestät der König haben mich beauftragt, Ihnen beiliegendes Kabinetsschreiben zu übersenden und statte ich Ihnen meinen herzlichsten Glückwunsch ab zu Ihrer Beförderung zum General der Infanterie. Jedoch mit Bedauern sehe ich Sie aus dem activen Dienste scheiden, in einer Zeit wo kriegserfahrene Männer immer seltener werden und Sie gewiß noch sehr ersprießlich für König und Vaterland wirken konnten.

Ehe dieses Schreiben geschlossen wird, erlauben Sie mir Ihnen

meinen innigsten Dank für die gehaltvolle Unterstützung auszudrücken, die ich in den fünf Jahren unseres nun aufgelösten Dienstverhältnisses von Ihrer Seite erhielt, wie für jedes Zeichen der Anhänglichkeit an meine Person womit sie jedesmahl begleitet war. Erhalten Letztere und gütiges Andenken

Ew. Excellenz
Ihrem getreuen und wohlgeneigten
Freund
Wilhelm Pr. v. Pr.

Am 29. October fand in gebräuchlicher Weise die Uebergabe des Gouvernements und des Festungscommando's an die östreichischen und preußischen Nachfolger Statt. Von ersterer Seite war zum Gouverneur der Erzherzog Albrecht, zum Vicegouverneur der Feldmarschalllieutenant Graf Degenfeld-Schomburg (späterer östreichischer Kriegsminister) ernannt worden; preußischer Festungscommandant wurde der Generalmajor von Schack.

„Es war mir," schreibt Hüser bei dieser Veranlassung, „sehr erfreulich, mein Amt in so tüchtige Hände niederlegen zu können. In dem Grafen Degenfeld hatte ich schon, als er Commandeur des hier in Mainz garnisonirenden Regiments Erzherzog Rainer war, und bevor er als General nach Italien versetzt wurde, einen ausgezeichneten Mann kennen gelernt. Der Erzherzog Albrecht erschien persönlich zur Uebernahme des Gouvernements und benahm sich außerordentlich zuvorkommend gegen die preußischen Behörden, gegen mich aber mit einer Achtung, Leutseligkeit und, ich darf wohl sagen, Kameradschaftlichkeit, die mich fast in Verlegenheit setzten. Er ist ein stattlicher junger Herr von zwei und dreißig Jahren, von ritterlichem Wesen und großem Tact in seinem ganzen Auftreten. Nach der Uebergabe beehrte er mich mit einem Besuche, bei welchem er unter sehr anerkennenden und freundlichen Aeußerungen mir das Großkreuz der eisernen Krone überreichte. — Durch Herrn von Dalwigk empfing ich den Ludwigsorden erster

Klasse vom Großherzoge von Hessen, von den Staatsbehörden in Darmstadt und Wiesbaden noch allerlei schöne Worte. Auch Herr von Dalwigk nahm in einem offiziellen Schreiben von mir Abschied, und somit war dieser Lebensabschnitt beendet."

In der Wahl seines künftigen Wohnorts hatte Hüser lange geschwankt; wie sehr aber die Coblenzer und Bonner Freunde, die man nach dem Scheiden von Mainz aufsuchte, zum Verbleiben in den zur Heimath gewordenen rheinischen Gegenden riethen, der Zug des Herzens nach der alten Vaterstadt überwog dennoch jede andere Rücksicht. In Berlin gründete Hüser sich mit seiner Tochter den behaglichen Hausstand, in welchem er nun, befreit von Würde und Bürde, ein heiteres Alter zu erleben hoffte.

Siebzehntes Kapitel.

Letzte Lebensjahre und Tod. 1850—1857. Brief des Prinzen von Preußen.

Die militärische Wirksamkeit des geschilderten Lebens liegt abgeschlossen vor uns, die in's Allgemeine eingreifende Thätigkeit desselben ist beendet. Dennoch sei es gestattet, auch den letzten Jahren des Greises, dessen Kinder-, Jünglings- und Mannesjahre wir verfolgten, noch einige Blätter zu widmen. Die Aufzeichnungen Hüser's freilich werden immer spärlicher und skizzenhafter, doch finden sich noch, zumal aus den ersten Jahren des Berliner Aufenthalts, Tagebuchblätter, die nicht ohne allgemeineres Interesse sind. Wir lassen an geeigneter Stelle sie folgen.

Der Beginn des neuen Lebensabschnittes ließ sich erfreulich genug an. Die Fülle alter Beziehungen, der Verkehr mit Jugendfreunden und Verwandten, das häufige Wiedersehen lieber Bekannten aus der Provinz, verliehen Berlin einen besondern Reiz, während Kunstgenüsse, wie Hüser sie lange entbehrt hatte, mit Befriedigung von ihm aufgesucht wurden. Rauch's Atelier, in welchem zu jener Zeit das Friedrichsdenkmal entstanden war, besuchte er oftmals, und mit dem Meister selbst knüpfte er die frühe Bekanntschaft aus den Zeiten nachbarlichen Verkehrs im Kadettencorps wieder an.

Ueber seine Beziehungen zum Hofe und zu den militärischen Kreisen Berlins finden wir aus dem ersten Halbjahr seines dortigen Lebens folgende Notizen.

„Wenige Tage nach meiner Ankunft machte ich den königlichen Prinzen, dem Grafen Brandenburg und den Militärbehörden, d. h. dem General von Wrangel als Commandirendem, und dem General von Thümen als Commandant, meine Aufwartung. Mein guter Prinz Wilhelm empfing mich sehr freundlich und lud mich sogleich zur Tafel. Wir haben uns wieder viel von vergangenen Zeiten unterhalten. Der König war in Potsdam und ließ mich zur Tafel dorthin befehlen. Aber wie verändert fand ich ihn, besonders gegen mich. So wenig bei der Meldung, als bei Tafel richtete er ein Wort an mich. Wie es scheint, ist er nicht mehr mit mir zufrieden. Der Prinz von Preußen dagegen war bei seiner neulichen kurzen Anwesenheit in Berlin ganz ebenso freundlich gegen mich, wie er sich mir in dem längeren eigenhändigen Briefe, den er mir als Antwort auf meine Abschiedsmeldung geschrieben, ausgesprochen hat. Große Freude macht es mir, daß sich mir eine Art von Thätigkeit eröffnete, indem ich durch das ehrende Vertrauen der Offiziere zum Director der hier bestehenden militärischen Gesellschaft gewählt ward. Meine Mitdirectoren sind äußerst thätig und tüchtig; Hauptmann von Gruszinsky besorgt die ökonomischen Geschäfte sehr zuverlässig und gut, Major von Fransecky mit besonderm Geschick das Sekretariat. Letzterer hielt kürzlich einen höchst interessanten, geistvollen Vortrag über den Feldzug in Schleswig 1848.“

Etwas später lesen wir:

„Leider finde ich die politischen Ansichten vieler meiner Freunde und Verwandten von den meinen abweichend. Sie begreifen nicht, daß man ein wahrer Vaterlandsfreund, ein treuer Anhänger des Königs und Feind aller Revolution sein kann, ohne an ein Zurückschrauben in alte Zustände zu denken. Fortentwickelung auf dem

gegebenen Grunde, besonders im engen Verein mit dem übrigen Deutschland, erscheint ihnen als eine demokratische Idee. — Wie erfreulich, daß unsere Minister noch so festen Schritt halten.

„Eichhorn ist von Erfurt wieder zurück, wo er bei seinen Ansichten eigentlich gar nicht hingehört hätte. Er hat seinen unfreiwilligen Rücktritt sehr edel und würdig ertragen, ist milde gegen Andersdenkende und viel zu klug, um ein Reactionär zu sein. Die Parthei, welche die sogenannte Kreuzzeitung herausgiebt, irrt sich sehr, wenn sie ihn zu den Ihrigen zählt, denn seine Ansichten sind ganz andere. Aber er hat sich so sein ganz eignes System gebildet, besonders über die deutschen Angelegenheiten. Er kann von der Idee nicht los, daß Oestreich berechtigt sei, in Deutschland zu herrschen, wenn auch mit Preußen zugleich, und sucht man ihm das Unmögliche dieser Gemeinschaft zu beweisen, so ist immer sein letzter Satz: „Es ist aber doch nun einmal Gottes Wille, daß diese beiden Großstaaten in Deutschland sind, und dagegen kann man nicht ankämpfen." — Wir bleiben bei dieser Meinungsverschiedenheit doch die besten Freunde."

Aus dem März 1850 findet sich nachstehende Aufzeichnung:

„Gleich nach meiner Niederlassung in Berlin hatte ich mich der Loge wieder genähert, war sehr zuvorkommend aufgenommen und zu einem höheren Grade befördert worden, der mir Gelegenheit gab, dieses weise, kunstvolle Gebäude immer mehr zu übersehen. Anfang dieses Monats wurde ich nun zum Logenmeister der □ zum goldnen Schiff gewählt, derselben, in der ich vor beinah 50 Jahren von meinem lieben seligen Vater aufgenommen wurde. Mannichfache Gefühle wechselten bei dieser Veranlassung in meiner Brust. Wichtig ist das Amt und groß die Verantwortlichkeit; mit Gott habe ich es übernommen; er wird mich erleuchten und kräftigen, es im reinsten und heilbringendsten Sinne zu führen! — Kurz darauf, am 17. März, war ich ersucht worden, dem von den Berliner Landwehrmännern gefeierten Stiftungsfeste der Landwehr

zu präsidiren und den Toast auf den König auszubringen. Wie es schien, fanden meine Worte Anklang; überhaupt war es ein schönes Fest und eine bessere Stimmung herrschend, als ich bei den jetzigen Berlinern vorausgesetzt hätte."

Die politischen Ereignisse des Jahres 1850 nahmen Hüser's volle Theilnahme in Anspruch, und die uns aufbewahrten schriftlichen Ergüsse dieser Zeit athmen bald Entrüstung über äußeres Drängen und inneres Zurückweichen, bald neubelebte Hoffnung. Letztere wurde namentlich durch den im Sommer zusammentretenden Fürstencongreß geweckt, der ihm persönlich die Freude gewährte, vom Großherzoge von Baden mit Güte empfangen zu werden und unter dessen Umgebungen, wie unter den Begleitern anderer fürstlicher Herrschaften, werthe Bekanntschaften zu erneuen. Von der Unterhaltung mit einem dieser Herren trug er einen bleibenden, schmerzlichen Eindruck davon, dessen er sich in der Folgezeit häufig erinnerte. „Sie hoffen noch auf die Einigung Deutschlands auf dem Wege der Besprechungen?" sagte ihm der Betreffende. „Glauben Sie mir, die wird nur durch die Knute oder das Schwert vollbracht, und erstere wird Ihr König nie brauchen, letzteres will er nicht ziehen." — Der diese Vorhersagung rechtfertigende Erfolg erzeugte in Hüser's Gemüth eine tiefe Bitterkeit, die er nicht immer genügend im Innern verschloß und, unvorsichtig in seinen Aeußerungen, wie er gelegentlich war, gab er Anlaß zu Mißverständnissen und Entfremdungen, die ihn selbst schmerzlich berührten. Er, dem das hohe Ziel der gesicherten Machtstellung Preußens in Deutschland eines jeden Opfers werth erschien, begriff die kleinlichen und zaghaften Ansichten nicht, denen er häufig begegnete, und erfuhr in steigendem Maße das Schicksal, welches die an Verdächtigungen und Verläumdungen so reiche Reactionsperiode vielen Gleichdenkenden bereitete.

Als im Herbste 1850 ein Augenblick eintrat, in welchem die preußische Regierung gewillt erschien, zum Ernste zu

schreiten, bot Hüser seine Dienste an, ward aber ausweichend beschieden.

„Ich merkte es dem Schreiben des Kriegsministers sogleich an, daß man das Schwert nicht wirklich aus der Scheide ziehen wolle," schreibt er bei dieser Gelegenheit. Und etwas später: „Vom Trierer Wahlkreis bin ich zum Abgeordneten für die erste Kammer gewählt worden. Was aber soll ich in dieser Gesellschaft thun? Auf der rechten Seite finde ich viel Engherzigkeit, wenig Verständniß unsrer wahren Lage, zur Oppositionspartei aber kann ein preußischer General nicht übertreten. Ich werde mein Mandat also nächstens wieder niederlegen. Auch mein Freund Flottwell, mit dem ich die Sache gründlich durchgesprochen, räth mir dazu."

Kurze Zeit darauf, nachdem bei der Wahl der Mitglieder der Militärcommission die Kammer ihn übergangen, er also keine Aussicht hatte, auf seinem Berufsfelde sich nützlich zu machen, legte Hüser, mit Dank für das ihm bewiesene Vertrauen, sein Mandat in die Hände der Wähler zurück.

Im Laufe des Winters von 1850 auf 1851 knüpfte sich eine nähere Beziehung zu Herrn von Bethmann-Holweg. Aufgefordert durch ihn und den Geheimerath Matthis, der, ein Verwandter seines Vetters und Freundes, des Geheimen Legationsraths Michaelis, von früher Zeit her mit Hüser bekannt war, schloß er sich mit voller Zustimmung den Unterzeichnern des Programms einer politischen Zeitschrift an, deren Zweck es war, den Gesinnungen einer, allmählig aus dem Chaos streitender Gegensätze emporsteigenden, conservativ-liberalen Parthei zum Organ zu dienen. Hüser interessirte sich lebhaft für das unter dem Namen des „Preußischen Wochenblattes" in's Leben tretende Unternehmen, und hat er demselben auch keine andere Unterstützung zu widmen vermocht, als durch einzelne gelegentliche Auskünfte in militärischen Dingen, so vertrat er doch überall offen und gern dessen hauptsächliche Tendenzen. Eine besondere Genugthuung gewährte es ihm, unter

den Namen der Mitunterzeichner die seiner Freunde von Bardeleben und Michaelis zu finden.

Aus dem Frühlinge 1851 begegnen wir den folgenden Notizen:

„Wieder nahte das Stiftungsfest der Landwehr und wieder bin ich ersucht worden, bei demselben zu präsidiren. Da der Vorsitz jedoch mit dem Toaste auf den König verbunden ist und ich für diese Aufgabe augenblicklich nicht die nöthige Wärme in mir fühlte, so lehnte ich ab, versprach jedoch zu erscheinen und den Toast auf das Heer, Linie und Landwehr, auszubringen. In der Gesellschaft gab es diesmal viel nüchterne Gesichter; mir fehlte die Anregung, die ich immer bedarf, wenn ich öffentlich sprechen soll; denn, habe ich mir auch alles vorher überlegt, so müssen meine Worte doch vom Augenblick geboren werden. Ein starker Niederschlag war mir das Erscheinen des Minister Manteuffel, der, da er niemals Militär gewesen, gar nicht hierher gehörte. Nun kam ich gar neben ihn zu sitzen! Der General von Selasinsky präsidirte und brachte die Gesundheit des Königs aus, dann mußte ich sprechen. Ich hatte in Erinnerung des 17. März 1813 einige Stellen aus dem Aufruf des Königs „An mein Volk" ausgezogen, die genau auf unsere jetzige Lage paßten. An diese knüpfte ich einige Worte zum Preise unseres Heeres und des Volks in Waffen. Als ich geendet, bildete sich ein Gespräch zwischen mir und meinem Nachbar, das mir insofern merkwürdig war, als es mir schien, daß Manteuffel sich recht wohl des Elends unsrer gegenwärtigen Zustände bewußt sei." —

„Nun haben wir endlich (28. Mai) die Aufstellung des herrlichen Reiterbildes Friedrich's des Großen erlebt. Ich war zur Theilnahme der Feierlichkeiten eingeladen und wohnte denselben bei. Mich ergriffen dabei besonders zwei Gedanken, einmal an den hochseligen König, der den Plan dieses Denkmals gefaßt, dessen Ausführung aber nicht mehr erleben sollte. Tödtlich erkrankt, blickte er aus jenem Fenster noch auf die Grundsteinlegung

herab! Die andere Betrachtung, die sich mir aufdrängte, war die des schmerzlichen Gegensatzes unsrer heutigen Lage zu dem kühnen, alles für Preußens Ehre einsetzenden Streben, das Friedrich beseelte. Sein Standbild steht jetzt unter uns, wo aber zeigt sich sein Geist? — Am 4. Juni wurde, auf die Errichtung des Denkmals bezüglich, eine Feier in der Singakademie von Seiten der Akademie der Künste veranstaltet, zu der ich eingeladen war, und am 6. ward dem Professor Rauch von den Künstlern und andern Freunden ein schönes Fest gegeben, an welchem ich theilnahm. Reden und Gesänge, Scherz und Ernst würzten das Mahl."

Vom October desselben Jahres heißt es:

„Der diesjährige Director der militärischen Gesellschaft, General von Hahn, ist nach Mainz versetzt; ich, als stellvertretender Director, mußte ihn also vertreten. Da es gleich für das erste Zusammenkommen an einem Vortrage fehlte, so übernahm ich es, den Feldzug in Italien 1849 in einer von mir besorgten Uebersetzung*) vorzutragen, was mit Interesse aufgenommen wurde."

Wir fügen gleich hinzu, daß Hüser im October 1852 abermals wirklicher Director der Gesellschaft wurde. Aus dem damit für dieselbe beginnenden Zeitraum erwähnt er der Feier des 24. Januar 1853, des Geburtstages Friedrich's des Großen, bei welcher Gelegenheit er einige Worte der Einleitung sprach, worauf der Major von Fransecky eine Zusammenstellung aller über den Feldmarschall Gneisenau bekannten Nachrichten mittheilte, ein Vortrag, den Hüser's Erinnerungsblätter als „höchst interessant und mit größter Geschicklichkeit verfaßt" bezeichnen.

Für Hüser selbst dürfte der hier erwähnte Abend der seines letzten öffentlichen Auftretens und Wirkens gewesen sein, mit Ausnahme seiner, ihn fast bis an's Ende seines Lebens beschäftigenden Logenthätigkeit. Früher, als manchem andern kräftigen Manne,

*) Nach welchem Original, ist nicht ersichtlich.

verschatteten ihm die Gebrechlichkeiten des Greisenalters, die Vorboten des Todes, seinen Pfad.

Schon im Spätjahr 1851 hatte er einen heftigen Anfall jener tiefen, mit krampfhaften Erscheinungen verbundenen Ohnmachten erlitten, die ihn siebzehn Jahre früher so ernstlich beunruhigten, später aber in Vergessenheit gerathen waren. Im tiefen Dunkel des Novemberabends auf der Straße für todt aufgehoben und in einem fremden Hause langsam zur Besinnung gebracht, hatte er sich dennoch äußerst rasch von den Folgen des Zufalls erholt, und auch als das völlig unerklärt gebliebene Leiden sich fünfviertel Jahr später unter günstigeren Umständen wiederholte, machte sich nur eine anscheinend vorübergehende Abnahme der Körper- und Geisteskräfte geltend. Mit fast jugendlicher Rüstigkeit unternahm er in den Sommern der letztgenannten Jahre Bergtouren zu Fuß während des von ihm fast alljährlich aufgesuchten, ihm sehr lieben Landaufenthalts zu Friedrichroda in Thüringen, an welchen er gegen den Herbst hin in Gesellschaft seiner Tochter größere Reisen zu knüpfen pflegte. So besuchte er 1852 Salzburg nebst Gastein, 1853 Belgien und die alte rheinische Heimath, und selbst im Sommer 1854, als seine Kräfte schon bedenklich zu wanken begannen, lockte es ihn noch nach München, um die allgemeine deutsche Industrie-Ausstellung zu sehen.

Allein er war bereits nicht mehr der Alte. Wieder und wieder, in immer kürzeren Zwischenräumen kehrten die Krampferscheinungen zurück und wirkten in forschreitendem Grade fast lähmender noch auf Gedächtniß und Willenskraft, als auf die körperlichen Fähigkeiten. Auch seine äußere Erscheinung veränderte sich. Das Haar, das, ursprünglich blond, schon nach dem fünfundzwanzigsten Jahre so gebleicht war, daß es allgemein für weiß galt, nahm erst jetzt die eigentliche Silberfarbe des Alters an. An die Stelle lebensvoller Spannkraft und jugendlichen Feuers trat ein Ausdruck der Abspannung, und statt der vollen Sicherheit und Freiheit der

Bewegung, die ihm eigen gewesen, bildete sich im Bewußtsein des lauernden Feindes, der ihn mit tückischer Plötzlichkeit zu überfallen pflegte, eine gewisse ängstliche Scheu. Von größeren Gesellschaften zog er sich mehr und mehr zurück. Die Hoffestlichkeiten, die er in den beiden ersten Wintern in Berlin, weniger aus Lust, als aus dienstlicher Pflichttreue regelmäßig mitgemacht, besuchte er in späteren Jahren nicht mehr, sowohl seiner wankenden Gesundheit halber, als weil er es schmerzlich empfand, sich von den höchsten Personen und manchen alten Freunden um politischer Meinungen willen unbeachtet zu sehen. An einigen größeren königlichen Tafeln, zu denen er befohlen wurde, nahm er zwar auch noch in den ersten fünfziger Jahren Theil, so bei Anwesenheit des Königs von Griechenland, der Königin von Baiern, und als im November 1852 der Kaiser Franz Joseph in Berlin einen Besuch abstattete. Gelegentlich hatte bei diesen Anlässen Hüser sich der freundlichen, zum Theil scherzhaften Anrede des Königs zu erfreuen, die an alte Zeiten erinnerte, im Allgemeinen aber mußte er nur zu sehr fühlen, daß diese Zeiten der Gunst und Bevorzugung für ihn vorüber waren. Der ihm stets so geneigte Prinz Wilhelm war zu seinem schmerzlichsten Bedauern schon im Jahre 1851 gestorben, der Prinz von Preußen, der bei seinen Anwesenheiten in Berlin nicht unterließ, ihm Beweise seiner fortdauernden Gnade zu geben, residirte meistentheils in Coblenz. So beschränkte der kränkelnde Greis sich denn mehr und mehr auf den engen Kreis gleichdenkender Freunde, unter welchen der von ihm so hochgeschätzte General von Aster eine der ersten Stellen einnahm. Besonders beglückt aber fühlte er sich durch das erneute Zusammenleben mit dem ihm so nahe verbundenen General von Webern, der sich ebenfalls nach Berlin zurückgezogen hatte. Was auch in den wenigen, ihm noch geschenkten Jahren hinfort der Tod ihm nahm oder das Leben ihm entfremdete, immer, bis in seine letzten Tage, blieb es der Quell größter Befriedigung für Hüser, mit den drei theuern

20*

Genossen einer schöneren Vergangenheit, Michaelis, Flottwell und Webern, in engster, nie getrübter Verbindung stehen zu dürfen.

Vom Winter 1854 finden wir unter den immer seltener werdenden Eintragungen die nachstehende:

„Das Interessanteste in diesem Winter war mir die Aufnahme des jungen Sohns des Prinzen von Preußen in den Freimaurerorden, wozu ich eingeladen worden. Dieselbe fand im Palais des letzteren und durch ihn selbst statt. Es war ein sehr ergreifender Act, und Vater und Sohn benahmen sich höchst würdig. Auch bei Tafel, wo mehrere Lieder gesungen wurden, herrschte ein durchaus edler und der Feierlichkeit angemessener Geist. Mir war das Ganze doppelt rührend, da es mich an meine eigne Aufnahme durch meinen Vater erinnerte.“

Die krankhaften Erscheinungen steigerten sich und erzeugten zeitweise Anwandlungen und Vorstellungen des Gemüths, die in gesunden Tagen dieser Eigenthümlichkeit völlig fremd gewesen. Krankhaft war auch die Verzweiflung, die sich plötzlich bei der Verheirathung seiner Tochter mit einem seiner früheren Divisionsadjutanten, einem ihm werthen und befreundeten Manne, Hüser's bemächtigte. Er glaubte die Trennung nicht zu überstehen, ohne doch den Entschluß fassen zu können, seinem Kinde in dessen neue Häuslichkeit zu folgen. Glücklicherweise kehrte sein gestörtes Behagen bald zurück, als seine Schwester, der sich dadurch ein Ideal ihres Lebens erfüllte, und eine junge Verwandte die Leitung seines Hauswesens übernahmen. Dennoch erschien sein einst so reiches Gefühlsleben erschlafft; auch das letzte Neue, was, nach Goethe, der Mensch erlebt, die Geburt eines Enkelkindes, konnte ihn nicht mehr zu lebhafter Freude, der bald erfolgte Tod desselben nicht zu lebhafter Theilnahme anregen. Durch den Gebrauch einer Kur erzielte bessere Perioden benutzte er zu kleinen Besuchsreisen zu seiner Tochter, am liebsten aber sah er die Seinen in seiner eignen Häuslichkeit. Während eines dieser lebensfrischeren

Zwischenräume ward, im Auftrage der Loge zum goldenen Schiff, Hüser's Portrait, Kniestück, von Professor Domschke in Oel gemalt. Dasselbe ziert, zwischen den Bildnissen anderer Würdenträger des Ordens, den Saal der großen Landesloge.

Eine der Aufzeichnungen aus dem Februar 1856 lautet:

„Wieder sind in den letzten Wochen zwei meiner alten Jugendfreunde dahingegangen, mein Schwager Eichhorn und der General von Pochhammer, den wir heute begraben haben. Wie viele alte Freunde, Verwandte, Kriegsgefährten und nahe Bekannte hat der Tod mir in den letzten wenigen Jahren geraubt! Die Vorgenannten; den Prinzen Wilhelm, den General von Scharnhorst; meinen Schwager, den Präsidenten Sack; den Präsidenten von Grolmann; die Generale von Aster, von Reiche, von Colomb, von Hiller! Und so rückt denn auch mein Stündlein heran. Gott gebe mir einen sanften, seligen Tod!"

Die letzten von ihm geschriebenen Zeilen der Tagebuchblätter gelten der Freude über die Beförderung seines Schwiegersohns zum Oberstlieutenant. Kurz darauf ward er abermals von einer Ohnmacht befallen, diesmal mit entschieden schlagartigen Symptomen, welche, im Winter 1856/57 mehrmals sich wiederholend, eine Lähmung der ganzen rechten Seite des Körpers und in geringerem Grade auch der Sprachwerkzeuge herbeiführten. Zwar erholte er sich nochmals und konnte in verhältnißmäßiger Rüstigkeit und anscheinend erneuter Geisteskraft, milde und heiter gestimmt, Ende Februar seinen Geburtstag, an welchem er das fünf und siebenzigste Lebensjahr vollendete, im Kreise all seiner Lieben feiern. Vier Wochen später jedoch wurde er von einem neuen, diesmal tödtlichen Schlaganfall getroffen, der nach vierundzwanzigstündiger Bewußtlosigkeit seinem irdischen Dasein am 28. März 1857 ein Ziel setzte. Am 31. desselben Monats ward er, seinem ausdrücklichen Wunsche gemäß, auf dem alten Begräbnißplatze der Neuen- und Jerusalemer-Kirche vor dem Hallischen Thor beerdigt,

dicht neben seinem verewigten Vater, welcher daselbst in der von Siegroth'schen Familiengruft an der Seite seiner dritten Gattin ruht.

Wir haben nichts mehr hinzuzufügen. Ist es uns doch vergönnt, einen Nachruf mitzutheilen, der, einer solchen Feder entflossen, dem Entschlafenen ein so gütevolles, so ehrendes und unantastbares Zeugniß ausstellt, daß neben ihm jedes andere Wort unbedeutend und überflüssig erscheinen müßte.

Auf die, unmittelbar nach Hüser's Hinscheiden, von dessen Schwiegersohn dem damaligen, in Coblenz residirenden Prinzen von Preußen gemachte Anzeige, welcher einige Worte über die verehrungsvolle Anhänglichkeit hinzugefügt waren, die der Verstorbene bis zuletzt dem hohen Herrn gewidmet, geruhte Allerhöchstderselbe, unser jetziger erhabener Kaiser und König, die nachstehenden Zeilen zu erwiedern:

Coblenz, 31. 3. 57.

Mit der innigsten Theilnahme und der tiefsten Trauer habe ich aus Ihrer Anzeige das Hinscheiden des vortrefflichen, ritterlichen Generals von Hüser entnommen! Möge der Allmächtige Ihrer Gemahlin und Ihnen die Kraft zur Tragung eines so harten Schlages gewähren. Sie haben den Trost, dies edle Vorbild bis in das vorgerückteste Alter besessen zu haben und Sie werden den Trost empfinden, den eine allgemeine gerechte Theilnahme gewährt! So ist wieder Einer der nur noch leicht gesäeten Helden aus der großen Zeit dahin!

Daß der Hingeschiedene mir stets ein theilnehmender Camerad war, von Ihnen von Neuem bestätigt zu hören, ist mir eine große Genugthuung gewesen. Er war uns Allen, also vor Allen Ihnen, ein ehrenhaftes Vorbild in allen Beziehungen.

Ihr

Prinz von Preußen.

Beilage

(zu Seite 76 gehörig).

Auszug aus der von dem Obersten der Artillerie von Hüser dem Könige eingereichten Relation, die Vorgänge nach der Schlacht von Auerstädt und bei der Kapitulation von Prenzlau, sowie die Rechtfertigung seines eignen Verhaltens bei denselben betreffend.*)

— — — Ew. Königliche Majestät selbst, fast sämmtliche Generale der Armee, worunter auch Ihre Königliche Hoheiten, Allerhöchstdero Herren Brüder sich befinden, werden mir das Zeugniß geben, daß ich bei Auerstädt mit der Artillerie alles geleistet habe, was nur hat geleistet werden können. Es würde selbst die 2. Division des Gr. von Wartensleben durch den Feind abgeschnitten worden sein, wenn ich nicht ein Bataillon des Regiments von Kleist in seiner starken Retirade dadurch aufgehalten hätte, daß ich mich vor das Bataillon verfügte und im Namen Ew. Königl. Majestät befahl, Kehrt zu machen, und dasselbe wieder auf eine Höhe führte, wo ich noch acht Stück Geschütze hatte. Hierdurch ward nun der Feind in die Flanke genommen, das Kartätschenfeuer zerschmetterte fast die ganze feindliche Colonne und der Abzug der 2. Division geschah ohne Verfolgung. Wäre

*) Diese Relation ist schon von Höpfner, Krieg von 1806 und 1807, zweite Auflage 1855, Band II., Seite 193 benutzt worden. Man vergleiche überhaupt die unpartheiische Prüfung und rein sachliche Erörterung des ganzen Vorganges in diesem ausgezeichneten Werke.

die Artillerie gehörig unterstützt und der von ihr errungene Sieg verfolgt worden, so wäre ich lebenslang glücklich gewesen.

Den 19. Oktober langte ich in Magdeburg an. Der Ulrichsgraben war dazu bestimmt, daß alle Fahrzeuge daselbst auffahren sollten, sowie solche ankämen. Dies geschah denn auch. Ich hörte, der Fürst von Hohenlohe habe das Commando der Armee erhalten und übernommen, ich verfügte mich sogleich zu ihm, seine Befehle zu vernehmen. Derselbe kündigte mir mit vieler Unruhe an, daß er den 21. October früh von Magdeburg aufbrechen würde; ich entgegnete, daß dies eine Unmöglichkeit sei, weil ich nicht im Stande wäre, in dieser kurzen Zeit alles wieder in gehörige Ordnung zu bringen, daß ich erst wieder Batterieen und Colonnen formiren müßte. Da noch stündlich Fahrzeuge und Pferde ankämen, so wäre mein Rath, bei Magdeburg so lange stehen zu bleiben, bis die ganze Armee sich daselbst gesammelt hätte, wodurch gewiß eine Armee von hunderttausend Mann zusammenkommen würde. Auch diese könne dann wieder mit allem versehen werden, wodurch wir im Stande wären, weiter zu schlagen. „Nein," antwortete er, „was marschiren kann, marschirt; das Uebrige verbleibt in Magdeburg." Ich erdreistete mich zu fragen, wohin er zu gehen gedächte. „Ich will die Oder festhalten," war seine Antwort. „Mein Gott, Ihre Durchlaucht," sagte ich, „warum nicht lieber die Elbe und Havel, und Magdeburg im Rücken? Diese Position scheint mir in unserer gegenwärtigen Lage am zweckmäßigsten." „Nein, nein," war seine Antwort, „eilen Sie und bringen alles in Ordnung." Ich versicherte, daß ich alle meine Kräfte aufbieten würde, ich wäre aber überzeugt, daß wir mit der größten Unordnung abmarschiren würden. Ich eilte sogleich nach dem Ulrichsgraben, theilte die Stabsoffiziere und die Subalternen ein und fing noch diese Nacht an, die Bespannung zu reguliren, Batterieen zu formiren rc. bis zum 21., wo ich nun 7 Batterieen und 2 Colonnen complett hatte. Dem Oberst von

Eckenbrecher sagte ich, daß, da ich selbst mit dem Corps abginge, er in Magdeburg bei der daselbst gebliebenen und noch ankommenden Artillerie bleiben solle.

Den 21. Oktober marschirten wir bis Burg, den 22. nach Genthin, den 23. nach Rathenow, den 24. nach Neustadt, den 25. nach Fürstenberg, den 26. nach Neuruppin, den 27. nach Boitzenburg, den 28. nach Prenzlow. Auf diesem Marsch erhielt ich die Eingaben der Regimenter von den Defecten der Munition, zum Theil mündlich, zum Theil schriftlich, welche sich noch in meinen Händen befinden. Wegen des fortwährenden Marsches aber war ich nicht im Stande, die Defecte zu ersetzen. Bei Fürstenberg erblickte ich mit Verwunderung den Oberst von Eckenbrecher, der noch mit mehreren Fahrzeugen und Pferden nachgeeilt war, sowie noch Andere von Magdeburg abgegangen und dem Corps gefolgt waren. Auf diese Art konnte ich nie erfahren, was eigentlich an Artillerie sich bei dem Corps befand, und da täglich fortmarschirt wurde, so sind auch mehrere Fahrzeuge zurückgeblieben, die sich wieder an nachkommende Trupps, sowohl Infanterie als Cavallerie anschlossen. Die ganze Cavallerie war von dem Corps getrennt, so daß der Fürst auch nicht Patrouillen zum Recognosciren abschicken konnte. Als das Corps noch eine Viertelmeile von Boitzenburg entfernt war, erhielt der Fürst die Nachricht, daß die Franzosen schon in und bei diesem Orte wären. Nun ward Halt gemacht und man konnte einzelne Truppen feindlicher Reiterei genau sehen. Ich ging mit der reitenden Batterie Neander vor und beschoß solche, so daß sie sich seitwärts, jenseits Boitzenburg aus dem Gesicht verloren. Man deliberirte eine ganze Zeit lang, was nun zu machen sei, ohne mich dazu zu rufen. Endlich erhielt der Gr. Tauentzien den Auftrag, mit der Avantgarde durch Boitzenburg zu gehen. Dies geschah, da es schon finster geworden, unter immerwährendem Tirailleurfeuer. Der Feind hatte seitwärts Boitzenburg 2 Kanonen und 1 Haubitze aufgefahren und beschoß

das Dorf. Ich ließ einige Male von der zwölfpfündigen Batterie Kirchfeld dahin feuern, worauf das feindliche Geschütz schwieg. Die Avantgarde war durch und auf dem Wege nach Prenzlow. Der Fürst befürchtete auf diesem Wege nicht mehr fortzukommen. Ein Bauer schlug einen andern durch ein dickes Gehölz nach Schönermark vor. Dieser ward angenommen, der Gr. von Tauentzien erhielt Ordre, seinen Weg zu verlassen und sich durch's Gehölz nach Schönermark zu ziehen. Wir fanden einen sehr schlechten Weg voller Löcher und Wasser, so daß die Infanterie bis über die Kniee durchwaten mußte. Ich ersuchte den Fürsten, diesen Weg durch die Zimmerleute von den Regimentern ausbessern zu lassen. Er gab hiezu Ordre, die schlimmsten Stellen wurden passable gemacht und unser Marsch ging langsam fort bis Schönermark. Es ward hier drei Stunden gehalten und geruht. Der Lieutenant und Adjutant Magenhöfer hat hier einen Parlamentär bei dem Fürsten gesehen; mit Anbruch des Tages fing der Marsch wieder an. Ich war empört über die unverantwortliche Zögerung und sagte, den Oberst von Massenbach erblickend: „Aber mein Gott, ist es erlaubt, hier so lange zu verweilen? Warum eilen wir nicht, um durch Prenzlow zu kommen?" — Er schüttelte mißmüthig den Kopf und ritt weg. Unweit Prenzlow, rechts dem Damme, sahen wir feindliche Cavallerie, alles blieb im Marsch durch Prenzlow. Nun fing der Feind an, den Damm zu beschießen mit Canonen und Haubitzen. Hier kam der General Gr. Schwerin mit der Cavallerie, ritt fast alles nieder, insonderheit traf dies das Regiment König, und eilte durch die Stadt. Ich hatte die reitende Batterie Neander, die zwölfpfündigen Kirchfeld und Sicorsky bereits postirt. Die Infanterie-Regimenter postirten sich ebenfalls, so wie sie durchkamen, aber nun ward alles, was noch durch wollte, vom Feinde abgeschnitten und gefangen. Die reitenden Batterieen Studnitz und Schorlemmer, die Colonnen und sämmtliche einzelne Munitionswagen und Fahrzeuge konnten nicht mehr

durch und sind zum Theil umgekehrt und zum Blücher'schen Corps gestoßen, zum Theil gefangen worden. In Prenzlow auf dem Markte meldete ich dem Fürsten, daß die Batterieen complett wären und ich solche schon postirt hätte. „Sehr gut," war seine Antwort. Von diesem Augenblicke an habe ich den Fürsten nicht mehr gesehen. Ich beritt nun das ganze Terrain, erkundigte mich bei jedem Regimente, was noch für Munition vorhanden sei, und erfuhr, daß es leider den meisten daran fehle; die Canons hatten nur noch 15—18, ja einige 5 Schuß. Der Fürst hatte die Generale mit sich genommen und es verlautete, es würde capitulirt. Der Artillerielieutenant und Adjutant Magenhöfer hat aus dem Munde des französischen Generals gehört, daß das Corps durch 64,000 Mann eingeschlossen sei, der Fürst habe dem Oberst von Massenbach aufgetragen zu sehen, ob es sich also befände. Nach Verlauf einer Stunde sei derselbe mit der Versicherung zurückgekommen, daß die Angabe völlig wahr sei. Der Fürst nimmt abermals die Generale und reitet mit ihnen zum feindlichen General Murat; ich erhielt den Auftrag, während deren Abwesenheit das Commando auf dem Schlachtfelde zu übernehmen und ich machte noch einige Veranstaltungen zur Gegenwehr, im Fall wir angegriffen würden. Nach Verlauf einer Stunde verlangte der Fürst sämmtliche Stabsoffiziere zu sprechen; ich reite also auch hin, schon nichts Gutes ahnend, und höre, daß er schon eine Weile gesprochen hätte. Da ich aber denselben noch gar nicht gesprochen hatte, so meldete ich ihm nun, daß die gesammte Taschen-Munition wäre abgeschnitten worden und mehrere Canons bei der Infanterie nur noch 5 bis 8 bis 15 Schuß hätten, damit er seine Disposition hiernach einrichten konnte, und beim Durchschlagen sich nicht mit vielem Schießen aufhalten möchte. Denn dazu gebraucht die Cavallerie den Säbel, die Infanterie das Bajonett, und selten und sparsam nur mußte gefeuert werden. Aber da die Capitulation schon geschlossen, so wäre es besser gewesen, wenn

ich ihm nichts mehr gemeldet hätte, indem es scheint, als wolle er meine Meldung zu seiner Entschuldigung anwenden. Die Anrede des Fürsten war ungefähr folgende: „Meine Herren, es ist Ihnen Allen bekannt, welche Anstrengung ich gemacht, um dem Feinde zuvorzukommen; es hat mir leider nicht glücken wollen, wir sind von 64,000 Mann völlig eingeschlossen. Dies hat mir der Prinz Murat auf sein Ehrenwort versichert. Bei so bewandten Umständen halte ich es für Pflicht, nicht unnöthig Blut zu vergießen, da es zu nichts mehr helfen kann. Sollte aber noch einer von den Herrn Generalen glauben, sich durchschlagen zu können, der sage es; so will ich mein gegebenes Ehrenwort wieder zurücknehmen." Alle schwiegen. Er fragte den Oberst Böhmke, was er meine. Dieser schwieg, als wollte er sagen: man hätte eher fragen müssen, jetzt ist's zu spät.

Also ward am 28. October von diesem Corps das Gewehr gestreckt und dadurch das Unglück vermehrt.

Daß ich nun hieran nicht den mindesten Theil gehabt, wollen Ew. Königliche Majestät 2c. 2c.

Druckfehler.

Seite 36 Z. 1 oben: vor „Wohlergehen" fehlt das Wort „eigene".
" 44 " 9 v. unten: nach „Fähnrich?" kein Anführungszeichen.
" 83 " 4 v. oben: „Tyroler" statt „Tyrolern".
" 83 " 9 v. unten: vor: „Am" kein Anführungszeichen.
" 91 " 15 v. unten: „inner=", statt: „in".
" 135 " 14 v. oben: nach „mußten" kein Comma.
" 157 " 1 v. unten: „Einem" statt „Einen".
" 164 " 12 v. unten: „Um" statt: „Gegen".
" 203 " 9 v. oben: „zulenkten" statt: „zulenkte".
" 203 " 10 v. oben: „bildeten", statt: „bildete".
" 259 " 3 v. oben: vor „Anzahl" fehlt das Wort „solche".
" 281 " 6 v. unten: nach „klang" kein Anführungszeichen.

Hüser, Heinrich <<von>>, / Maurenbrecher, Wilhelm, / Quednow, Mathilde,

Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Generals der Infanterie von Hüser

Berlin 1877